Deutsche Rundschau

BAND CCLV

(April – Mai – Juni 1938)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertfünfundfünfzigsten Bande

(April – Mai – Juni 1938)

An Österreich!

Von Eugen Diesel

Über Nacht ist Österreich auch politisch geworden, was es in jeder anderen Hinsicht war — deutsch und ein Teil des allen Deutschen gemeinsamen Reiches. Noch ist das Ereignis kaum zu fassen. Im Laufe von wenigen Stunden, fast von zählbaren Sekunden endete die Geschichtsepoche von 1806, dem Ende des alten Reiches der Deutschen, bis zum 12. März 1938. Mehr noch endete als das! Denn schon seit der Reformation, seit dem Dreißigjährigen Krieg, seit dem Siebenjährigen Krieg entfernte sich Österreich, das doch der führende Staat der Deutschen war, politisch immer mehr vom übrigen Deutschland. Welche unbegreifliche Menge von Unglück, Unklarheit, Unentschiedenheit haben wir seit Jahrhunderten erlebt! Aber das ist nun wesenlos geworden. Was Unglück war, ist heute unser Glück. Kaum einem anderen großen Volk kann das beschieden sein, was wir heute erleben.

In scharfem Licht erkennen wir, was falsch war, jahrhundertelang falsch war. Unmöglich für ein großes Deutsches Reich, die alte Vormacht mit der alten Hauptstadt draußen zu wissen, mit all dem Großen und Herrlichen, was deutsch und österreichisch ist! Unmöglich für Österreich, außerhalb des Reiches zu leben, stolz und selbstbewußt zu atmen!

Aber weil wir Deutschen so lange getrennt waren, haben wir erst so recht erkannt, was wir sind, was wir wollen und können, und was wir werden müssen. Wir waren uns gegenseitig Folien: Österreich sah sich im Reich, wir im Reich sahen uns in Österreich. Und wir haben uns lieben gelernt. Da ist eine Liebe gewachsen, um die uns manche andere Nation, die das Erlebnis langer Trennung nicht kennt, beneiden kann. Unsere Liebe zu Deutschland war immer auch eine Liebe zu Österreich. Als kaum faßbares Glück erhielten wir das höchste Geschenk: Österreich, mit all dem, worum

unsere jubelnde Seele weiß, mit dem Schönsten, Heitersten, Tiefsten, mit all dem Deutschen im Gewande Österreichs.

Österreich ist unser — und Österreich hat uns gewonnen.

Das Dritte Reich und sein Führer bringen die Gegengabe, ihr Brüder in Österreich. Über Nacht seid ihr mächtiger, atmet ihr aus der Enge auf, seid ihr an den Grenzen geachtet und gefürchtet. Rings aus eurer Grenzmark blickt ihr von nun an anders in die Welt hinaus. Unversehens ist Österreich ein Teil der deutschen Macht. Wir sind stolz darauf, euren Stolz wecken zu helfen. Aber auch wir sind durch euch stolzer geworden. Das Reich ist größer, freier, weiter geworden durch das, was ihr einbringt. Mit einem Schlage sind wir noch größer und machtvoller und sind wir noch stolzer auf alles, was alle Deutschen schufen und uns näher ans Europa der Zukunft heranführt.

Welche politische, welche geistige und seelische Macht war der Möglichkeit nach in Österreich! Nun trat sie — lange verschüttet — in die helle, kraftvolle Wirklichkeit. Nach Ost und West, Nord und Süd, von Stamm zu Stamm, von Land zu Land ist Deutschland verändert. Die Wandlung Gesamtdeutschlands beginnt. Durch Deutschland zucken nun Strahlen der Kraft, bunt, vielfältig, reich wie seit je, alle geeint, ausgerichtet wie nie vorher. Wir fahren auf einem neuen Wagen des Schicksals hinaus ins neue Jahrhundert.

In dieser hohen Zeit sei uns klar: Was uns jetzt geschenkt wurde, muß in kommenden großen Gefahren behauptet werden. Die Welt steht nicht still. Man wird uns fürchten. Aber die Wiedervereinigung ist der erste große Schritt zum allgemeinen europäischen Frieden, zur großen Zukunft aller der Völker, die verstehen, sich selbst treu zu sein.

OBERBÜRGERMEISTER a. D. Dr. GOERDELER

Der große Irrtum

Als Frankreich im Herbst 1936 seine Währung zusammen mit anderen Ländern und in erfreulicher Übereinstimmung mit England und USA. abwertete, habe ich unter der Überschrift „Währendes Geld" darauf hingewiesen, daß die Abwertung des französischen Frank nur dann ihren erstrebten Erfolg haben könne, wenn Frankreich gleichzeitig seinen Haushalt in Ordnung brächte. „Tut es das nicht, verschafft es sich die Mittel zur Betreuung seiner öffentlichen Aufgaben durch vermeintliche Zauberkunststücke, so zerstört es selbst wieder die Grundlagen zur neugeschaffenen Währung. Dann steigen die Preise, und der Sparer sowie der nur von dem Ergebnis seiner Gegenwartsarbeit Lebende erleiden eine immer weitergehende Einbuße an Tauschkraft." – In einer zweiten Veröffentlichung „Frankreichs Erfahrungen nach der Abwertung" habe ich im Februar 1937 dargelegt, daß Frankreich bis zu diesem Zeitpunkt die Warnungen der Vernunft überhört und daher sein Ziel noch nicht erreicht hatte. Waren doch fast gleichzeitig mit der Frank-Abwertung die Arbeitszeit verkürzt, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, und die Löhne erhöht, um den Arbeitern eine „größere Kaufkraft" zu geben! Ich habe damals festgestellt, daß solche Maßnahmen der französischen Regierung niemals eine Wiederbelebung herbeiführen könnten.

Wenn ich mich heute, im Anschluß an eine längere Reise, insbesondere durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, erneut mit dem großen Irrtum unserer Zeit beschäftige, so kann ich darauf hinweisen, daß in Frankreich das in jenen beiden Abhandlungen Vorausgesagte in vollem Umfang eingetroffen ist. Es handelt sich nicht um Prophetenkunst, sondern lediglich um unabdingbare Erkenntnisse; es handelt sich nicht um mehr an Klarheit und Beständigkeit als erforderlich ist, um ein Stück Holz, das man als solches erkannt hat, nicht nach Wunsch oder Befehl als Eisen, sondern eben als Holz zu bezeichnen. Seit Monaten steht Frankreich im Ringen zwischen harter Erkenntnis und weichen Wunschträumen. Mit seinem soeben verabschiedeten neuen Arbeitsstatut hat es zwar diese noch nicht ganz aufgegeben, denn der „Indexlohn" setzt den unendlichen Spirallauf Lohnerhöhung – Preiserhöhung – Lohnsteigerung – Preiserhöhung usw. in Bewegung. Immerhin offenbart sich in dem Statut die Erkenntnis, daß der Arbeiter nicht abseits der Wirtschaftlichkeit seines Unternehmens bestehen kann. Das ist ein großer Fortschritt, zumal er von einer immer allgemeiner werdenden Erkenntnis getragen wird.

Als Präsident Roosevelt sein Amt antrat, war die Zahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten auf 10–12 Millionen geschätzt. Seine Maßnahmen gingen an der Tatsache vorbei, daß alle Länder der Welt sich in ähnlicher Verfassung befanden. Diese Tatsache hätte sie alle zu der klaren Erkenntnis führen müssen, daß die Ursache der Schwierigkeiten nicht allein in den Besonderheiten des Binnenmarktes lag, sondern daß in sehr hohem Grade die letztlich auf das

Diktat von Versailles zurückgreifenden Verengungen des Weltmarktes entscheidend waren. Aber auch Präsident Roosevelt entschloß sich lediglich zu Maßnahmen im Binnenmarkt, die diesen Zusammenhang außer acht ließen und sie als Ding an sich behandelten. Sie sollten die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse heben, gleichzeitig die Kaufkraft der Industriearbeiter stärken und durch öffentliche Arbeiten die Zahl der Arbeitslosen vermindern. Durchsetzt waren diese Maßnahmen mit sozialen Schöpfungen. Ich habe vor dem Wollen des Präsidenten Roosevelt jede Achtung, aber ich habe stets betont, daß fast keine seiner Maßnahmen Erfolg haben *konnte*.

Es mußte an sich schon schwer sein, in einem Land, dessen *landwirtschaftlich* verwertbare Fläche Arbeit und Ernährung für 400 Millionen Menschen bietet, in dem aber nur 130 Millionen Menschen leben, die *Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse* zu erhöhen. Der Verfall des Weltmarktes hatte ja den Absatz erschwert und die Preise gedrückt. Die erste Maßnahme des Präsidenten Roosevelt, Preise durch *Regierungskäufe* zu heben, war an sich möglich, nicht grundsätzlich unverständlich, aber zweifellos auch nicht notwendig, denn dies Land hatte ja immer natürliche Reserven. Wenn diese Maßnahmen nicht begleitet waren von einer kräftigen Initiative zur Wiederherstellung des Welthandels, *mußten* sie sich zeitlich totlaufen.

Seine zweite Maßnahme, dem Farmer Prämien für die Beschränkung der Erzeugung zu zahlen, war von vornherein verfehlt. Eine Volksgemeinschaft darf ihren Mitgliedern nicht Prämien für Nichtstun geben, dann handelt sie naturwidrig. Die amerikanischen Farmer haben auch sehr gern lieber das Staatsgeld hingenommen als unter Risiken gearbeitet. Also mußten in den Jahren 1935, 1936 nach USA. Schweine, ja sogar hin und wieder Weizen eingeführt werden. Diese ungeheuerliche Tatsache hat dann Veranlassung gegeben, mit dem Prämiensystem Schluß zu machen. Die Normalernte 1937 hat den Präsidenten Roosevelt noch einmal veranlaßt, alle nur möglichen künstlichen Maßnahmen zur Wiederaufrichtung der landwirtschaftlichen Preise dem Kongreß vorzuschlagen, aber bis Ende 1937 hatte der Kongreß in klarer Erkenntnis, daß diese Maßnahmen ja alle verfehlt sein müssen, alle Vorschläge abgelehnt. Wenn neuerdings gesetzliche Maßnahmen beschlossen sind, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sie fehl gehen müssen, und daß in Wahrheit nunmehr der Nordamerikaner erkannt hat, wie schicksalbestimmt sein großes Land in die Weltwirtschaft verstrickt ist, und daß Isolierungspolitik Verzichtspolitik sein würde.

Präsident Roosevelt hat die „Kaufkraft" des Industriearbeiters heben wollen, indem er für die einzelnen Industriezweige die Arbeitsbedingungen in der Richtung verkürzter Arbeitszeit und erhöhter Löhne beeinflußte. Diese Maßnahme war schon deswegen abwegig, weil sie den Farmer nicht aus der Schere zwischen niedrigen Agrar- und hohen Industriepreisen herausbringen konnte, sondern die letzteren noch weiter in die Höhe trieb. Aber *kann* denn überhaupt *Kaufkraft durch staatliche Beeinflussung der Löhne geschaffen werden?* Klarheit hierüber ist um so wichtiger, als Präsident Roosevelt in

seinen Verlautbarungen es als sein Ziel bezeichnet hat, das Nationaleinkommen und die Kaufkraft zu erhöhen; gleichzeitig hat er ein Gesetz vorgelegt, das die Arbeitszeit begrenzt; dies alles, nachdem Frankreich durch gleichwertige Maßnahmen in Schwierigkeiten geraten ist.

Gewiß drückt sich Kaufkraft im Geldbesitz aus. Aber Geld kann nicht durch willkürliche Staatsakte geschaffen und vermehrt werden. Geld ist lediglich ein Anerkenntnisschein, daß entsprechende Mengen tauschbarer Werte zum Tausche zur Verfügung stehen, daß A und B an der Schöpfung dieser Mengen mit Leistungen beteiligt waren und dafür entsprechende Geldwerte und hiermit die Möglichkeit erhalten haben, sich gleichwertige Güter oder Leistungen einzutauschen. Es gibt also keinen Anspruch darauf, irgend etwas leisten zu dürfen und dafür Geld zu erhalten. Sondern es gibt nur die Anwartschaft für eine Leistung, die andere in Tausch zu nehmen und dafür entsprechenden Gegenwert zu geben bereit sind. *Das Risiko für die Güte und die Absatzfähigkeit der Leistung muß der Leistende tragen*; sonst nimmt ihm der Staat schließlich den Lebenswillen. Dies alles wird ganz klar, wenn man auf den Urgrund alles Wirtschaftens zurückgeht. Der Mensch arbeitet, um zu leben und sein Leben zu verbessern. Um dies zu erreichen, stehen ihm geistige und körperliche Kräfte sowie Kräfte und Schätze der Natur zur Verfügung. Ursprünglich hat jeder Mensch in dieser Weise *sein* Leben und mit *eigenen* Leistungen bestritten. Der Einzelne hat *alles* getan, um Nahrung, Kleidung und Wärme sich zu verschaffen. Der großartige Fortschritt der Arbeitsteilung hat ermöglicht, daß nicht jeder alles tut, sondern jeder *das*, wozu er am fähigsten ist. Er zwingt dann aber auch zum Tausch, denn der eine erzeugt ja nur Nahrung, der andere nur Kleidung usw. Diese Entwicklung schreitet fort, je mehr der Mensch lernt, den Raum zu überwinden. Sie endet damit, daß der Javanese den Tee, der Amerikaner die Baumwolle, der Australier die Wolle, der Deutsche die hochwertigen Feinwerkzeug-Maschinen am besten herstellt; schließlich können einzelne nur kulturelle Güter erzeugen, erziehen, lehren usw., andere die gemeinsamen Angelegenheiten des Soldaten, Beamten usw. betreuen. Aber eins bleibt selbst bei fortgeschrittener Arbeitsteilung nötig: *die erzeugte Leistung muß tauschbar und begehrt sein*, sonst spielt sie in dem Lebenserhaltungs- und Gestaltungskampf keine Rolle. Die vielen Tauschhandlungen können natürlich nicht so ausgeführt werden, daß der Bauer seinen Bedarf von der landwirtschaftlichen Maschine bis zum Radioapparat in den verschiedenen Plätzen der Welt mit Roggenpaketen bezahlt. Man stelle sich vor, welche Fortbewegungsmittel und welche Vorratsräume allein für Roggen überall angelegt werden müßten. Man stelle sich vor, daß jeder jedem anderen die Leistung, die er haben möchte, mit Leistungen bezahlt, die er selbst vollbracht hat, wie es zu Beginn der Arbeitsteilung geschah, und man kommt zu der plastischen Vorstellung, daß fortgeschrittene Arbeitsteilung und erweiterte Raumbeherrschung dies ausschließen. Ohne die Schaffung eines leicht bewegbaren Geldes, das in jedem Augenblick jede tauschbare Ware vertritt, ist die ganze technische und zivilisatorische Entwick-

lung, ja wohl auch ein Teil der Kulturentwicklung der Menschheit nicht denkbar. Aber dieses Geld ist nur dann echt, hat nur dann vollen Tauschwert, wenn es wirklich eine tauschbare Leistung repräsentiert. Dies tut es nur, wenn der Staat dafür sorgt, daß der Wert der verfügbaren Geldmenge gerade dem Werte aller zum Tausch bereitstehenden tauschbaren Güter entspricht, d. h. Geld ist gestaltgewordenes tauschbares Ergebnis geleisteter Arbeit. Wer also über mehr Geld verfügen will, als er heute hat, muß eine größere Leistung vollbringen. Dann hat er größere Tauschkraft. Es ist aber nicht möglich, daß der Staat die Kaufkraft dadurch erhöht, daß er seinen Bürgern für eine gleiche oder vielleicht sogar geringere Leistung einen höheren Geldwert bewilligt. Es ist wohl möglich, denjenigen Menschen, die in einer Brotfabrik die Arbeit der Teigknetmaschine regulieren und überwachen, für ihre bisherige Arbeitsleistung eine höhere Geldmenge zu geben; dann verschiebt man aber nur den Wert ihrer Leistung im Verhältnis zum Wert anderer, nimmt also einem anderen etwas weg. Denn entweder muß nun der Brotfabrikant andere Löhne — selbst wenn er Maschinen neu kauft, bezahlt er in Wirklichkeit nur Herstellungslöhne, Gehälter usw. — kürzen oder ihre Kürzung durchsetzen. Dann sind diese anderen durch die Bevorzugung der einen Gruppe entsprechend geschmälert. Oder er muß seine Verkaufspreise erhöhen; dann werden die Käufer des Brotes in ihrer Tauschkraft gekürzt. Oder er muß seinen eigenen Anteil schmälern; zweifellos möglich. Aber wenn man die Höhe der Löhne und Gehälter in einer geordneten Volkswirtschaft mit der Höhe der Gewinnanteile vergleicht, so kommt man ja zu der sehr harten, aber leider unausweichlichen Feststellung, daß selbst bei der wirtschaftlich unmöglichen, weil jede Schöpfungskraft tötenden Abschaffung aller Führervergütungen und Kapitalrenten die Löhne nur um einen ganz geringen Prozentsatz erhöht werden könnten.

Nun gibt es auch untauschbare Werte; ein Museum, ein Dom, ein nur für ganz bestimmte Zwecke brauchbares Gebäude können nicht getauscht werden. Ergebnis und Erkenntnis: die für die Herstellung solcher Schöpfungen aufgewendeten Arbeitsleistungen können niemals Unterlage für Geldschöpfungen sein, denn das Geld ist, wie dargelegt, naturhaft an die tauschbare Leistung gebunden. Es ist also nicht möglich, die Angehörigen eines Volkes zum Zwecke ihrer Lebenserhaltung mit Dombauten zu beschäftigen. Dabei würden sie alle verhungern. Es ist nur möglich, den Dom zu errichten, indem jeder, nachdem er seine tauschbare Arbeitsleistung vollbracht hat, an der Errichtung des Domes mitarbeitet. Oder in Geld gesprochen: Dom- und ähnliche Bauten können nur von dem errichtet werden, was eine Volkswirtschaft nach Deckung aller zur Erhaltung des Lebens notwendigen Bedürfnisse für diese Zwecke an Arbeitsleistung noch erübrigt.

Hieraus ergeben sich ganz klare Grenzen für die Möglichkeit, durch Arbeiten, die die Gemeinschaft bezahlt, einzelne Mitglieder der Gemeinschaft zu beschäftigen. Solche öffentliche Arbeiten sind nur in dem Umfange ohne verhängnisvolle Wirkungen statthaft, wie ihre Bezahlung aus den Überschüssen tauschbarer Leistungen möglich ist. In einer Volkswirtschaft schlagen sich solche Ergebnisse ersparter Tauschleistungen in Form von Sparguthaben, von Sachgütern usw. als Kapital

nieder. Der Gemeinschaft stehen für öffentliche Arbeiten, d. h. für Arbeiten, die sich nicht aus eigenen brauchbaren Erzeugnissen bezahlt machen, nur das einstmals erarbeitete und nichtverbrauchte Leistungsergebnis (Kapital) und vom laufenden Arbeitsergebnis das zur Verfügung, was zur Erhaltung des eigenen Lebens nicht benötigt wird. Nicht ein Gramm mehr. Alle heute in der Welt aufgestellten Behauptungen, daß darüber hinaus zum Zwecke der öffentlichen Arbeitsbeschaffung Kredite mit irgendwelchen Papieren oder Scheinen geschöpft werden könnten, sind auf Irrtum oder Selbsttäuschung aufgebaut. Der Hochstand der Geld- und Banktechnik verleitet dazu. Es müssen aber stets schädliche Wirkungen eintreten. Die Kreditpapiere werden immer dahin drängen, Zahlungsmittel zu werden und das Geld zu verschlechtern. Sie stellen neben echtes Sparkapital das unechte ungedeckter Forderungen an den Staat. Sie verschlechtern also den Wert des echten Kapitals; sie schaffen eine Kapitalinflation. Die Selbsttäuschung hierüber geht so weit, daß der berühmte englische Gelehrte Keynes vom demnächstigen sanften Tod der Kapitalrente und von der Möglichkeit spricht, mit diesen Mitteln ewige Totalbeschäftigung zu sichern. In Wahrheit handelt es sich um nichts anderes, als daß der Staat für Leistungen, die er in der Gegenwart erhält, künftige Kapitaldeckung verspricht. Er meistert also die Schwierigkeiten der Gegenwart nur dadurch, daß er sie auf die Zukunft verschiebt. Es ist sehr wohl zu verantworten, der Zukunft Lasten aufzubürden, aber nur insoweit, als Vorteile sie in den Stand setzen, diese Lasten zu tragen. Eine andere Finanzierung kann sich nur ein Staat und nur auf kurze Zeit erlauben, der willens und fähig ist, in gemessener Zeit außerhalb seiner Grenzen Deckung durch echtes Kapital zu finden.

Wenn also Präsident Roosevelt Milliardenbeträge seit 1933 für öffentliche Arbeiten aufgewandt hat, so war das vertretbar für Werke, die Zinsen und Tilgung aus sich selbst heraus abwarfen, im übrigen aber nur, wenn gleichzeitig die Gesamtpolitik in allen ihren Maßnahmen und in allen ihren Einzelheiten darauf gerichtet war, die ständig steigenden Zinsen und Tilgungen aus einer entsprechend gesteigerten Verwertung der Leistungskraft der Nordamerikaner zu decken. Dann mußten alle Einzelbetätigungen der Politik, insbesondere auch die Außenpolitik, schnurstracks auf dieses Ziel hingehen. Auf keinen Fall durften Schulden gemacht werden, die im verfügbaren Sparkapital des Volkes keine Deckung mehr finden. Jedes Volk braucht den größten Teil seiner Ersparnisse, um Wohnungen zu bauen, sie einzurichten, Fabriken, Werkstätten und Maschinen zu schaffen, Bauernhöfe mit Inventar usw. zu versehen; sonst kann es seine Wirtschaftskraft nicht ausnutzen. Erst der Überschuß steht für andere Anlagen zur Verfügung. — Man sieht also, daß eine solche, die Zukunft belastende Politik an bestimmte Grenzen gebunden ist. Der entscheidende Anzeiger dafür, daß die Grenze der jeweiligen Leistungskraft innegehalten wird, ist der Ausgleich des öffentlichen Haushalts, einschließlich der Zins- und Tilgungslasten. Er ist unabdingbar, weil ja sonst sogar diese Lasten der Zukunft zugeschoben würden. — Die Schulden der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich seit 1933 um ungefähr 20 Milliarden Dollar erhöht. Sie sind zum größten Teil

nicht durch offene Anleihen auf Sparguthaben, sondern durch Regierungsbonds gedeckt, die die Banken nicht in beliebiger Menge halten können. Abgesehen hiervon ist dem Präsidenten Roosevelt das Entscheidende nicht gelungen, nämlich den öffentlichen Haushalt auszugleichen. Nun lese ich zwar hier und da, daß in Zeiten, wie den heutigen, die Staaten Aufträge erteilen müssen, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, und daß schließlich der Ausgleich des öffentlichen Haushaltes nicht so wichtig sei! Das ist alles vollkommen unrichtig. Auch die Gemeinschaft kann nicht mehr leisten, als die Summe der Leistungskräfte aller beträgt; auch sie ist an die Tatsache gebunden, daß man nicht mehr ausgeben kann, als man hat. Das Hinweggleiten über diese Tatsache ist Selbstbetrug. Die Wissenschaft, die ihn fördert, übernimmt eine schwere Verantwortung. Der Staat läuft an der Tatsache vorbei, daß es seine Aufgabe ist, der Leistungskraft seiner Bürger Tauschmöglichkeiten zu schaffen und zu sichern und auf dieses Ziel Außen- und Innenpolitik abzustellen. Der Einzelne wird die harte Tatsache eine Zeitlang nicht gewahr, daß — solange der öffentliche Haushalt nicht im Gleichgewicht ist — er oder seine Kinder und Kindeskinder mehr leisten oder bei mangelndem Absatz einfacher leben müssen. Je länger die lebende Generation sich dieser Härte entzieht, desto schwerer hat es die folgende.

Es ist kein Wunder, daß die Vereinigten Staaten heute vor der gleichen Entscheidung stehen wie Frankreich. Wer die klaren und ebensowenig wie das Fallgesetz außer Geltung zu setzenden Gesetze, die in der Natur und damit auch für den Menschen gelten, verletzt, muß eines Tages für das, was er getan hat, einstehen. Dies erkennen die Nordamerikaner, und daher resultiert zur Zeit die Lähmung ihrer Wirtschaftskräfte. Es gibt kein Ausweichen, ohne wieder neuen Schaden anzurichten; auch dies wissen sie. Vielleicht übersieht Präsident Roosevelt noch diese harten Tatsachen, aber das nordamerikanische Volk ist ebenso wie das französische klug und gesund genug, um sich aus diesen Verstrickungen zu befreien, und beide Völker sind kräftig genug, wieder die volle Härte dieser Natur und dieses Lebens zu ertragen.

Seit 1919 wird Irrtum an Irrtum, Selbsttäuschung an Selbsttäuschung gereiht. Dieser und jener entwickelt daraus sogar Theorien. Das Diktat von Versailles übersah, daß der hohe Lebensstandard aller Kulturvölker von dem wohlgeordneten Gleichgewicht und dem freien Leistungstausch abhing, die eine hervorragende Staatskunst des 19. Jahrhunderts geschaffen hat. Leidenschaft erzeugte den ferneren Irrtum, daß das Deutsche Reich sämtliche Kriegslasten tragen könnte. Als er erkennbar wurde, schloß sich der Irrtum an, den eigenen Lebensstandard durch Anleihen bei den anderen erhalten zu können. Als auch dieser Irrtum 1930 zusammenbrach, fanden nur wenige den richtigen, aber harten Weg, und noch weniger blieben auf ihm. Der große Irrtum klammert sich an die Vorstellung, daß die Staaten dem Einzelnen irgendwie die Schwierigkeiten und Risiken des Lebenskampfes voll abnehmen können, sei es durch öffentliche Arbeiten, sei es durch garantierte Arbeitszeiten oder Löhne, daß es dem Einzelnen wie der Gesamtheit gestattet sei, mit verminderten Leistungen besser zu leben.

Es ist letztlich der große Irrtum unserer Epoche, die gewaltigen zauberhaft erscheinenden Leistungen der Technik ausnutzen zu können, um das Zauberkunststück zu vollbringen, daß man in der Gegenwart mehr verbrauchen kann als das, was vorhanden ist. Hierin offenbart sich in Wahrheit ein verhängnisvoller Materialismus: die Gegenwart möge das Leben genießen; die Zukunft möge sehen, wie sie mit den neuen Lasten fertig werde. Ist es nun noch ein Wunder, daß allmählich in vielen Kulturstaaten die Kinderzahlen beängstigend zurückgehen? Nein! In der Beschränkung der Kinderzahlen kommt lediglich der Wille der lebenden Erwachsenen zum Ausdruck, ihr eigenes Dasein materiell auszukosten, selbst auf die Gefahr hin, eine Fortsetzung des eigenen Wirkens und desjenigen der Vorfahren in kommenden Generationen nicht mehr zu finden.

Die Befreiung aus diesem großen Irrtum unserer Epoche ist nur möglich durch klare Erkenntnisse und ihre Anwendung, selbst wenn sie hart sind. Dazu gehört Mut. Er kann nur durch äußerste Anspannung der moralischen Kräfte gewonnen werden, die Gott dem Menschen verliehen hat. Freiheit des Einzelnen, Freiheit des Volkes ist die entscheidende Voraussetzung für stolzen Mut und höchste Leistung; Willkür ist ihr Tod, Recht ihr Gott; Verantwortungsbewußtsein erhebt sie zur Opferbereitschaft, adelt sie zur Güte. Nur auf dieser Grundlage kann jenes moralische und materielle Gleichgewicht wiedergefunden werden, dessen die Welt bedarf.

Die Karte des Monats

Deutschland und der Donauraum

Österreich ist ins Reich zurückgekehrt. Im Donauraum hat eine neue Epoche begonnen. Mit einem Schlage sind die politischen und wirtschaftlichen Pläne zerstört, die die Donau sozusagen aus ihrem natürlichen Nordwest-Südost-Lauf ablenken wollten. Die natürlichen Gesetze des Raumes verweisen die Donaustaaten auf eine enge wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reich. Nur zusammen mit dem deutschen Industriestaat können die südöstlichen Agrarstaaten ihr wirtschaftliches Gleichgewicht finden. Als stärkster Handelspartner des Südostens nimmt Deutschland bereits rund 20 % der Gesamtausfuhr der südosteuropäischen Staaten auf. Mit der Eingliederung Österreichs ist die Donau der längste reichsdeutsche Fluß geworden. Die Zeit, in der raumfremde Mächte der Eigengesetzlichkeit des Donauraums Gewalt antun konnten, ist endgültig vorüber.

WALTER v. GULAT-WELLENBURG

Denken und Handeln im Okkultismus

Der Zauber, der das zunächst noch Undurchsichtige, Geheimnisträchtige, Rätselhafte, Wunderbare umweht, war von alters her die mächtigste Quelle des Strebens nach Erkenntnis. Mit dem „thaumazein", dem „sich wundern", begann für die Griechen der erste Schritt der Forschung. Dies braucht sich durchaus nicht nur auf Ungewohntes zu richten, sondern „in jeder Minute", wie Bismarck einmal schrieb, „sehn wir Wunder, und nichts als solche. Die, gegen welche wir durch die tägliche Gewohnheit abgestumpft sind, rechnen wir als den natürlichen Lauf der Dinge, dem jeder altkluge Tor auf den Grund zu sehen meint; tritt uns aber etwas Neues, dem bisher beobachteten, aber doch unerklärten Lauf des großen Räderwerks anscheinend Fremdes entgegen, dann rufen wir über Wunder, als ob nur diese Erscheinung uns unbegreiflich wäre."

Okkult, d. h. verborgen in diesem Sinne war und ist uns vieles, was dem menschlichen Wissen erschlossen wurde und wahrscheinlich noch erschlossen werden wird. Für eine große Zahl von Erscheinungen, nicht nur auf dem Gebiet der Natur, sondern auch dem der wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen z. B. fehlt uns eine stichfeste und lückenlose Einsicht in deren Bedingungen und Ursachen. Wir halten jedoch an der Überzeugung fest, daß sie durch bekannte Kräfte, deren Zusammensetzung nur im Einzelfalle noch undurchsichtig ist, hervorgebracht werden. Das *Wesen* des Wirkenden, so meinen wir, ist uns nicht verborgen, nur sein Verhalten im Sonderfall. Mit andern Worten, wir glauben zu wissen, *was* wirkt, aber nicht, *wie* es hier und jetzt wirkt.

Von dieser Betrachtungsweise scheidet sich der Okkultismus, indem er ein davon grundsätzlich verschiedenes Programm aufstellt. Er behauptet, daß Erscheinungen beobachtet worden seien, an denen alle Erklärungsversuche durch bisher bekannte Kräfte bzw. Ursachen scheitern und die daher durch gänzlich unbekannte, d. h. „okkulte" Kräfte hervorgerufen seien; deren Erforschung sich eben eine besondere Wissenschaft, die Lehre des Okkultismus, zur Aufgabe stelle.

Man darf dem Okkultismus nicht allzusehr zum Vorwurf machen, daß er lange mit allen Mängeln des Aberglaubens und kindischer Zauberei behaftet war und eigentlich erst seit drei Jahrzehnten sich von dem Beiwerk des Spiritismus zu säubern und eine ernsthafte Wissenschaft zu werden versucht. Er kann sich darauf berufen, daß auch die anerkannte Forschung eine vorwissenschaftliche Periode durchlaufen mußte. So wurden in der Zeit der mythologischen Naturerklärung für die Naturerscheinungen Götter verantwortlich gemacht, ähnlich, wie beim Spiritismus mitwirkende „Geister". Doch traten schließlich an Stelle der Götter Naturkräfte. Der Okkultismus kann ferner darauf verweisen, daß die Astrologie Vorläufer der Astronomie, die Alchimie der Chemie war und in neuerer Zeit z. B.

die Naturphilosophie Schellings, die zuerst als „eine Mischung von Scharfsinn, Tiefsinn und Unsinn" verspottet wurde, den Naturwissenschaften bei ihrem glänzenden Aufstieg wertvolle Antriebe verlieh. Es liegt mir daher vollkommen fern, einen — wie mir vielfach entgegengehalten wird — von vornherein ablehnenden Standpunkt einzunehmen.

Ich bleibe jedoch bei meiner Forderung, daß der Anspruch des Okkultismus, eine Wissenschaft zu sein, erst dann zu Recht erhoben werden darf, wenn er mit unwiderleglicher und nicht mehr anfechtbarer Methode den Nachweis für seine Behauptungen liefert. Er muß also belegen, daß es „okkulte" Erscheinungen tatsächlich gibt, d. h. solche Erscheinungen, die sich durch die bekannten Erklärungsformen nicht begreifen lassen. Erst dann kann er daran gehen, das Zustandekommen der Phänomene erklären zu wollen.

Der Okkultismus gibt nun dem, was er unter „Phänomenen" (Erscheinung) versteht, einen über den üblichen Sinn hinausgehenden Rahmen. Brennt ein Haus, so ist das Feuer die Erscheinung, ertönt eine Glocke, so das Geräusch, und nichts anderes. Der Okkultismus versteht aber mehr darunter. Nicht nur die einfache Tatsache, sondern er rechnet zur Erscheinung auch, daß sie offenbar unmöglich von bekannten Ursachen hervorgerufen sei. Er *behauptet* also, festgestellt zu haben, daß bestimmte Erscheinungen in den gewohnten Naturzusammenhang sich *nicht* einfügen.

Im Verlauf des Prozesses um den „Dietersheimer Spuk" äußerte z. B. der humorvolle Vorsitzende: „Daß Kartoffeln durch die Luft fliegen, das kann ich Ihnen jeden Augenblick vormachen. Daß aber eine Kartoffel, die auf einer Bank liegt, ohne daß sie jemand berührt, sich von dort erhebt und durch die Luft saust, das möchte ich gerne einmal sehen." *Das* aber hatte auch keiner der Zeugen gesehen. Sie erklärten nur, unter den obwaltenden Umständen sei eine Berührung nach ihrer Meinung eben unmöglich gewesen.

Allen okkulten Erscheinungen ist ferner gemeinsam: sie sind an eine Mittelperson gebunden, das Medium, sie sind an bestimmte Individuen gebunden; ohne diese Mittelspersonen treten die Erscheinungen nicht auf. Mediale und okkulte Fähigkeiten sind dazu notwendig, von diesem Organismus gehen die Vorgänge also aus.

Die Frage spitzt sich also darauf zu, ob es von Individuen ausgehende supranormale Wirkungen gibt, die, über die seit Generationen festliegenden Erfahrungen hinausgehend, über die Wirkungsweise von Geist und Körper reichen.

Nun legt der Okkultismus in seiner wissenschaftlichen Form Wert darauf, daß er Forschung treibt, deren Gegenstand nicht grundsätzlich geheimnisvoll bleibt, sondern nur bis jetzt noch unaufgeklärt ist. Er will auf diese Weise mystischen Tendenzen, die sich leicht einschleichen könnten, den Weg versperren. Darum führte Richet an Stelle des Wortes Okkultismus den Begriff „Metapsychik" ein, d. h. etwa „Lehre von seelischen Erscheinungen". In Deutschland ersetzte man den etwas in Verruf gekommenen Namen Okkultismus gerne durch die Bezeichnung Parapsychologie, d. h. etwa: „die Lehre von den abseitigen Formen und Erscheinungen des Seelenlebens". Damit vollzog man die Trennung vom Spiritismus.

Man will sagen: nicht von Geistern und ihrem Reich ist die Rede, vielmehr von einem Zweige der Psychologie, der Lehre vom menschlichen Seelenleben.

Dieser Zweig des „Seelenlebens" umfaßt eine Reihe von ganz verschiedenartigen Erscheinungen: einmal die unter dem Namen „Kryptästhesie" zusammengefaßten angeblichen Tatsachen der „Telepathie", d. h. der Gedankenübertragung ohne die sonst üblichen Mittel des Wortes der Gebärde, Berührung und dgl., dann das „Hellsehen" als die Fähigkeit, ungehemmt durch räumliche und zeitliche Grenzen, Ereignisse der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft wahrzunehmen, auch solche, die niemand sonst bekannt sind.

Eine zweite Gruppe bilden die mechanischen oder physikalischen Erscheinungen: Gegenstände, auch Menschen werden bewegt, ohne daß die bekannten Naturkräfte dafür in Frage kommen, ja sogar im Gegensatz zu den Gesetzen der Schwerkraft. Man schreibt einem Medium „telekinetische" Fähigkeiten zu, die Gabe, Gegenstände zu bewegen, sogar Menschen im Raum schweben zu lassen, die sogenannte „Levitation", indem man gleichzeitig behauptet, das Hervorrufen dieser Erscheinungen mit Hilfe bekannter Mittel verhindert zu haben. Hierher gehören auch die sogenannten „Materialisationsphänomene", worunter die Produktion von Gegenständen und Stoffen, die vorher nicht da waren, verstanden wird und die auf die Fähigkeit des Mediums „teleplastische Emanationen" (stoffliche Ausstrahlungen) abzusondern, zurückgeführt wird. In diese physikalische Kategorie kann man auch das Tischrücken, die Klopferscheinungen und dergleichen rechnen.

So sehr die Mehrzahl des von den Okkultisten als erwiesen Betrachteten unserem Weltbild, ja vielfach sogar dem „gesunden Menschenverstand" widerspricht, so wenig ist eine von vornherein verneinende Haltung statthaft. Nicht selten sind Männer mit dem Wort „unmöglich" gar zu voreilig gewesen. Selbst Hegel passierte das Mißgeschick, daß er in seiner Habilitationsschrift nachwies, es könne zwischen Venus und Jupiter kein weiterer Planet stehen, während die Ceres ihm mit recht weiblicher Bosheit den Streich gespielt hatte, sich gerade einige Wochen vorher in diesem Raum entdecken zu lassen. Ferner, als du Moncel am 11. März 1878 in der französischen Akademie der Wissenschaften zum ersten Male den Phonographen vorführte, wurde er von dem Gelehrten Bouilland an der Kehle gepackt und als „elender Schwindler, Bauchredner" beschimpft; und Graf Zeppelin mußte erleben, daß eine mathematische Kommission der technischen Hochschule zu Stuttgart seine Idee als undurchführbar begutachtete. Eine ganze Reihe solcher Beispiele ließe sich noch anführen. Die Wissenschaft darf daher an derlei Problemen nicht achtlos vorübergehen, sie muß selbst die unwahrscheinlichsten Angaben der Okkultisten unbefangen prüfen, mit dem guten Willen, sich vor erwiesenen Tatsachen auch dann zu beugen, wenn uns jede natürliche Erklärung dafür fehlt. Schon Kant bezeichnete es als „dummes Vorurteil, von Vielem, was mit einem Schein von Wahrheit erzählt wird, ohne Grund nichts zu glauben".

Die modernen Okkultisten, namentlich die naturwissenschaftlichen und ärztlichen Anhänger der Lehre, verweisen nun neben dem Widerspruch und Unglauben, den neue Entdeckungen anfänglich gefunden haben, noch auf andere scheinbare Stützpunkte ihrer Lehre. Die von Ostwald begründete, energetische Weltanschauung

und gewisse Tatsachen, wie die Emanation des Radiums, des Mesothoriums, die drahtlose Telegraphie und Telephonie, der Rundfunk und ähnliches, scheint folgender Überlegung recht zu geben. Etwa wie: hier werden Hertzsche Wellen von genau abgestimmter Länge vom Sendeapparat abgesendet, die irgendwo in Schwingungen des Mikrophons umgewandelt werden; dort nimmt das Gehirn des Menschen die Stelle des Sendeapparates ein, es dient als Kraftherd, von dem Kraftwellen ausgehen, als deren Wirkungen die beobachteten Erscheinungen erklärlich sind. Sie stehen also mit den Maximen des modernen naturwissenschaftlichen Denkens gar nicht so sehr in Widerspruch, wie es den Anschein hat.

So plausibel nun diese Gedankengänge klingen, so wenig werden sie durch die naturwissenschaftliche Beobachtung bestätigt. So fand man bei Experimenten am lebenden Menschen selbst bei starker Hirntätigkeit (in Affektzuständen) nur ganz geringe Stromschwankungen elektrischer Art, radioaktive Kräfte überhaupt nicht. Selbst ein so überzeugter Okkultist wie Tischner lehnt, wenigstens für die Telepathie, diese physikalische Erklärung ab und verficht die Annahme einer Übertragung der Vorstellungen, „ohne direkte engste Abhängigkeit von einer materiellen Unterlage".

Obwohl nun, wie wir sehen, das Erfahrungswissen der Naturforschung eine ausreichende Aufhellung der okkulten Probleme nicht gestattet, so sind doch unsere Kenntnisse der physikalischen und energetischen Erscheinungen so wenig abgeschlossen, daß okkulte Erscheinungen immerhin denkbar bleiben.

Die zunächst auftretende Frage ist daher: gibt es einen zwingenden Nachweis für okkulte Tatsachen? Nun ist diesem neuen Forschungsgebiet eigentümlich, daß nicht einmal die Realität seines Gegenstandes unbestritten dasteht. In vielen Fällen bleibt es nach der einschlägigen Literatur zweifelhaft, ob die fragliche Erscheinung tatsächlich als der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich aufgetreten ist oder etwa das Produkt einer Sinnestäuschung, einer Suggestionswirkung war oder auch vielleicht auf Grund einer Erinnerungstäuschung nur berichtet wurde. Diesen Verdacht erwecken ohne weiteres die Widersprüche, die wir z. B. in den Protokollen der Teilnehmer von okkulten Sitzungen finden. Ist aber auch die Erscheinung unbestreitbar echt, so erhebt sich die Frage, ob sie tatsächlich nur durch okkulte Kräfte zustande gekommen sein kann.

Bei der Prüfung dieser Fragen entscheiden wie überall in der Wissenschaft einzig und allein die Tatsachen. Gerade hier jedoch stoßen wir auf in anderen Forschungsgebieten ungewohnte Schwierigkeiten. Im Bereich der Naturwissenschaften z. B. ist jeder, der über die notwendige Vorbildung verfügt, imstande, die Ergebnisse durch unter den gleichen Bedingungen angestellte Versuche zu überprüfen. Bei den okkultistischen Versuchen aber ist zwischen dem Beobachter und dem Vorgang ein Mensch eingeschaltet — das Medium, ein Mensch mit all den bewußten und unbewußten Täuschungsmöglichkeiten, mit denen der Naturforscher als Beobachter von Naturvorgängen, die der Kontrolle sich nicht widersetzen, nie zu rechnen braucht. Und gerade, weil seine Beobachtungen Betrugsmöglichkeiten ausschließen, ist er als Beobachter okkulter Erscheinung erfahrungsgemäß Täuschungen am leichtesten ausgesetzt. Darum fürchten auch die Medien,

wie Farman in seinen „Geständnissen eines Mediums" ausplaudert, von Beobachtern am meisten Geistliche und Journalisten, während Gelehrten „ebenso leicht mitzuspielen ist wie Blinden". „Mit Gelehrten", spottet er, „seid ihr so sicher als wie mit Gentlemen."

Jene Versuchsbedingungen aber können sich nur wenige verschaffen, denn die Hauptbedingung ist ja das Medium. Einmal gibt es deren nur eine unverhältnismäßig geringe Anzahl, und ihre Heranziehung erfordert hohe Kosten für Aufenthalt in einer fremden Stadt, Honorar und dgl. Daher kommt es, daß gute Medien von Forschern, die über reichliche Mittel verfügen, geradezu monopolisiert werden, d. h. sich verpflichten müssen, Experimente mit anderen als dem Monopolinhaber abzulehnen. Zu den Sitzungen indessen kann wiederum nur ein beschränkter Personenkreis Zulassung finden, so daß eigene Beobachtung einer größeren Reihe von Sitzungen — das aber verlangen gerade die Okkultisten als Voraussetzung für eine Stellungnahme — nur ganz wenigen möglich ist.

Angesichts dieser Sachlage ergeben sich drei Möglichkeiten. Einmal, man erklärt sich mangels unmittelbarer Beobachtung als unzuständig. Oder man nimmt das in der okkulten Literatur Berichtete auf Treu und Glauben hin, oder schließlich, man prüft auf Grund dieser Literatur kritisch die Methode der Versuche, ihre Bedingungen in bezug auf Vermeidung der Fehlerquellen und die Stichfestigkeit der Protokolle und der Berichte der Sitzungsteilnehmer. Dieses Verfahren ist schon darum einwandfrei, weil das okkulte Schrifttum mit der Veröffentlichung doch den Zweck verfolgt, den Leser zu überzeugen und ihm dabei kritische Prüfung nicht verweigern kann. Schließlich aber sind auch die, die zu Sitzungen zugelassen wurden, hinsichtlich anderer Fälle ebenfalls auf die Literatur angewiesen und pflegen sich auch in eigenen Schriften darauf zu stützen.

Bei der Durcharbeitung dieser Literatur wird offenbar, daß die der älteren Zeit den Stempel unkritischster Erzählung auf der Stirn trägt. Man soll Geschichten von unheimlichen Dingen und Vorgängen glauben, nur weil der Erzähler sonst vielleicht vertrauenswürdig ist. In der Geschichte des Okkultismus und des Spiritismus treten jedoch im Überfluß Männer mit sonst unbeirrbar klarem Verstand und mit hervorragenden, ja genialen Leistungen in ihrem Fach auf, deren geistig-seelisches Gleichgewicht ins Schwanken gerät, sobald sie sich in das Labyrinth spiritistischer oder okkultistischer Gedankengänge begeben.

Die moderne okkultistische Literatur hat nun das Experiment eingeführt und beschreibt dieses nebst der sich aus ihm ergebenden okkulten Wirkungen selbst. Hier erst kann die Kritik einsetzen, hier kann geprüft werden: liegen die Bedingungen, unter denen der Versuch ausgeführt wurde, so, daß für die beobachteten Erscheinungen, Wirkungen bekannter naturgesetzlicher Ursachen nicht in Frage kommen? Ferner, sind die Erscheinungen, von denen berichtet wird, auch tatsächlich einwandfrei beobachtet worden?

Schon die Berichte über das tatsächlich Beobachtete mahnen zur größten Vorsicht. Die uns zugänglichen Sitzungsprotokolle weichen bereits in diesem Punkte häufig voneinander ab, ohne daß man darum die Gutgläubigkeit der Beobachter bezweifeln dürfte. Als Störenfriede greifen, wie schon erwähnt, ein: Suggestion,

Autosuggestion, Halluzination und dgl., die zu Irrtümern in der Wahrnehmung führen, auch Erinnerungstäuschungen bei der späteren Abfassung der Berichte. An anderer Stelle habe ich angeführt, wie ich selbst einer Autosuggestion unterlag, die ich erst durch eine Prüfung der objektiven Sachlage als solche erkannte. Viele Menschen sind auch außerstande, das tatsächlich Wahrgenommene und das, was sie aus den Umständen erschließen, streng auseinanderzuhalten. Es ist z. B. ein Unterschied, ob man sagt: ich habe gesehen, daß ein Gegenstand, etwa eine Glocke, sich bewegt hat, aber nicht gesehen, ob sie mittelbar oder unmittelbar bewegt wurde, oder ich habe gesehen, daß niemand mit einer Gliedmasse oder etwas anderem sie berührt hat.

Weitere Unzuverlässigkeiten liegen in der seelischen Struktur zahlreicher Beobachter begründet. Die bis zur fanatischen Gläubigkeit gesteigerte Vorüberzeugung, die Wunscheinstellung auf Resultate und auf die Erzielung eines positiven Erfolges zeitraubender Arbeit, ihre fast kindliche Vertrauensseligkeit, die Eitelkeit und Ruhmsucht des Forschers, der unbewußte Widerstand gegen die Preisgabe zärtlich gehegter vermeintlicher geistiger Errungenschaften: das sind nur einige der subjektiven Faktoren, die den Blick für eine sachliche, tendenzfreie Beobachtung trüben.

Dazu treten eine Reihe von objektiven Beobachtungshemmungen, die in den Eigentümlichkeiten der okkultistischen Methoden liegen. Den Forderungen auf eine Versuchsanordnung mit einer Kontrolle, die eine von Fehlerquellen freie Feststellung ermöglicht, begegnet man mit unerwarteten Einwänden: dem der Gefahr, das Medium werde – etwa durch überraschende Eingriffe – gesundheitlichen Schaden erleiden, oder gar mit Anrufung des Zartgefühls, wo es sich um eingehende Untersuchung eines weiblichen Mediums handelt, auch der beleidigenden Unterstellung, die das Mißtrauen gegen das Medium enthalte, usw. Man zieht sich darauf zurück, daß die okkulten Erscheinungen nur unter bestimmten Bedingungen auftreten, die man eben erfüllen müsse, ebenso, wie zu Versuchen auf anderen Gebieten auch die Bedingungen nicht beliebig gewählt werden könnten. Der Okkultismus hat aber leider das Mißgeschick, daß die geforderten Bedingungen, die okkulte Erscheinungen begünstigen, zugleich auch der Täuschung Vorschub leisten. Sehen wir von den telepathischen und hellseherischen Erscheinungen, von denen noch die Rede sein wird, ab, so fällt uns beim physikalischen Okkultismus auf, daß er ungemein lichtscheu ist. Denn die Versuche finden fast durchweg in nahezu vollkommen verdunkeltem Raume statt. Zudem beansprucht das Medium, die Versuchsanordnung mitzubestimmen, gibt während der Sitzung Weisungen über Platzwechsel der Teilnehmer und Kontrollpersonen, fordert Musik, lebhafte Unterhaltung u. a. m. Zeitweilig verbünden sich auch die Versuchsleiter mit dem Medium gegen einen unbequemen Beobachter. So ließ Schrenk-Notzing meinen Plan, das Medium Eva C. zu überrumpeln, das Medium vorher wissen, und die Folge war, daß ich von weiteren Sitzungen ausgeschlossen wurde. Daß fast sämtliche bekannte Medien auf Betrugsversuchen ertappt worden sind, leugnen auch die Okkultisten nicht und haben darauf Antworten bereit, die eine mindestens verblüffende Logik verraten. Ein bekannter

Münchner Okkultist äußerte einmal: „Wir wissen, daß die Medien schwindeln, daß sie nachhelfen, um den Erwartungen der Besucher zu entsprechen. Wenn es aber nur in einigen Fällen gelungen ist, sie beim Schwindel zu erwischen, so spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das meiste echt ist."

Auffallend ist ferner, daß glaubensbereite Menschen die Kerntruppe der okkultistischen Kreise bilden, die sich auch mit Vorliebe aus ähnlich Gearteten ergänzen. Freilich hat man auch eine Reihe von Fachgelehrten zugezogen. Reizvoll ist dabei das Verhalten der Okkultisten diesen gegenüber. Bezweifelt nämlich ein Fachwissenschaftler die Zuverlässigkeit ihrer Forschungsmethoden, so wird er als unzuständig abgelehnt, als ein Mann, dessen Urteil nicht mehr Beachtung verdiene als das eines beliebigen Namenlosen. Gesellt sich aber einmal ein Gelehrter von Ruf zu ihnen und teilt ihre Ansichten, dann sind Titel, Rang und Ruf als Hochschullehrer und Forscher ein unumstößlicher Beweis, daß dieser Mann sich weder irren noch einer Täuschung unterliegen konnte, und er wird von da an als Paradestück vorgeführt.

Außerdem pflegen die Okkultisten dem Zweifler eine Beweislast zuzuschieben, die offenbar auf ihre Schultern gehört. Ihre Phänomene sehen wie Taschenspielerei aus und sind von dieser kaum unterscheidbar. Statt aber die Unmöglichkeit einer Täuschung nachzuweisen, verlangen sie umgekehrt, daß man eine etwaige Irreführung aufzeige. Ich erinnere an die früher erwähnte erste Vorführung des Grammophons. Hier gelang es du Moncel schon nach wenigen Minuten, überzeugend zu machen, daß kein Bauchredner oder sonstiger Schwindel im Spiele war; niemals aber wäre es du Moncel in den Sinn gekommen, die Forderung aufzustellen, es sei Sache Bouillands, den Schwindel nachzuweisen.

Nach alledem beabsichtige ich nicht, mit den Vertretern des Okkultismus in eine Auseinandersetzung einzutreten, die ich mangels eines gemeinsamen Ausgangspunktes nach meinen Erfahrungen für aussichtslos halten muß, werde aber in drei weiteren Aufsätzen* versuchen, den Leser über die seitherigen Ergebnisse der Okkultismusforschung und einige damit zusammenhängende Fragen zu unterrichten.

---

* „Medien Versuchsleiter und Beobachter", „Theorien und Hypothesen der Okkultisten", „Massenpsychische Erscheinungen und massentelepathische Wirkungen".

HANS OTTO GLAHN

Der Wilhelmstein

Fährt man von Hannover nach Westen, so liegt nach 30 Kilometern, nicht weit nördlich des Weges, die weitgedehnte Fläche eines Sees. Es ist das Steinhuder Meer, der größte Binnensee Nordwestdeutschlands. Seinen Norden säumen dunkles Moos und weißleuchtende Dünen, das Westufer wird von saftigen Wiesen umrahmt – eine etwas holländisch anmutende Landschaft, über die immer Wind streift – dahinter erscheinen die weichen Linien der reichbewaldeten Höhen um Bad Rehburg, und von Süden schauen Deister und Süntel herüber . . .

Wenn der Blick über das weite Wasser schweift, bleibt er wohl hier und da an einem der vielen Segler und den für die Gegend charakteristischen Einbäumen der Fischer haften – dann aber fesselt ihn ein fester Punkt, eine Insel, die sehr klein, mit den Silhouetten einiger düsterer Baumkronen, plötzlich aus dem Meere emporsteigt. Es ist der Wilhelmstein.

Diese Insel hat eine Geschichte, wie sie in ihrer Eigenart wohl selten eine Insel aufzuweisen hat. Denn sie ist als künstliche Anlage hier mitten im See entstanden, und auf ihr wurde eine kleine Festung erbaut.

Steinhuder Meer mit der Insel Wilhelmstein

Regierte da im 18. Jahrhundert die kleine Grafschaft Schaumburg-Lippe im stillen Bückeburg ein sonderbarer Fürst: Graf Wilhelm, Zeitgenosse des großen Preußenkönigs. Der hatte schon in jungen Jahren viel von der Welt gesehen, hatte draußen in der Schweiz, in Holland und Frankreich neben anderem vornehmlich Mathematik und Kriegswissenschaften studiert, war an den meisten Höfen Europas gewesen und hatte im österreichischen Erbfolgekrieg auch den Ernst des Schlachtfeldes kennengelernt. Vierundzwanzigjährig übernahm er im Jahre 1748 die Regierung seines Ländchens, in dessen Fürsorge er völlig aufging. Später zeichnete sich der Graf – Bewunderer und Anhänger Friedrichs des Großen – während des Siebenjährigen Krieges im Heere des Herzogs von Braunschweig aus, besonders bei Minden; er hat dann im englischen Auftrag, im Range eines hannoverschen Feldmarschalls, die portugiesische Armee kriegstüchtig zu machen gewußt und Portugal von den eingedrungenen Spaniern befreit. Danach aber zog er sich auf der Höhe des Könnens und des Ruhms – es sind Goethes Worte – „ins eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen, selbständig zu sein und zu bleiben" ...

Ja, selbständig. Nicht nur äußerlich, sondern mehr noch innerlich. Denn bewußt lebte dieser Mann seiner Eigenart. Dies lag wohl begründet in der Veranlagung, die die Natur ihm mitgegeben, in der ersten Erziehung in englischer Sitte und Sinnesart und nicht zuletzt darin, daß er schon in früher Jugend auf sich selbst gestellt war. Und neben dem, was damals Persönlichkeiten seiner Herkunft an äußerer Bildung allgemein vermittelt wurde, erscheint bei ihm als hervorstechende Eigenschaft eine besonders stark entwickelte Wißbegierde und ein seltener Eifer im Studium der verschiedensten Wissensgebiete. Geschichtliche Studien füllten die Jugendzeit, die Taten der Besten wirkten begeisternd, und das Streben nach Nacheiferung bemächtigte sich des feurigen Temperaments. Es nimmt nicht wunder, wenn man hört, der Graf habe beim Anblick von Cäsars Bild zu weinen vermocht, und Thomas Abbt erzählt noch aus seinen Mannesjahren von dem tiefen Eindruck, den die Geschichte der beiden Karthager im Sallust auf dieses empfängliche Gemüt gemacht hat*. Das alles hat dahin gewirkt, daß bei Graf Wilhelm eine Stärke der Seele in Erscheinung tritt, die oftmals geradezu an römische Vorbilder gemahnt. Weichlichkeit blieb ihm fremd; er sah sich als Soldat dazu bestimmt, Strapazen zu ertragen; Gefahr hat ihn stets unwiderstehlich angezogen. Es ist da manche sonderbare Geschichte von Mut und Tollkühnheit überliefert, die 1745 in Italien so weit ging, daß der kaiserliche Oberfeldherr den jungen Offizier mit schicklichem Vorwande vom Heere zu entfernen für ratsam hielt.

Die zahlreichen Reisen schufen praktischen Weitblick, und der Umgang mit vielen verschiedenen Menschen gab reale Lebensauffassung. Wie der Verstand,

---

* Überliefert von Schmalz in seinen Denkwürdigkeiten des Grafen, 1783. Sallust Cap. 79: „Zur Beseitigung von Grenzstreitigkeiten zwischen Chartagern und Cyrenensern beschlossen beide Völker, Leute auszuschicken. Wo sie sich begegneten, sollte die Grenze sein. Die Chartager willigten ein, als Streit entstand, sich lebendig auf der Stelle begraben zu lassen, um zu beweisen, daß sie so weit gekommen seien."

sprach aber auch das Herz, und die Kräfte des Geistes richteten sich auf das, was eine reife Überlegung als das Rechte und Gute erkennen ließ.

So wurden Hoheit des Geistes, Seelenstärke und Großmut, Enthaltsamkeit, Tapferkeit und Tatkraft die bemerkenswerten Züge im Wesen dieses Mannes, die mit den reiferen Jahren immer klarer hervortraten. Wie aber dieser Fürst

Wilhelm Graf zu Schaumburg-Lippe

Gemälde von J. G. Ziesenis um 1765

in mehr als einer Hinsicht eigenartig erschien, so eigenartig war auch, was er aus der Fülle seiner weitschauenden Gedanken in die Tat umsetzte. Früh zu den Pflichten der Regierung berufen, verwandte er seine Kraft und Zeit auf die Förderung des Wohlstandes seiner Untertanen, indem er Landeskultur und Gewerbe verbesserte und manche Einrichtung schuf, die bewies, wie weit er seinem Zeitalter beispielgebend vorauseilte. Recht sehr im Gegensatz zu so vielen Landesherren seiner Zeit, die über den Rhein schauend die schlechten Sitten der Franzosenkönige nachäfften, und deren Aufwand oft genug Land und Leute zugrunde richtete. Dieser Fürst verzichtete darauf, seine Landeskinder für fremdes Geld nach Amerika zu verkaufen. Der sah im Heere auch nicht ein Werkzeug in der Hand des Landesherrn zur Regelung persönlicher Interessen, nein, er fand die eigentliche hohe Bestimmung des Soldaten, Schützer der Heimat zu sein. Er

erkannte mit dem Weitblick des genialen Menschen, daß die Kriege fortan nicht mehr Sache der Regierenden, sondern der Völker selbst sein würden. Er sah voraus, daß ein Volk nur dann bestehen werde, wenn es in seiner Gesamtheit zur Verteidigung bereit sei. Und daher sollte jeder Schaumburger dem Lande als Soldat dienen. So führte er damals in seinem kleinen Gebiete den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht praktisch durch: jeder sechzehnte Untertan war Soldat.

Noch ein anderes zeichnete diesen Mann aus: er dachte über die Grenzen seines Landes hinaus, er fühlte als deutscher Fürst. Er sah, wie das wehrlose und zerrissene Deutschland immer und immer wieder Gegenstand französischer Übergriffe geworden war; er hatte aber auch die Überzeugung, daß, wenn jeder deutsche Fürst in seinem Lande die von Natur gegebenen Örtlichkeiten zur Anlage fester Plätze ausnutzte, Deutschland unbezwingbar werden könne. Und dafür gab er selbst das Vorbild, und dieses Vorbild wurde der Wilhelmstein! Eine uneinnehmbare Festung sollte es werden. Ihre Errichtung war also keine dilettantenhafte, kostspielige Laune eines ehrgeizigen Fürsten, wie kopfschüttelnd wohl einige Zeitgenossen gemeint haben mögen – nein, hier wurde ein Beispiel für die Möglichkeiten eines bis aufs Äußerste entschlossenen Widerstandes gegeben!

Zunächst begann man damit, eine Insel aufzuschütten. Darauf wuchs festes Mauerwerk empor, eine starke Zitadelle. Um sie gruppierten sich in durchdachter Anlage 16 kleinere Inselchen, jedes ein selbständiges Außenwerk für sich. In 4 Jahren entstand so die künstliche Insel in dem 5 Meter tiefen See. 1767 waren die Befestigungen vollendet – alles nach des Grafen eigenen Angaben. Die Zitadelle bildete eine Sternschanze mit 4 gleichen Strahlen; im unteren

Die Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer

Zeitgenössischer Stich von J. H. Tischbein

Teil niedrige, trockene Kasematten, Unterkünfte der Mannschaften, völlig bombensicher; darüber das Schloß, als Wohnung für den Kommandanten und die Offiziere dienend; das Ganze überragt von einem runden Turm, in dem sich eine Sternwarte befand. Die Besatzung zählte zu des Grafen Zeiten außer Kommandant und Vizekommandant 4 Offiziere und 140 Mann; sie konnte im Ernstfalle auf 263 Köpfe erhöht werden. Munition und Vorräte waren reichlich vorhanden. In dem kleinen Hafen der Insel lag eine Flottille von 5 Kanonenbooten.

Noch etwas anderes barg der Wilhelmstein. Der Graf, der mit Philosophen und Gelehrten in Briefwechsel stand, der Herder und andere bedeutende Männer an seinen Hof zog und den mit Thomas Abbt, dem Verfasser der schönen Schrift „Vom Tode für das Vaterland" innige Freundschaft verband, war immer bemüht, zwischen Soldat und Gelehrtem eine Art Verbindung zu schaffen, da beide die höchsten Werte eines Volkes zu hüten hätten. Deshalb wollte er auch seine Offiziere in solchem Geiste erzogen wissen. Er begründete auf dem Wilhelmstein eine militärische Akademie, um strebsame junge Leute zu tüchtigen Führern heranzubilden, unterrichtete selbst aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung und behielt sich auch persönlich die Entscheidung über die Aufnahme der Schüler vor.

Von denen sollte einer einst in der Geschichte einen Namen erhalten — ein Bauernsohn aus Bordenau, einem Pfarrdorf unweit des Sees: Gerhard Johann David Scharnhorst. Dort hatte der Vater, nachdem er bei der hannoverschen Kavallerie als Wacht- und Quartiermeister gedient, einen bäuerlichen Hof übernommen. Hier wuchs der Knabe heran in auskömmlichen, doch sehr bescheidenen Verhältnissen, unter den Eindrücken einer freundlichen Landschaft und in der Umgebung gerader, ruhiger Menschen. Seltsam — auch von ihm, wie von jenem Anderen, der einst in großer Zeit sein Gefährte und Mitarbeiter werden sollte, von Gneisenau, erzählt man, daß er auf der Weide des Vaters die Herde habe hüten müssen. Da mag wohl der Knabe in der Stille und Weite der duftenden Heide sich die ersten Gedanken über die Dinge seiner Umgebung gemacht haben, wenn er der Wolken Wege und Gestaltung, des Windes und Wetters Wesen beobachtete . . . Wer kann es sagen, was in der jungen Seele vorgegangen, zumal die Lippen so schweigsam geschlossen blieben wie bei Gerhard Scharnhorst?

Das tägliche Brot mußte schwer erarbeitet werden; ein langjähriger Prozeß um der Mutter Besitz zehrte an Kraft und Geld der Familie; Schicksalsschläge kamen und lehrten den Knaben früh den Ernst des Lebens begreifen. Er mußte überall mit Hand anlegen; er lernte auf Unerreichbares verzichten und sich mit wenigem zu begnügen.

Da war für die geistige Ausbildung zunächst nicht allzuviel Gelegenheit, und was ihm an ersten Schulkenntnissen vermittelt wurde, ist dürftig genug gewesen; einfache Dorfschulmeister gaben nur das eben Notwendige mit auf den Weg: Lesen, Schreiben und Rechnen und die Anfangsgründe der Religion. Doch um so mehr erwuchs nun aus der erdverbundenen Arbeit und dem Umgang mit Tier und Natur und bodenverwachsenen Menschen jene ruhige Klarheit und sichere Willenskraft, die die beste Grundlage selbständigen Denkens und unbeirrbaren

Handelns ist. Der Knabe erkannte auch bald, daß man unvollständige Schulbildung durch unermüdlichen Fleiß selber merklich ergänzen kann. „Ich habe", erzählt er später, „fast in keiner Wissenschaft mündlichen Unterricht genossen. Um ein jedes Wort orthographisch schreiben zu lernen, ließ ich mir von meinen Geschwistern alle Tage eine Seite meines Lehrbuchs diktieren, revidierte es dann in diesem und machte unter die Worte, welche unrecht geschrieben waren, Striche. Den anderen Tag sah ich die unterstrichenen Worte nach. Erinnerte ich mich bei

Scharnhorst

Stahlstich von Carl Mayers Kunst-Anstalt in Nürnberg

einem Worte hin und wieder der Fehler nicht, so suchte ich ihn in meinem Buche auf und unterstrich jetzt dieses Wort zum zweitenmal."

Ähnlich hat er es auch später bei anderen Studien gehandhabt; bei Erlernung von Sprachen, der Mathematik und der Kriegswissenschaften — überall findet sich diese eigenartige, zähe, methodische Arbeitsweise, die bei Scharnhorst das ganze Leben hindurch für das Erfassen und Behandeln geistigen Stoffes so besonders bezeichnend ist.

Von erster Kindheit an regte sich in dem Knaben der Wunsch, Soldat zu werden. Das lag ihm vom Vater her im Blute, der selber gern Soldat gewesen.

Und früh hörte Gerhard Scharnhorst mancherlei vom Krieg und Kriegshandwerk. Er hat wohl, wie uns hie und da berichtet wird, sooft es die Arbeit erlaubte, zu Füßen des alten, invaliden preußischen Korporals gesessen, der begeistert von seinem Könige und den eigenen Heldentaten zu erzählen wußte. Auch kriegswissenschaftliche Schriften aus des Pfarrers Bibliothek sollen in des Knaben Hände gekommen sein; und an stillen Winterabenden lauschte er andächtig den breiten, behaglichen Gesprächen des Vaters und der Nachbarn aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Da klang dann oft der Name des großen Preußenkönigs auf, der, einer Welt von Feinden trotzend, siegreich bestand, und vor des Knaben Seele erwuchs, fern noch, aber unermeßlich groß in der Fremdheit das Bild eines Helden. Solches Vorbild hat ja stets große Männer der Geschichte in ihrer Jugend seltsam stark erfaßt und in ihnen den heißen Wunsch erweckt, selbst einst auf gleichen Wegen zu gehen . . .

Zunächst war freilich die Aussicht für den Soldatenberuf gering, gefährdet durch des Vaters wirtschaftliche Verhältnisse. Und doch erscheint es geradezu schicksalsbestimmt, daß der junge Scharnhorst in der ernsten ländlichen Arbeit und der einfachen Umgebung für die soldatische Zukunft Unersetzliches mitbekam. Bereits in der Kindheit erfährt er die Notwendigkeit, sich fügen zu müssen, sich zu bescheiden, sich einzuordnen und auf Persönliches zu verzichten. Die Natur verleiht ihm Mut und Gesundheit; er gewinnt die Liebe zu Pferden und Freude am Reiten. Als der Vater den Wohnsitz mehrfach änderte, ging ihm der Blick auf für die Verschiedenheiten und Eigenarten einer Landschaft. So gab das Geschick dem künftigen Soldaten frühzeitig manches mit auf den Weg.

Endlich bot auch die Besserung der äußeren Verhältnisse, als nach gewonnenem Rechtsstreit die Eltern wieder in die Heimat zurückkehrten, Gelegenheit, den Lieblingswunsch zu verwirklichen. An einem Frühlingstage des Jahres 1773 stand der siebzehnjährige Scharnhorst vor seinem Landesherrn zur Prüfung für die Aufnahme in die Militärakademie auf dem Wilhelmstein. Der Graf erkannte — ungeachtet des fehlenden Schulwissens — daß hinter der klaren Stirn des Jünglings Gedanken arbeiteten und ein fester Wille am Werke war; er hörte aus unbeholfenen Worten Überzeugungen heraus, die errungen und nicht erlernt waren. Scharnhorst wurde Schüler auf dem Wilhelmstein.

Erstaunlich begannen sich hier seine geistigen Eigenschaften zu entwickeln. Bald gehörte er zu den besseren Schülern, avancierte schnell zum Feuerwerker, Stückjunker und schließlich zum Fähnrich. Sein Eifer und seine Kenntnisse finden sich oft in besonderen Schreiben des Grafen lobend erwähnt, und daß er auch ein guter Zeichner war, sehen wir an einer kleinen Federzeichnung, die von seiner Hand herrührt und die noch heute in der Kasematte hängt. Sie stellt einen Teil der Befestigungen von Neubreisach dar.

So vergingen vier Jahre. In allen Fächern militärischer Wissenschaften erwarb sich Scharnhorst ein zuverlässiges Können. Mit unbeirrbarem Fleiß und einer für so junge Jahre geradezu unheimlichen Sicherheit des Denkens hat er hier den Grund für sein späteres Wissen gelegt. Darüber hinaus fand er noch Höheres. Im Studium der Werke der werdenden Geistesheroen der Zeit ging ihm der Sinn

auf für deutsches Wesen und die Idee der Nation. Fortan nahmen seinen Geist die Begriffe Volk und Vaterland gefangen ...

Plötzlich ging alles zu Ende. 1777 starb der hochgesinnte Graf. Die Schule löste sich auf; auch mit der Bedeutung des Wilhelmsteins als Festung war es bald vorbei. Scharnhorst nahm Dienste in Hannover, bis ihn im Jahre 1801 Preußen für sich gewann. Nie aber ist das Gefühl des Dankes und der Verehrung gegen seinen Wohltäter in ihm erloschen. „Man wird selten", schrieb er später, „soviel unbedingliche Güte des Herzens mit soviel großen Eigenschaften des Geistes wie bei ihm vereint sehen. Seine Leutseligkeit, Menschenliebe und Guttätigkeit machten ihn zum allgemeinen Vater und Versorger seines Landes. Er hat nie einen Notleidenden ohne Hilfe gelassen, nie arme Witwen und Waisen ohne Versorgung. Er ließ zuletzt allen Aufwand seines kleinen Hofes eingehen und war allein dadurch glücklich, daß er andere glücklich machte. Gegen jeden seiner Nebenmenschen bewies er sich wohlwollend und gütig. — In seiner Militärschule war er der Anordner, Aufseher und Guttäter der Lehrer und Freund seiner Offiziere. Er hat viele junge Leute glücklich gemacht ... Ich kann mich nicht ohne eine Art von Enthusiasmus der Anordnungen dieses Herrn erinnern ..."

Der Graf blieb für Scharnhorst in seinem ganzen Leben und Wirken hohes Vorbild. Und ein Menschenalter später hat sein Gedanke, die Landesverteidigung dem eigenen Volke anzuvertrauen, herrliche Frucht getragen: als in höchster Not Scharnhorst zum Erneuerer des preußischen Heeres berufen wurde, da griff er zum Mittel der allgemeinen Wehrpflicht und gab dadurch Preußen Wehrhaftigkeit, Freiheit und Ehre wieder ...

Heute birgt der Wilhelmstein ein kleines Museum mit mancherlei Erinnerungsstücken. Die Gräben zwischen der Zitadelle und den Inseln sind zugeschüttet worden; so erhielt die Insel die heutige Gestalt. Einige der Häuschen sind von Familien bewohnt, alles von freundlichen Gärtchen umzogen; nur die alten Geschützrohre auf den Bastionen erinnern an vergangene Zeiten. Und wenn der Sturm die prächtigen alten Baumkronen zaust, dann ist es, als ob sie erzählen vom hohen Sinn eines weitschauenden deutschen Fürsten und von beharrlicher Jugendarbeit eines Mannes, der einst bestimmt war, sein Land wieder großzumachen. Beider Art und Schaffen beweist, was die Macht der Persönlichkeit vermag. Wir empfinden und erkennen, daß sich gute Gedanken und Werke niemals verlieren, und daß das Geistige immer Bestand hat. Aus dem Geistigen erwächst auch die Kraft, die einem Volke Ewigkeitswerte verleiht.

HEINZ KÜPPER

Elsa Brändström

Die weithin sichtbarste und überragendste Tat der Selbstlosigkeit und der Opferbereitschaft im Dienste der Kriegsgefangenenfürsorge hat Elsa Brändström vollbracht, die am 26. März dieses Jahres ihren fünfzigsten Geburtstag beging. Als Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg wurde Elsa Brändström sofort bei Ausbruch des Weltkrieges Zeugin von jenen Unmenschlichkeiten, die russische Ärzte und vor allem die maßgebenden staatlichen Stellen an den wehrlosen deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen verübten. Da sie allzu gut wußte, daß in solcher Lage und im damaligen Rußland weder diplomatische Verhandlungen noch der Hinweis auf bestehende internationale Abmachungen helfen konnten, fühlte sie sich berufen, aus eigenem Antrieb die fürchterliche Lage der Verwundeten und Gefangenen zu mildern und mit privaten Mitteln für eine Besserung in der russischen Behandlung der Kriegsgefangenen einzutreten. Daher verschaffte sie sich unter dem Schutze der schwedischen Gesandtschaft Zugang zu den Lazaretten in Moskau und Petrograd. Aber sie sah sich von vornherein vor eine Aufgabe gestellt, die sie allein niemals lösen könnte. Es fehlte nicht bloß an allen hygienischen Erfordernissen, auch die Beköstigung der Verwundeten war völlig unzureichend; aber, was noch schlimmer war: die russischen Ärzte verfügten über keine ausreichende Praxis und waren sich ihrer Pflicht keineswegs bewußt; gesinnungs- und verantwortungslos, wie viele unter ihnen waren, plünderten sie die Gefangenen rücksichtslos aus und mißhandelten sie ohne jeglichen Anlaß. Hatten die Gefangenen durch die Fahrlässigkeit der Ärzte und durch den Schmutz, der in den Lazaretten herrschte, schwere Blutvergiftungen bekommen, so amputierten die Ärzte willkürlich und oft ohne Betäubung Arme und Beine und überließen dann die Verwundeten ihrem Schicksal, der Kälte, dem Hunger, dem Schmutz und dem Ungeziefer.

In Anbetracht solcher Lage setzte sich Elsa Brändström durch Vermittlung ihres Vaters mit dem schwedischen Roten Kreuz in Verbindung. Unter Führung von Prinz Carl, dem Bruder des Königs, wurde in Stockholm ein „Hilfskomitee für Kriegsgefangene" gegründet, das neben seiner Tätigkeit in Deutschland und Österreich-Ungarn vor allem die Sache der in Rußland gefangenen Deutschen und Österreicher in die Hand nahm; mit Hilfe schwedischer Sammlungen sowie weitgehender deutscher Zuschüsse (die deutsche Regierung übersandte für diese Zwecke im Laufe der Jahre insgesamt annähernd 200 Millionen Mark) war dieses Komitee nach besten Kräften bemüht, die Lage der Kriegsgefangenen in Rußland zu mildern.

Die Arbeit Elsa Brändströms und der anderen Delegierten des schwedischen Roten Kreuzes wurde besonders durch die Tatsache erschwert, daß das zaristische Rußland sich in keiner Weise zu seiner Unterschrift unter die Haager Protokolle bekannte, wonach die Kriegsgefangenen materiell genau so wie die eige-

nen Soldaten zu behandeln waren. Rußland betrachtete die Gefangenen nicht bloß als die Angehörigen eines Volkes, die von der weiteren Teilnahme an den Kämpfen ferngehalten werden mußten, sondern auch als unerwünschte und gefährliche Feinde, und dementsprechend war auch die Behandlung, die Rußland ihnen zuteil werden ließ. Aber trotzdem versicherte Rußland unaufhörlich seine Unschuld und klagte scheinheilig die Deutschen der grausamsten Behandlung der Gefangenen an; mit Hilfe der deutschfeindlichen Auslandspresse entstand auf diese Weise eine Haß- und Schmähstimmung gegen Deutschland, durch welche allein es möglich war, daß die Russen allen Ernstes die Deutschen als Bestien mit Hörnern ansahen. Durch solche unsinnigen Lügen irregeleitet, duldeten die Russen nicht nur mit Widerwillen die selbstlose Arbeit des schwedischen Roten Kreuzes, sondern ließen auch kein Mittel unversucht, um die Tätigkeit der Delegierten zu erschweren und hinfällig zu machen; ja, aus Haß und schlechtem Gewissen ging man so weit, das schwedische Rote Kreuz als eine heimliche deutsche Spionageorganisation auszugeben. Solcherart waren die Stimmung und die Lage, in welcher Elsa Brändström und die anderen freiwilligen Helfer, allem Widerstand zum Trotz, unermüdlich und unerschrocken ihr selbstloses Liebeswerk schufen, dessen Erfolge um so höher zu bewerten sind, weil es den Russen verhaßt war.

Am längsten war Elsa Brändström in den Gefangenenlagern Sibiriens tätig. Dort hat sie aus reiner Menschenliebe und freiwillig Leiden und Entbehrungen ertragen, an denen sehr viele Gefangene zerbrochen sind. Liest man heute in dem nüchternen Erlebnisbericht, den Elsa Brändström über ihre Tätigkeit unter den Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien veröffentlicht hat, so ist man sowohl über die Strapazen, denen die Gefangenen ausgesetzt waren, wie auch über die Leidensfähigkeit dieser einen Frau zutiefst erschüttert. Man muß sich einmal das Leben der meisten dieser Kriegsgefangenen vorstellen: vier bis sechs Jahre lang hausten sie bei 60 Grad Kälte in elenden, halb unterirdischen Holzbaracken; die Uniformen waren nur noch Lumpen; das Essen spärlich, schlecht und gesundheitswidrig, wurde den Gefangenen in einen Blechnapf geschüttet, aus dem sie zu zehn Mann essen mußten, die Löffel dazu hatten sie sich selbst aus dem Blech der Konservenbüchsen hergerichtet. Willkürliche Bestrafungen mit Dunkelarrest und Prügelstrafe sowie unerhörte Mißhandlungen durch Spießrutenlaufen mußten sich die Gefangenen gefallen lassen; Arbeit und Beschäftigung waren fast nirgends vorhanden, Bücher waren eine Seltenheit, und aus der Heimat kamen keine Nachrichten. Manche Lager waren mit 35000 Mann belegt, und da alles zum bescheidensten Leben Notwendige fehlte, entstanden fortwährend Seuchen; manchmal starben in einem einzigen Lager täglich 350 Gefangene.

Solche und ähnliche Grausamkeiten muß man sich in ihrer vollen Tragweite vor Augen halten, um jene Hölle zu begreifen, in die sich Elsa Brändström von ihrem 26. Lebensjahre an gestellt sah und zu deren Linderung sie sich innerlich berufen fühlte. Ganz abgesehen von den zahllosen Bosheiten, mit denen die Lagerkommandanten die Gefangenen und die Delegierten unaufhörlich quälten, verfügte Elsa Brändström nur über wenige vertrauenswürdige Ärzte, und auch die

Menge der Medikamente war begrenzt; aber trotzdem kämpfte sie mutig gegen die Epidemien an, und es gelang ihr, die Seuchen überall zu beschränken und fast völlig zu beseitigen. Daß sie es außerdem erreichte, nach vielen Jahren der Unterbrechung den Gefangenen die ersten Nachrichten und Geldsendungen von Hause zukommen zu lassen, erscheint neben ihrem Kampf gegen die Epidemien als eine minder große Leistung; aber wohl niemand kann heute ermessen, welches Ausmaß von Ausdauer, Geschicklichkeit und Schlauheit dazu gehörte, um den Gefangenen in ihrem fürchterlichen Los eine auch nur kleine Erleichterung zu verschaffen. Um die ganze Wucht der damaligen Lage begreifen zu können, muß man bedenken, daß die Gefangenen vor Elsa Brändströms Ankunft ein Dasein führten, welches sich in materieller Hinsicht in nichts von dem der russischen Schwerverbrecher unterschied; ja, darüber hinaus folgte den Gefangenen auf Schritt und Tritt der Haß der russischen Bewachungsmannschaften, und statt wenigstens, wie es vertraglich festgelegt war, ihren soldatischen Rang und Charakter zu achten, sperrte man Offiziere und Mannschaften unterschiedslos zusammen und erdachte für die Offiziere immer neue Demütigungen. Ja, selbst bei dem Bau ihrer Eisenbahnlinien zwangen die Russen die Gefangenen zu unsäglich harter Fronarbeit; bei dem Bau der Murmanbahn waren allein 70000 Gefangene beschäftigt, und da sie täglich zu einer Arbeitsleistung von 18 Stunden gezwungen wurden, ging natürlich weit über die Hälfte von ihnen elend zugrunde oder erkrankte schwer; die anderen, die mit dem Leben davonkamen, verdankten dies vor allem Elsa Brändström und den übrigen Delegierten; mit Hilfe ihres Vaters und energischer Vorstellungen gelang es ihr nach hartem Kampfe, auch hier eine menschlichere Behandlung der Gefangenen durchzusetzen.

Wieder war es Elsa Brändström, die lebhaft für den Austausch der invaliden Gefangenen eintrat, und ebenfalls ihr ist es zu verdanken, daß die aus der Heimat und aus Schweden eintreffenden Liebesgaben ordnungsgemäß weitergeleitet wurden. So sorgte Elsa Brändström nach besten Kräften nicht nur für das leibliche Wohl der Gefangenen, sondern setzte auch ihre ganze Persönlichkeit ein, um die Gefangenen im Seelischen widerstandsfähig zu machen. Sie beschaffte ihnen Rohmaterial, Werkzeuge und Bücher, um sie, ihrem bürgerlichen Beruf möglichst entsprechend, zu beschäftigen, ja, sie regte Vortrags- und Theaterabende an und schaffte einige Musikinstrumente herbei.

Als die bolschewistische Revolution ausbrach und die neue Regierung die Tore der Gefangenenlager öffnete und die Gefangenen zu freien Mitbürgern erklärte, war es um die Gefangenen, entgegen der scheinbaren Besserung, noch schlimmer bestellt als bisher; in dem weiten Russischen Reiche waren sie völlig auf sich selbst gestellt, und da ihnen niemand half, zogen sie trotz Winter und Hunger in Verzweiflungsmärschen massenweise nach Westen und Osten. Die meisten von ihnen wurden unterwegs Opfer der Kälte und des Hungers, und sehr viele endeten im Kampfe der Weißen gegen die Rote Armee. Damals bewies Elsa Brändström die ganze Größe ihres Heldenmutes und ihrer Opferfähigkeit, als sie im Juli 1918, von nur wenigen Delegierten begleitet, durch die beiden Fronten hindurchreiste; nur durch einen Glücksfall wurde sie vor dem Tode durch Erschießen be-

wahrt. In Sibirien erlebte sie die furchtbarste aller Hungerkatastrophen, die die Welt jemals gesehen hat. Mehr als eine Million wehrloser Menschen, vor allem russische Frauen und Kinder, gingen an Hunger und Seuchen elend zugrunde. In diesem Chaos hielt es Elsa Brändström unerschrocken aus, mit der gleichen Unermüdlichkeit und Tatkraft wie bisher half sie sowohl den Soldaten wie den Zivilisten.

Als endlich durch das tatkräftige Vorgehen Nansens die Rückbeförderung der ehemaligen Kriegsgefangenen in die Wege geleitet wurde, kehrte Elsa Brändström nach sechsjähriger Tätigkeit in ihre Heimat zurück. Wie sehr sie die Not der Gefangenen kennengelernt hatte, beweist ihr Entschluß, sich mit allen Kräften für die Schaffung von Krankenanstalten und Arbeitssanatorien einzusetzen. Um diesen Plan zu verwirklichen, schrieb sie nicht bloß ihr Erinnerungsbuch, sondern hielt in Amerika während eines halben Jahres Vorträge über ihre Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes, und das gesamte Honorar, das ihr reichlich zufloß, vereinigte sie mit den Spenden aus aller Welt zu einem großen Stiftungsfonds, der es ihr ermöglichte, in den Jahren 1922—24 drei große Pflegestätten für ehemalige Kriegsgefangene zu gründen: die Kuranstalt Marienborn-Schmeckwitz bei Kamenz und das Kinderheim Schloß Neusorge bei Altmittweida in Sachsen sowie das Gut Schreibermühle in der Uckermark. In diesen Anstalten sollten die Kriegsgefangenen unter behutsamer Pflege langsam körperlich und seelisch gesunden, um je nach ihrer Verwendungsmöglichkeit einen bürgerlichen Beruf ausüben zu können.

In ihrem Erinnerungsbuche tritt sie uns als eine bescheidene, selbstvergessene Frau entgegen, die nichts für sich und alles für die Gefangenen wollte und die mit ihrer Zähigkeit und Leidensfähigkeit Erfolge erzielt hat, die man im Hinblick auf die barbarischen Zustände Rußlands als unfaßlich bezeichnen muß. Schon früh erhielt sie als äußere Anerkennung ihrer opfervollen Tätigkeit von den Universitäten Tübingen und Königsberg den Titel des Ehrendoktors. Aber schon, bevor das akademische Deutschland Elsa Brändströms Wirken auszeichnete, hatten die Gefangenen und Verwundeten eine ihren bescheidenen Kräften entsprechende Auszeichnung vorgenommen: aus Dankbarkeit für ihre Güte und Selbstlosigkeit nannten sie Elsa Brändström den „Engel Sibiriens". Die ganze Größe ihres unerschütterlichen Frauenherzens und ihrer unversieglichen Opferbereitschaft, dazu die lindernde Macht ihrer überdurchschnittlichen Persönlichkeit haben in diesem Ehrennamen den deutlichsten Ausdruck gefunden. Zugleich ist in ihm die feste Überzeugung ausgesprochen, daß es auf Erden eine Macht gibt, die alle Schrecken der Barbarei und des sittlichen Tiefstands sieghaft überwindet: die Selbstlosigkeit eines starken Menschen. Daß solche Einsicht in den Herzen der Soldaten die Gestalt eines Engels angenommen hat, ist gewiß eines der schönsten Zeichen sowohl für die Frau, der dieser Ehrenname gilt, wie auch für die ungebrochene Gesinnung jener Menschen, die ihr diesen Namen gaben.

MAJOR-GENERAL LIONEL C. DUNSTERVILLE (Retired, Indian Army)

Von der heiteren Seite des Krieges

Der letzte Krieg, den wir den Großen Krieg nennen, war in jedem Sinne eine schreckliche Angelegenheit, und man möchte hoffen, daß seine furchtbare Tragödie als Warnung für die Zukunft dienen würde. Unglücklicherweise scheint das nicht der Fall zu sein. Der deutsche Dichter Schiller hat gesagt: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." Die Dummheit des Menschengeschlechtes scheint unheilbar, deshalb wird es für immer Kriege und wieder Kriege geben.

Doch bei all seinen entwürdigenden Schrecken hatte der Große Krieg auch seine heiteren Augenblicke. Die Männer in den Schützengräben, immer den grimmigen Tod vor Augen, rissen oft Witze, wenn die Granate krepierte, die beides beenden sollte: ihr Lachen und ihre Leiden.

Ich habe in früheren Jahren an vielen kleinen Kriegen in entfernten Ländern teilgenommen, und im Gedenken an sie verweilt mein Gedächtnis nur bei den amüsanten menschlichen Zwischenfällen und vergißt glücklich die häßliche Seite von Gemetzel und Zerstörung. Es gibt wenig Kriege, die so reich an solchen Zwischenspielen sind wie der Boxerkrieg in China 1900—1902, den ich als Captain mit meinem Regiment, den 20. Punjabis, mitmachte.

In jenem Krieg war Europa entschlossen — vielleicht einigermaßen voreilig — den gelben Rassen die Solidarität europäischer Anschauung vor Augen zu führen. Unter dem Oberbefehl jenes feinen alten Soldaten Feldmarschall Graf von Waldersee sandte jedes Land sein Kontingent, um die Unruhen in China aufzuhalten, die durch den Boxeraufstand veranlaßt waren. Deutschland, Frankreich, England, Italien, Österreich-Ungarn, Amerika und Japan bildeten, wie man sich vorstellen kann, eine furchterregende Schlachtordnung gegen den armen alten „Chinaman". Aber vielleicht waren wir ebenso daran interessiert, uns gegenseitig zu überwachen wie einen nicht sehr hartnäckigen Feind zu besiegen.

Im ganzen waren die Beziehungen zwischen den ungleichen verbündeten Armeen ganz harmonisch, obwohl eine bestimmte Summe von Reibungen unvermeidbar war. Meine persönlichen Beziehungen mit den Offizieren der deutschen Armee und Flotte während dieser Zeit gehören ohne jede Übertreibung zu meinen glücklichsten Kriegserinnerungen in nahezu vier Jahrzehnten meines soldatischen Dienstes. Ich kam durch meine Stellung in sehr enge Beziehung zu Offizieren aller Nationalitäten, in den letzten Stadien des Krieges als Eisenbahnstabsoffizier in Tongku an der Mündung des Peiho. Die Eisenbahnlinie von Tongku führte nach Norden durch Shan-Hai-Kwan, wo sie auf die russische Eisenbahn traf, und westlich nach Peking. Tongku war also der Haupthafen dieses Teiles von China, so daß alle Offiziere beim Kommen oder Gehen nach und aus dem Lande durch meine Hände gingen, und infolgedessen war ich zum erstenmal in meinem Leben eine wirklich wichtige Person, nicht nur in meinen eigenen Augen.

Ich wußte sehr wenig von Eisenbahn, da ich niemals viel über sie nachgedacht hatte seit meinen Kindertagen, als ich mit meinen Spielzeuglokomotiven spielte und mich nach einer glücklichen Zeit sehnte, in der ich wirkliche Eisenbahnzüge zum Spielen haben würde. Und hier war mein Kindertraum Wirklichkeit geworden — wie selten kommt das im Leben vor! Ich war bald fähig, mir einige Kenntnisse anzueignen, die mich befähigten, mich mit dem Verkehr zu beschäftigen in einer — wie ich bescheiden glaubte — leidlich zulänglichen Art. Ich hatte unter mir einen gut ausgebildeten Stab von Zivilisten, die ihre Arbeit gut kannten. Ich war einfach der Boß, der sagte, was er wollte, die andern machten die Arbeit. In dieser Art arbeiteten wir sehr fröhlich zusammen, und obwohl es nichts gibt, was ein Zivilist übler aufnimmt, als Befehle von einem Soldaten zu empfangen, hatten wir sehr wenig Reibungen. Ich bin stolz, sagen zu können, daß meine Eisenbahnverwaltung während eines ganzen Jahres ohne die Aufregung auch nur eines einzigen Zusammenstoßes lief.

Die notwendigste Eigenschaft für meine Arbeit war Takt, wie die folgenden typischen Zwischenfälle zeigen. Als ich vier Güterwagen in meinem Bahnhof hatte, erhielt ich dringende Anforderungen auf diese Wagen von fünf verschiedenen Nationen. Nur eine Nation konnte sie haben, und es war mein Amt, darauf zu achten, daß die Gefühle der andern nicht unbillig verletzt wurden. Ich steuerte mich selber durch viele solcher rauhen Passagen, indem ich eine Bar einrichtete, in der ich einen umfangreichen Vorrat von Nationalgetränken aller Nationen hielt — eine zeitweise, wenn auch nicht übermäßige Verabfolgung von Alkohol kann sehr besänftigend wirken.

Ich frage mich oft, ob der Völkerbund mit dieser meiner Methode nicht besser gedeihen würde — aber vielleicht sind die armen Teufel alle abstinent. In mancher Beziehung waren wir ein kleiner Völkerbund in Tongku, und ich kann unsern besseren Erfolg nur dieser gescheiten Behandlung der Ärgerlichen und Indignierten zuschreiben.

Außer anderen Zwischenfällen hatte ich eine Sache mit dem deutschen Vertreter, Hauptmann von Oppen. Er hat eine Masse von Flaggen auf einem Platze aufgepflanzt, wo sie — wie ich meinte — nicht sein sollten. Ich bat ihn, sie zu entfernen, aber er verweigerte es. Anstatt uns gegenseitig an die Kehle zu gehen — wir waren sehr gute Freunde — setzten wir uns vor eine Flasche Bommerlunder oder Aquavit und unterbreiteten die Sachen höheren Instanzen, indem wir ihre Entscheidung mit vollkommenem Gleichmut erwarteten, während wir gegenseitig unsere Gläser immer wieder füllten.

Ich mußte soviel Sprachen wie nur möglich sprechen. Ich hatte schon meine Prüfung als russischer Dolmetscher, sprach Französisch ziemlich gut und genug Deutsch, um damit durchzukommen. Ich fand Zeit, Chinesisch zu lernen und die offizielle Prüfung darin zu bestehen. So war die Rolle des Dolmetschers nicht zu schwer für mich. Tatsächlich hatte ich eine leichte Zeit — bis die Damen kamen. Liebe, entzückende Dinger — ich liebe sie alle — und obwohl sie die Wurzel von nahezu allen unsern Plagen sind, möchte ich sie nicht anders haben, soviel ich auch unter ihren Händen gelitten habe.

Einmal, als eine englische Dame ankam, um ihren Mann zu treffen, lud ich sie ein, im Wagen eines Güterzuges Platz zu nehmen, den ich mit Stuhl und Kissen ausgerüstet hatte, um es ihr so bequem wie möglich zu machen. Personenzüge waren nicht verfügbar, und ich dachte, ich wäre besonders nett zu ihr gewesen. Sie dachte das nicht. Um sie zu ermutigen, sagte ich zu ihr: „Meine Frau ist oft so gereist", worauf sie lakonisch antwortete: „Ich danke Gott, daß ich nicht Ihre Frau bin."

Die erste Dame, die auf der Bühne erschien, war die Frau von Hauptmann Potschernick. Ihre lang erwartete und lang verzögerte Ankunft nahm beinah die Ausmaße eines kleinen Dramas an mit ihr selbst als weiblicher Hauptperson und einer nicht unwichtigen Rolle für mich. Es sind 35 Jahre her, daß ich zuletzt das Vergnügen hatte, Elfrida Potschernick zu sehen; wenn sie immer noch die reizende und entzückende Person ist, hat sie sicherlich den Zwischenfall nicht vergessen. Im Spätfrühling 1901 kam Hauptmann Potschernick auf mein Büro mit der Ankündigung, daß er nach Tongku gekommen sei, um seine Frau zu treffen, die täglich von Deutschland her fällig sei. Zu Schiff in diesem Hafen anzukommen, war zuweilen ein Wagnis. Vor der Mündung des Peiho war eine große Barre, und alle Fahrzeuge außer den kleinsten mußten vierzehn Meilen von der Küste entfernt draußen auf See ankern.

Trotz aller Anstrengung ihrer Freunde, sie zu erreichen, mußten die Passagiere ihren Weg in einem chinesischen Schiff machen, dem ortsüblichen Ruderboot. Eine Methode, die nicht nur langsam, sondern auch aufregend für eine junge Dame ist, die frisch aus Europa kommt. Es gab keine Möglichkeit, zu erfahren, wann ein Schiff ankäme. Deshalb war Hauptmann Potschernick, der überdies gerade vor seiner Ausreise nach China geheiratet hatte, natürlich in einem Angstfieber wegen der Sicherheit seiner Liebsten. Der Montag ging langsam vorbei und keine Elfrida. Dienstag das gleiche, und Potschernick geriet schon in Verzweiflung. Mittwoch teilte ein amerikanischer Transportoffizier mit, daß er eine Barkasse flußabwärts schicken würde, und fragte, ob ich eine Fahrt in ihr mitmachen wollte. Ich war ein wenig gelangweilt mit meinen Eisenbahnzügen, nahm fröhlich an und fuhr in Ferienstimmung mit zwei amerikanischen Offizieren los. Als wir die Barre erreichten, bemerkten wir, daß ein Schiff gerade eingelaufen war. Deshalb gingen wir längsseit und meldeten uns bei dem Captain, der sehr gastfrei war und uns mit umfangreichen alkoholischen Erfrischungen unterhielt. Inzwischen kam ein anderes Schiff an, und wir wiederholten die Vorstellung. Ich erinnere mich nicht mehr, wie viele Dampfer schließlich an diesem Tage ankamen, aber natürlich besuchten wir alle. Die Welt schien heller und heller zu werden. Ich kann sehr viel vertragen (jeder ist willkommen, der sich davon überzeugen will) und war nicht sehr beeinflußt von den uns angebotenen Erfrischungen, höchstens ein bißchen angeheitert — aber meine beiden Gefährten, weniger glücklich veranlagt, waren entschieden wackelig auf ihren Beinen.

Am späten Nachmittag warf noch ein anderes Schiff Anker, und der Kapitän lud uns wie üblich in den Salon, um auf das Wohl seines Schiffes zu trinken. Zwischen den Passagieren bemerkte ich eine ältliche englische Dame mit einer sehr

hübschen Blondine, deren Betreuung sie zu haben schien. Plötzlich sprach sie mich an: „Darf ich fragen, ob Sie ein englischer Offizier sind?" — „Gewiß." — „Ich dachte, Sie müßten einer sein wegen Ihrer Uniform. Aber Uniformen sind sich heute so sehr gleich, und ich bemerke, daß Ihre beiden Freunde" — sie deutete auf sie mit vertrockneter Mißbilligung — „Amerikaner sind. Auch Ihr Boot trägt die Stars and Stripes." Ich erklärte es ihr zu ihrer Zufriedenheit, und sie fuhr fort: „Dieses liebe kleine Mädchen ist die Frau eines deutschen Offiziers, und sie ist ganz außer Fassung. Es scheint keine Möglichkeit zu geben, hier an Land zu kommen, und selbst wenn sie es könnte, hat sie keine Ahnung, wie sie ihren Mann finden kann. Ich bin nicht ihr Vormund, aber ich empfinde es als meine Pflicht, ihr zu helfen." Ich war entzückt über dieses Zusammentreffen. „Das ist großartig", sagte ich. „Ihr Mann ist ein guter Freund von mir, und ich will sie gleich mit an Land nehmen." Die ältliche Dame richtete sich auf und sagte kühl: „Ist es nicht etwas sonderbar, daß Sie so sicher sein wollen, ihren Mann zu kennen, wo ich Ihnen noch nicht einmal ihren Namen genannt habe?" — „Vielleicht ist es so — aber wenn ich rate, daß ihr Name Potschernick ist? Ihr Gatte hält sich bei mir auf dem Bahnhof in Tongku auf und wartet auf sie seit zwei Tagen." Aber sie war noch nicht überzeugt. Vielleicht sah ich etwas gerötet und wild nach unserm verlängerten Picknick aus. Die hübsche junge Dame indessen machte dieser Sache ein schnelles Ende, durch ihre Erklärung, daß sie sich fröhlich meiner Fürsorge anvertrauen wollte. Als wir den Bahnhof erreichten, war die Dunkelheit eingefallen, und den Bahnsteig auf und ab ging die verstörte Gestalt des armen verzweifelten Potschernick. Ich brauche die Erzählung nicht fortzusetzen, noch die entzückende Szene zu beschreiben, als die beiden sich gegenseitig in die Arme flogen in einer zärtlichen und ekstatischen Umarmung. Sie boten ein wunderhübsches Bild. Wir waren von diesem Augenblick an alle drei gute Freunde, eine Freundschaft, die wenigstens auf meiner Seite ganz unberührt vom Großen Kriege blieb, obwohl wir uns zum letztenmal 1904 in Berlin sahen. Wo immer sie auch sein mögen, ich hoffe, daß es ihnen gut geht!

Ich war sehr neidisch auf ihr Glück und wartete ungeduldig auf den Tag, an dem auch meine Frau kommen sollte, um die Eintönigkeit meines Lebens zu beleben. „Eintönigkeit" lief mir zufällig aus der Feder. Auszüge aus meinem Tagebuch zeigen, wie fern von Eintönigkeit meine Tage in Tongku waren: „Ein chinesischer Reisender fiel aus dem Zug, beide Beine gebrochen. — Ein australischer Zivilist und ein deutscher Soldat prügeln sich im Zuge. Ich ließ beide festsetzen und benachrichtige den deutschen Kommandanten. — Japanische Offiziere, sehr wild, verlangten Güterwagen, die ich nicht hatte. Berichteten ihrem Hauptquartier. — Eine Gruppe russischer Soldaten aus dem Zug Nr. 6. Keine Verpflegung. Verpflegte sie und gab ihnen ein Glas Wodka. — Englische Soldaten im Streit mit russischen. Da keiner die Worte des anderen verstand, hielt jeder sie für eine Beschimpfung. Ich übersetzte sie für sie. Nach einigen Wodkas mehr gingen sie Arm in Arm davon."

Nein, mein Leben war sicherlich nicht eintönig, aber die Rolle des ewigen Friedensstifters ist sehr ermüdend.

Im Spätsommer erhielt ich endlich Nachricht, daß meine Frau bald ankommen würde. Eine große Sache, darauf zu warten – aber wo sollte ich sie unterbringen? Durchreisende, die die Nacht hier bleiben mußten, brachte ich gewöhnlich auf dem Fußboden des Billettschalterraumes unter. Wir waren fünf Jahre verheiratet, und meine Frau hatte eine einigermaßen strapaziöse Zeit und trug sie ganz ohne Klagen, aber ich fühlte, es würde zuviel verlangt sein, daß sie zufrieden sein sollte mit einem paar Pferdedecken auf dem Fußboden. Deshalb hatte ich eine glänzende Idee: ich wollte selbst ein Haus für sie bauen. Ich versuchte die Eisenbahnbehörden diesen Plan finanzieren zu lassen, erhielt aber eine glatte Absage. Frauen seien nicht erwünscht und sollten deshalb nicht ermutigt werden. Ich stimmte vollkommen zu im Hinblick auf die Frauen anderer, aber war nicht mein Fall ein ganz besonderer? Schließlich erhielt ich die Erlaubnis, ein kleines Haus auf dem Perron auf meine eigenen Kosten zu bauen. Dies würde sicherlich eine schwere Ausgabe für mich bedeuten, und ich war nie gut bei Kasse. Ich hätte die Eisenbahn betrügen können (wobei ich mich durchaus als Ehrenmann gefühlt hätte), indem ich die Eisenbahnarbeiter, Maurer, Zimmerleute usw. benutzt hätte – aber wo sollte ich die Ziegel herbekommen? Das Problem wurde von Potschernick gelöst, der weiter aufwärts auf der Eisenbahnlinie in Lutai stationiert war. Er schrieb mir: „Eine Masse von Gebäuden hier herum sind im letzten Kampfe zerstört, und Ziegel liegen hier überall herum. Schicken Sie mir einige Güterwagen, und ich will sie mit all dem Baumaterial, das Sie brauchen, füllen.“ Das war ein sehr freundliches Anerbieten, und ich nahm es sofort an mit dem Ergebnis, daß bei der Ankunft meiner Frau eine niedliche kleine Residenz sie auf dem Bahnsteig erwartete.

Die Umstände bei ihrer wirklichen Ankunft gaben meinen deutschen Freunden weitere Gelegenheit, ihre Freundlichkeit zu zeigen. Diesmal war es die Flotte und nicht die Armee, die mir half. Unter andern Offizieren der deutschen Flotte hatte ich einen ganz besonderen Freund in der Person von Kapitän Dähnhardt. Ich erhielt die Nachricht von der Ankunft des Schiffes, das meine Frau brachte, durch eine Mitteilung, die mir von einem unserer Schiffe signalisiert wurde, aber als wir zu der Frage kamen, mir ein Boot zu leihen, um auszufahren und sie an Land zu holen, war unsere eigene Flotte unfähig zu helfen, da alle ihre kleinen Fahrzeuge voll beschäftigt waren. Die Amerikaner hatten immer angeboten, in jeder Lage zu helfen, so wandte ich mich zunächst an sie. Aber sie stellten fest, daß auch sie kein Fahrzeug frei hatten. Ich war ganz verzweifelt, als ich mich auf meinen alten Freund Dähnhardt besann, und ich wandte mich sogleich an ihn, doch ohne viel Hoffnung auf Erfolg. Dreißig Minuten später befand ich mich auf der Werft, wo ich Dähnhardt auf mich wartend fand in einer sehr schneidigen Pinasse mit der deutschen Kriegsflagge an der einen und der britischen an der anderen Seite. Nicht nur war die ersehnte Überfahrt sichergestellt, sondern mit echt deutscher Gastfreundschaft hatte dieser gute Kamerad einen reizenden kleinen Lunch an Bord vorgesehen, ohne die Flasche Champagner zu vergessen.

Wir fuhren ab nach der Sandbank und waren bald längsseit des Dampfers,

auf dem ich meine Frau fand, die wie Frau Potschernick sich gewundert hatte, wo ich wäre, wie sie jemals an Land kommen sollte und wie sie mich dann finden könnte. Man kann sich ihre Überraschung und ihre Freude vorstellen, als sie die königlichen Vorbereitungen für ihren Transport sah, und sie wird niemals – genau so wenig wie ich – die ritterliche Freundlichkeit dieses warmherzigen Seemanns vergessen können.

Mit dieser lustigen Episode will ich meine Illustrationen dessen schließen, was man die lustigen Seitenlichter des Krieges nennen könnte. Selbst die grauenhaften vier Jahre des nächsten Krieges brachten Episoden ähnlicher Art, und man könnte fast ein Buch schreiben mit der Zusammenstellung einer Reihe von ihnen. Andere deutsche Namen tauchen vor mir auf beim Schreiben – Offiziere, zu denen ich freundliche Beziehungen in jenen fernen Tagen hatte. Borckenhagen, Schoenermarck, Goetze und Wollseifen, von denen die meisten, wie ich hoffe, noch am Leben sind. Es ist traurig, zu denken, daß wir in dem letzten Kriege auf entgegengesetzten Seiten standen, aber das läßt sich niemals vermeiden. Freundschaft zwischen Einzelpersonen hat nichts zu tun mit Kriegserklärungen, die in den Händen von Regierungen liegen und mit denen wir Soldaten glücklicherweise nichts zu tun haben. Soldaten des stehenden Heeres haben zu kämpfen, wo immer ihnen zu kämpfen befohlen wird, ohne irgendwelche Fragen dabei zu stellen. Aber wir können kämpfen wie gentlemen ohne Feindseligkeit oder irgendeinen Zug törichten Hasses.

*

Zum Schluß möchte ich einige wenige Zeilen über meine Person hinzufügen. In den ersten Abschnitten dieses Aufsatzes habe ich meinen wirklichen Charakter etwas verleugnet und den Eindruck erweckt, als ob ich ein ziemlich wilder Bursche wäre. Nun, da ist wohl etwas Wahres dran, aber ich hoffe, ich hielt mich immer in Grenzen, und ich kann meinen Lesern versichern, daß mein Benehmen heute ohne Tadel ist! Ich bin zweiundsiebzig und um ein altes englisches Sprichwort zu benutzen: „Butter won't melt in my mouth." Meine Frau hat keinerlei Angst mehr wegen meines Benehmens und erlaubt mir, Dinnerparties bei festlichen Gelegenheiten allein zu besuchen – ohne Angst vor den Folgen.

PAUL FECHTER

Im Bann der Koordinaten

Alte Landkarten sind seit einiger Zeit große Mode. Die einen sammeln sie in Mappen, die anderen hängen sie sich gerahmt an die Wand: manche kleben sie auch auf Lampenschirme. Und wer Glück hat, macht vor ihnen sogar Entdeckungen in seiner Seele, wie sie keine noch so schöne moderne Karte zu geben vermag.

In einem alten holländischen Atlas aus dem Ende des 17. Jahrhunderts blätternd, stößt man zum Exempel auf eine Karte, die vollkommen fremd und ungewohnt wirkt, obwohl auf einem Flecken Meer groß und deutlich Oost-See steht. Dieser Flecken Meer nimmt aber die linke Seite des Kartenblattes ein, als ob es sich um die Darstellung eines Stückes der lettischen oder der finnischen Küste handelte. Das ist jedoch nicht der Fall; denn oben in der Mitte ist wieder eine große Wasserbucht und darin steht Das Frische Haff. Das ist eine Gegend, die man zufällig sehr genau kennt, die man aber auf diesem Kartenblatt beim besten Willen nicht erkennt. Sie bleibt fremd, bis man, einer in das Haff eingezeichneten Windrose folgend, das Blatt um 90° dreht, so daß die linke Kante nach oben, in die Nordrichtung kommt. Da verweht plötzlich die Fremdheit, vor einem liegt die wohlbekannte Westecke des Frischen Haffs mit dem Nogatdelta und dem Ansatz der Nehrung – nur die Ortsnamen stehen jetzt alle senkrecht. Man ist auf einmal, wie mit einem Ruck, wieder auf der Karte und in der Landschaft zu Hause, die eine einfache Drehung um 90°, die der Stecher aus Platzgründen vollzog, völlig verändert, fremd, ja unbekannt gemacht hatte. Es hat sich nichts geändert, die Orte, Seen, Ströme liegen in jeder der beiden Lagen des Blattes in genau der gleichen Weise zueinander – nur daß sie in der ursprünglichen Druckanordnung dem Bann der gewohnten Koordinaten entzogen, einer andern Ordnung unterstellt – aus der Anschauung herausgehoben sind, an die wir von klein auf gewöhnt sind. Wir erleben fast mit einem körperlichen Schrecken die Tatsache, daß unser Erdraumbild höchstens zur Hälfte Bild, zur andern Hälfte begriffs- und ordnungsbestimmt, denkbestimmt ist. Unsere Anschauung der Erde ist von diesem Erlebnis aus gesehen gar keine Anschauung, sondern in wesentlichsten Punkten abstrakt bedingt, entstanden im Bann der Koordinaten, aus denen herausgelöst und wirklich auf Anschauung gestellt zu werden ein greuliches Unsicherheitsgefühl, ein Unbehagen weckt, das um so seltsamer ist, als hinter ihm doch etwas wie eine Befreiung, ein Entwöhntwerden stehen müßte.

Wenn wir auf einem Berge stehen, eine Landschaft um uns sehen – mit Bergen, Tälern, Höhenzügen, Strömen – was erleben wir da? Eine Landschaft mit Licht und Farben, Schatten und Raum, mit aller Herrlichkeit der Erde – und zugleich ein Stück der Erde. Wir sehen ein Raumbild, eine riesige wunderbare Raumhalbkugel um uns und über uns – und auf einmal zittert durch dieses Raumbild unsichtbar sichtbar ein flirrendes Netz von Linien – die ewigen Koordinaten, die wir, gebannt seit Kindertagen in unserem Denken nicht nur, sondern schon in unsern

Sinnen mit uns herumtragen. Drüben hoch am Himmel steht die Sonne — wo ist Norden? Dort also, in jener Richtung — und auf einmal geht es wie ein Ruck durch die ganze Herrlichkeit der Anschauung: sie stellt sich sozusagen in Reih und Glied, fügt sich dem oben und unten, rechts und links des heimlichen Landkartenbildes, das wir in unserer Seele mit uns herumtragen. Sie geht ein in den Bann der Koordinaten, um ihm nun nicht mehr entrinnen zu können. Für jedes Wiedersehen ist sie in das kartographische Schema unserer Seele eingefangen: die Längen- und die Breitengrade sind stärker als alles noch so intensive, noch so unmittelbare Sehen. Noch der Mensch, der keine Ahnung hat, was der Begriff Koordinaten bedeutet, steht mit seiner Welt der Erdraumordnung fast ausnahmslos unter ihrer Herrschaft: höchstens Frauen haben die Fähigkeit, völlig von diesen „männlichen Schnörkeleien" abzusehen und von ihnen frei zu bleiben. Das Netz der Längen- und der Breitengrade ist mit seinen beiden Grundrichtungen eingegangen nicht nur in die menschliche Vorstellung, sondern in das menschliche oder wenigstens das männliche Gefühl: wir sind alle selber wie mit einem heimlichen inneren Kompaß eingestellt in die große Grundordnung unseres irdischen Daseins — die stärker ist als alle Anschauung. Die Aufteilung der Erde durch das Koordinatennetz der Grade ist nicht nur Aufteilung des Globus und der Karten: sie geht auch durch uns mitten hindurch. Nicht nur das Land ist im Banne der Koordinaten — unsere Raumvorstellungen, und mit ihnen wir selber, sind es auch.

Gewohnheit, könnte man sagen, Denk- und Betrachtungsgewohnheit. Wenn wir uns eine Weile dazu erzögen, bestimmte Teile einer Gegend, eines Landes ostwestlich zu orientieren, wie die Haffkarte in dem Beispiel des Anfangs, würden wir uns genau so mit ihrer Hilfe zurechtfinden, wie mit einer nordsüdlich ausgerichteten. Das scheint zunächst richtig oder möglich: der Bann der Koordinaten aber wäre damit nur gewandelt und gelockert, nicht aufgehoben. Heimlich würde die Seele die Ost-West-Karte doch wieder an der Nord-Süd-Orientierung prüfen und nach ihr ausrichten — weil diese Nord-Süd-Richtung schon von der Globusvorstellung her unwillkürlich als der Wirklichkeit entsprechend, von der Wirklichkeit bestimmt empfunden wird. Die Nord-Süd-Richtung ist stabil, die Ost-West-Richtung Bewegungsrichtung und Bewegung der Erde; es gibt keine Festpunkte auf den sich drehenden Breitenkreisen, keine Pole. Der Nordpunkt ist im Polarstern auf den Himmel projiziert, wird kosmisch gespiegelt; die Nord-Süd-Richtung ist auf diese Weise viel entscheidender festgelegt und bannender als die andere, zu ihr senkrechte. Gewiß: auch sie mußte begrifflich erfaßt und auf dem Weg über Denken und lange Erfahrung unserm Wesen eingeimpft werden: heute ist sie aber heimlich Teil dieses Wesens geworden, herrschende Ordnerin unseres ganzen Lebens auf dieser seltsamen, dahinrollenden Kugel, die uns trägt.

Man erlebt diese Tatsache, sobald man sie einmal aufgefaßt hat, immer wieder. Fremde Städte geben sehr schöne Erfahrungsbelege für sie. Wenn man zuerst nach Florenz, nach Paris, nach New York kommt (New York, eine zum großen Teil nach Koordinaten gegliederte Stadt, eignet sich am besten), wenn man zuerst durch die Straßen über die Plätze wandert, geht man wie durch einen weichen, strukturlosen, beinahe fluktuierenden Raum. Man hat die Sicherung der Koordinaten ver-

loren, und der Raum hat sie mit verloren: ein freier, noch nicht von begrifflich festen Achsen durchzogener Raum umgibt Kirchen und Paläste, Dome und Rathäuser: die Anschauung scheint für eine kurze Spanne Zeit freie Anschauung geworden. Das Glück währt nicht lange: schon aus den ersten Blicken auf den Stadtplan steigt das Gift der Koordinaten: der freie Raum ist auf einmal wieder gebundener Raum, die Himmelsrichtungen senken sich mitleidlos vom bis dahin milde kreisenden Zenit herab: die Avenuen und die Boulevards richten sich nordsüdlich aus. Es geschieht genau das Gleiche wie vor der Karte mit dem Frischen Haff: der Intellekt, das ordnende Prinzip, ergreift mit rauher Hand die Herrschaft, die ihm für eine kurze Frist vom Ungewohnten, sozusagen noch nicht von ihm wohnlich gemachten bloßen Material der Umwelt abgenommen war.

Es ist sehr eigen zu sehen, um wieviel weiter diese Herrschaft des gedachten, begrifflich schon geordneten Raums, besser seiner Vorstellung, reicht, als die der Anschauung. So weit der Ausblick vom Berge auch geht: wo das letzte Land in blauer Ferne schimmernd im Himmel verschwebt, erreicht sie und mit ihr das sinnliche, das welterfassende Ich ihre Grenzen. Bis zu jenem Himmelsrand reicht der schauende Mensch: bis zu jener fernen Grenze zwischen Land und Atmosphäre geht seine sehende Kraft — er sieht ja nicht da, wo er steht, sondern dort, wohin er sieht: er ist im Sehen dort in der Ferne bei dem verschwebenden Baum, dem winzigen schimmernden Segel auf der See — nicht mehr bei sich. Darin liegt ja das Beglückende der weiten Aussicht, daß dort der vom ausschauenden Ich zu durchschreitende Raum so groß ist, daß das Reich des Individuums so riesige Ausmaße annimmt, daß der Mensch mit einer Art von Herrscherstolz seine Welt besichtigend abschreitet und ausmißt. An der Grenze von Himmel und Land aber endet das Reich des Auges, ist die geschaute Umwelt zu Ende: über sie hinaus führt kein Blick, sondern die Vorstellung, und zwar auf Grund der im Bann der Koordinaten gebundenen Weltvorstellung. Von der Höhe der Peterskuppel in Rom wandert der Blick über die riesige Ebene des Daches der Kirche hinab auf die Ewige Stadt, wandert südwärts — und auf einmal gleitet jenseits der Grenzen der Anschauung, aber durch das Band der Koordinaten mit ihr fest verbunden die Vorstellung weiter: das Land Italia liegt zu Füßen des Schauenden, das eben noch nur Betrachtete wird Vision bis hinab nach Neapel, zum Meer, zum fernen Afrika. Die bloße Anschauung vermag diese intellektgetragene Ausweitung des Lebensbereichs nicht zu geben: sie wächst aus der gekannten Vorstellung der Welt — auf dem Wege über die helfenden Koordinaten. Ein einfaches Hilfsmittel aus den Anfangsbereichen der höheren Mathematik wird Träger einer ungeheuren Erweiterung des Lebensraums: wie vorher das Auge, der Blick, so wandert jetzt die Vorstellung weit hinaus bis an die Grenze des Raumes der geistigen Atmosphäre. Sie vermag es, weil die freundlichen Koordinaten ihr die innere Klarheit und Gliederung gegeben haben — selbst wenn der Mensch in der Wirklichkeit nie die Länder der Ferne dort unten betreten hat. Das zierliche kristallene Ordnungsnetz der Erde übernimmt Funktionen, wie sie früher vielleicht eine von ihrem Besitzer sehr sorgfältig geordnete Erinnerung hätte ausüben können — falls sich eine so große Summe von Erinnerungen ohne diese mathematischen Hilfsmittel überhaupt hätte ordnen lassen.

Zuweilen fühlt man sich versucht, zu erproben, ob dieser Bann der Koordinaten mit bewußter Arbeit nicht wieder aus dem Anschauungs- und Vorstellungsbesitz ausgeschaltet, der Genuß der reinen Anschauung ungetrübt wieder hergestellt werden kann. Es müßte doch möglich sein, selbst ein bekanntes Stück des Umweltbildes, gewissermaßen naiv, an sich aufzunehmen, den Anteil der darstellenden Geometrie wenigstens zeitweise auszuschalten. Unternimmt man den Versuch, so erlebt man sehr bald, daß das Zurückgehen auf die reine Anschauung erheblich schwieriger ist, als man sich's vorstellt. Nicht nur, weil die eingeschliffenen Bahnen langer Gewohnheiten das sinnlich Wahrgenommene immer wieder in ihre Ablaufs- und Ordnungsbereiche ziehen, sondern weil die bannenden Koordinaten offenbar nicht die erste, sondern erst eine spätere, wenn auch noch nicht die letzte mathematische Zutat in unserm angeblichen bloßen Anschauungsbild der Welt sind. Man braucht nur einmal das oft benutzte Beispiel des Bahndamms mit den Schienensträngen heranzuholen, um das unmittelbare Eingehen des Anschaulichen, der Sichtbarkeit in eine nicht mehr nur der Anschauung entsprechende Ordnung zu erleben. Wenn man zwischen den Schienen steht und blickt zu beiden Seiten an sich nieder, so sieht man, daß die Schienen parallel laufen. Die Anschauung lehrt es genau wie die Erfahrung mit dem stets gleichen Räderabstand des Zugs. Hebt man aber den Kopf und blickt die Schienen entlang in die Ferne, so lehrt die Anschauung etwas anderes, nämlich daß dort die beiden Eisenbänder zusammenlaufen. Die Anschauung der Nähe fügt sich einer neuen, der Ferne, die zu der andern im offenen Widerspruch steht. Was ist nun Anschauung — wo beginnt der Anteil des Wissens, wo setzt die heimliche Intellektsmitarbeit schon in der reinen Weltanschauung ein? Ist nicht die „reine" Anschauung auch schon eingegangen in den Bann bestimmter, nur heimlicher Koordinaten, die viel unheimlicher sind, weil sie nicht, offen und klar wie die andern, die Projektionsblätter unseres Wirklichkeitsbesitzes überziehen? Ist, was wir Perspektive nennen, nicht auch schon eine heimliche Koordinatenwelt, aus der höchstens ein visuelles Genie wie Cézanne einmal die reine Sichtbarkeit befreien und zeigen kann? Und auch Cézanne hat sich zuletzt weise allein auf die Farben beschränkt und von aller Behandlung, der latenten Augengeometrie abgesehen: er wußte wohl, daß man nur bei dem rein sinnlichen Anteil des Sehens wenigstens für Momente die heimliche Mathematik des Lebens zum Schweigen bringen konnte.

Wir leben in einer Zeit, in der der Intellekt nicht sehr hoch im Kurse steht: da ist es zuweilen ganz nützlich, sich klarzumachen, daß seine unheimliche Herrschaft noch viel weiter reicht, als man sich gemeinhin vorstellt. Schopenhauer suchte seine Gefährlichkeit zu mildern, indem er ihn in Vernunft und Verstand zerlegte und die bannenden Mächte, von denen hier die Rede war, nur dem Verstand zuschrieb. Ihr intellektueller Charakter bleibt der gleiche: der Bann der Koordinaten hat dieselbe Wirkung, ob er nun von der Vernunft, wie im Falle der Gradeinteilung der Erde, oder vom Verstand, wie im Falle der perspektivischen Vergewaltigung der Anschauung ausgeht. Befreiung ist in beiden Fällen nur möglich durch Einsicht — wenn diese Befreiung auch ihrerseits wieder meist im Intellektuellen verbleibt und nur in Ausnahmefällen anschaulich verwirklicht zu werden vermag.

DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

Der junge und der alte Bismarck

Aus den „Briefen an seine Braut und Gattin" (1914)

Schönhausen 1847

„Tief in der menschlichen Natur, ich möchte sagen, in der unbewußten Erkenntnis des irdischen Elends und Jammers und der unklaren, aber mächtigen Sehnsucht nach bessern, edleren Zuständen, liegt es wohl, daß bei nicht ganz oberflächlichen Menschen das Hervorheben der Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anklang findet als eine Berührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit, deren heimischer Boden nur die Kindheit ist, in uns vorübergehend hervortreiben. Jeder an Verstand und Herz gebildete Mensch wird von allem, was Trauerspiel in Bühne und Wirklichkeit ist, auf eine Weise ergriffen und bewegt, die das Idyllen- und Lustspielartige, in der vollkommensten Form, nie erreichen kann. Auf dem Boden der Heiterkeit – im höhern Sinne – und Zufriedenheit erhaben zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Göttlichen, das der Mensch nur in seltnen, bevorzugten Zeiten und Gestalten schwach widerstrahlt. Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallnen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden."

Schönhausen 1849

„Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, daß ich wohl zwei Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und die Fledermäuse fliegen sah, ganz wie vor zwei Jahren mit Dir, mein Liebling, ehe wir unsere Reise antraten. Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaßrote Saum des Sonnenunterganges. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das Bild einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag das Spiegelbild auch oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch."

Berlin 1851

„Ich war heute mittag, d. h. vor dem Essen, bei General Gerlach, und während er mir von Verträgen und Monarchen dozierte, sah ich, wie im Garten

unter den Fenstern der Wind wühlte in den Kastanien und Fliederblüten und hörte die Nachtigallen und dachte, wenn ich mit Dir im Fenster der Tafelstube stünde und auf die Terrasse sähe, und wußte nicht, was Gerlach redete. Dein Brief kam gestern abend, und ich wurde so traurig und sehnsuchtskrank, daß ich weinen mußte, wie ich im Bett lag, und Gott innig bitten, daß er mir Kraft gebe, meine Pflicht zu tun."

Varzin 1867

„Wenn ich gefrühstückt und gezeitungt habe, wandre ich mit Jagdstiefeln in die Wälder, bergsteigend und sumpfwatend, und lerne Geographie. Es gibt hier sehr dicke Buchen, auch Wüsteneien, Schonungen, Bäche, Moore, Heiden, Ginster, Rehe, Auerhähne, undurchdringliche Eichen- und Buchenschläge und andere Dinge, an denen ich Freude habe, wenn ich dem Terzett von Taube, Reiher und Weihe lausche. Wenn ich in Kniephof (seinem alten Wohnsitz in der Jugendzeit) bin, laufe ich immer Gefahr, festzuwachsen; ich fand es jetzt wieder reizend. Sie lassen mich nur niemals allein, und ich habe mir dort mit den Bäumen mehr zu sagen als mit den Menschen."

Versailles 1870

„Ich entfloh heute der Plage, um in der weichen, stillen Herbstluft durch Louis XIV. lange gerade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei, eine Stunde zu galoppieren, und nichts Menschliches als meines Burschen klappernden Trainsäbel hinter mir zu hören und dem Heimweh nachzuhängen, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, mit Kindererinnerungen an geschorene Hecken, die nicht mehr sind."

Friedrichsruh 1889

Bericht der Freifrau von Spitzemberg (Bismarck, Werke Band 8)

„Erst sprach er über seinen geliebten Wald, und als wir durch einen dichten Busch fuhren, sagte er, diese Hügel habe er als Luxus mit Niederholz bepflanzt, um sich an Pommern zu erinnern, nach den endlosen Strecken steifen geradlinigen Hochwaldes, und in jener Senke habe er als alter Mann im Sommer oft, oft langausgestreckt im Heidekraut gelegen und gen Himmel geguckt, sich und die Welt zu vergessen."

Elisabeth Freifrau von Heyking geb. Gräfin Flemming, Enkelin der Bettina
1861 – 1925

Nach „Tagebücher aus vier Weltteilen", hrsg. von Grete Litzmann, 1926

Vom höheren Geist. Valparaiso 1887: „Mich dünkt manchmal, daß in mir außer dem Geist, der mit dem täglichen Leben sich beschäftigt und sich über dasselbe seinen Vers macht, noch ein anderer höherer Geist wohne, der noch im Werden, sich selbst noch nicht bewußt geworden ist. Es ist mir oft wie

ein Schmerz, als fühlte ich ein zweites Leben in mir, das nicht zum Ausdruck kommen kann. Ich habe so mancherlei Gaben und kann gar nichts. Oft will es mich dünken, könnte ich nur das Kleinste leisten, ganz aus mir selbst heraus und selbständig, so käme dieser zweite Geist zur Ruhe. Im kleinsten Schaffen müßte ihm so sein wie Gott, der die Welt schuf und sich in ihr bewußt ward." —

Näher zu Gott. Simla 1891: „Ich bin in diesem Jahr mehr und mehr zur Erkenntnis gekommen, daß wir doch in einem Zusammenhang stehen mit Gott und daß er uns wohl hört. Es ist dies ein tröstlicher Gedanke, und er führt mich zum Hoffen, daß es mit unserer Existenz hier nicht zu Ende ist, sondern daß sich das Gute in uns später noch weiter entwickelt. Während der langen Stunden, die ich in den letzten Wochen gelegen und nachgedacht habe, ist mir manches klarer geworden und es kam mir so vor, als sei ich Gott plötzlich nähergerückt. Der Wunsch, wirklich gut zu sein, ist in mir erwacht, und etwas von jenem Mitleid, das Christus unter der Nächstenliebe gemeint, das er selbst im höchsten Maße gehabt und das uns helfen soll, alle kleinlichen Gefühle, Ärger, Ungeduld und Neid zu überwinden."

Jenseits der Seele. Burma 1892: „In einem Tempel sahen wir einen enormen weißen Buddha. Sein Antlitz mit den großen dunklen Augen und geraden Brauen ist seltsam lebend und dabei doch so wunderbar weiß und ruhig. Der Mund scheint sich eben zum Sprechen öffnen zu wollen. Vor ihm sind Hunderte von Kerzen angezündet von frommen Händen, auf den Steindallen knien die Gläubigen, winzig klein, und eintönig gemurmelte Worte steigen zu ihm auf, nicht wirkliche Gebete, sondern das hundertfache Wiederholen einzelner Worte, welche die Haupttugenden bedeuten, nach denen wir streben, und die Betrachtungen, die wir machen sollen: ‚Vergänglichkeit von allem, Unabhängigkeit des Menschen von den Umständen, Gleichgewicht der Seele.' Einer nach dem anderen verlassen die Andächtigen den Tempel, eine nach der anderen erlöschen die Kerzen, und aus ihrem Qualm schaut fern, geisterhaft und traumartig der kolossale Buddha hervor mit seinen unergründlich rätselhaften Augen, ein unerreichbares Etwas. Ein ungreifbares Ideal von Ruhe, Gleichgewicht und Wunschlosigkeit." —

Gebet. Simla 1892. Dort erkrankte im April ihr kleiner Sohn schwer. Sie schreibt von dieser Zeit: „Ich erinnere mich vieler Nächte, die ich dort durchwacht, wie allmählich der Morgen graute und sich die Berge duftig vom Himmel abhoben. Kalte bläuliche Schatten lagen auf den Abhängen, und der Weg, der hinab nach Kalka führt, schimmerte in fahlem Licht. Unter dem Haus zogen die Kamelkarawanen vorbei, und ich hörte das Klingeln ihrer Glöckchen . . . Was habe ich dort in dem kleinen Zimmer gekniet und für Teddy gebetet! Ich erinnere mich einer Nacht, wo ich ganz deutlich fühlte, daß alle meine Toten nah waren. Ich hätte darauf schwören mögen, daß sie dicht neben mir standen, und ich habe sie alle gebeten, für Teddy zu beten, und ich bin sicher, sie hörten mich. Auch der, der so viel gelitten hat um mich, hat mir in jener Nacht vergeben um meiner Angst willen." — Das Kind wurde bald darauf gesund.

Marburger Photo

WALTER WEHE

Erasmus Grassers Moriskentänzer

Nicht nur im Formalen, sondern ebenso bewußt im Inhaltlichen sucht die Kunst des ausgehenden Mittelalters neue Wege einzuschlagen; im Formalen ist es die Hinwendung zur Renaissance, im Inhaltlichen die Abwendung von den bis dahin allein vorherrschenden religiösen Motiven. Während die italienische Kunst vor allem der lebhaften Beschäftigung mit der wiederentdeckten Antike sehr entscheidende Aufschlüsse verdankt, wurde im Norden, also in Deutschland und den Niederlanden, die Natur und das Alltagsleben des Volkes eine Quelle der Anregungen für den Künstler, der sich eine neue, diesseitsfreudigere Welt für sein Schaffen erobern wollte. In Holzschnitten und Kupferstichen wurde es zuerst gewagt, Szenen aus dem Leben des arbeitenden und feiernden Volkes zu schildern; aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat dann Pieter Brueghel auch in Bildern großen Formates mit unverkennbarer Lust an der urwüchsigen Ausgelassenheit das bäuerliche Treiben dargestellt.

Die deutsche Plastik, die schon während des Mittelalters in ihren Arbeiten für die Kirchen oft genug ein sehr weltliches und manchmal derbes Motiv nicht gescheut hatte, steht in der neuen Entwicklung keineswegs zurück, sondern hat schon sehr bald ein hervorragendes Meisterwerk aufzuweisen, das inhaltlich und in seiner Bestimmung fern von allem Kirchlichen und Herkömmlichen ist. Es sind die Moriskentänzer, die Erasmus Grasser im Jahre 1480 im Auftrage des Münchener Rates für den großen Saal des Tanzhauses, des jetzigen alten Rathauses, schuf. Von den „16 pilden maruscka tanntz", die in der Stadtkammerrechnung erwähnt werden, sind zwar nur noch zehn erhalten, aber sie geben einen durchaus genügenden Eindruck von der Art des Meisters und von dem Lebensgefühl der Zeit, in der sie entstanden sind.

Erasmus Grassers Leistung ist um so erstaunlicher, als diese Figuren seine erste sicher beglaubigte Arbeit sind; wir wissen nur, daß er vorher an der Innenausstattung der Frauenkirche mitgearbeitet hat. Er wird nur wenige Jahre früher nach München gekommen sein; in welcher Werkstatt er gelernt hat, ist unbekannt, nur sein Geburtsort Schmidmühlen in der Oberpfalz steht mit einiger Sicherheit fest. Auch sein Todesjahr 1518 kann nur erschlossen werden. Trotzdem galt er zu seiner Zeit in München als sehr angesehener Meister, und die Erwähnungen in den alten Archiven sind ausreichend, um seine vielseitige Tätigkeit in dieser Stadt und im bayrischen Gebiete nachweisen zu können. Von seiner Tätigkeit als Bildhauer und Bildschnitzer zeugen Altäre, Statuen und Grabdenkmäler; sein Ruf als Baumeister hat ihn sogar bis an den Bodensee und nach Tirol geführt, und für Brücken und Brunnenbauten war er ein geschätzter Sachverständiger.

Marburger Photo

Sein für uns bedeutsamstes Werk aber bleiben die Moriskentänzer. Der Moriskentanz kam von den spanischen Mauren; daher auch der Name. Er verbreitete sich bald über ganz Europa und schloß sich in den einzelnen Ländern den alten volkstümlichen Überlieferungen an, wodurch er jeweils verschiedene Formen annahm. In

seinem Ursprungsland war er wohl ein Schwerttanz, und in England, wo er die größte Verbreitung erlangt hat – bei Shakespeare begegnet uns wiederholt der „morris dance“ – wird er noch 1779 als Schwerttanz aufgeführt. In Deutschland aber verbindet er sich mit den alten Volksbräuchen des Frühlings und wird von daher zweifach entscheidend beeinflußt: aus dem Brauchtum der Fastnacht wird das närrische Element übernommen, die Tänzer erhalten die Narrenattribute, und aus den volkstümlichen Frühlingsspielen, die den Streit des Winters mit dem Frühling symbolisieren und noch heute in Resten erhalten sind, wird das Kampfmotiv herangezogen; eine Frau setzt den Preis aus und eine Anzahl von Männern sucht nun durch irgendwelche Leistungen diesen Preis zu gewinnen. Es gibt aus dieser Zeit ein Fastnachtsspiel „Morischgentanz“, in dem die Frau demjenigen den Preis – es ist ein Apfel – verspricht, der sich der größten Narretei rühmen kann, die er begangen hat, um einer Frau zu gefallen. Zehn Männernarren überbieten sich nun gegenseitig in der Schilderung von Narrheiten, Derbheiten und Unflätigkeiten, und der am eindeutigsten wird, bleibt schließlich Sieger. Es ist ein Stück ganz im Stile der Fastnachtsspiele, in dem das Dramatische ganz vom drastischen Wortwitz verdrängt wird.

Marburger Photo

Dieses Fastnachtsspiel ist zweifellos die am wenigsten ansprechende Form, in der das Thema des Moriskentanzes uns überliefert ist. Daß er aber damals ein beliebtes und verbreitetes Volksvergnügen war, dafür zeugen eine Reihe von Darstellungen in der bildenden Kunst. Wir finden das Thema auf Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen, auf Terrakotten und auch einmal als Steinrelief am „Goldenen Dachl“ in Innsbruck. Daraus läßt sich erschließen, daß er von einer Tänzergruppe vor Zuschauern aufgeführt wurde, und daß eine Reihe von Männern in phantastischen Narrenkostümen sich um den Preis bewirbt, den eine Frau vergibt; sie tun es nicht mit Worten wie im Fastnachtsspiel, sondern durch möglichst groteske Tanzbewegungen und komische Gliederverrenkungen,

die sie nach dem Takte der Musik aufführen. – Die einzige Freiplastik und zugleich die klassische und bekannteste Darstellung des Moriskentanzes ist die von Erasmus Grasser. Zu den heute fehlenden sechs Figuren gehörte sicherlich die der Preisrichterin und wahrscheinlich ein oder mehrere Musikanten, so daß die zehn erhaltenen Stücke nicht als Einzeltänzer aufzufassen sind, sondern als Teile einer Gruppe, die rings um die Wände des großen Festsaales des Münchener alten Rathauses aufgestellt waren; sie sind in Holz geschnitzt und wechseln in ihrer Höhe zwischen 65 und 88 Zentimeter.

Sicher hat die Befreiung von dem kirchlichen Thema im Künstler die Phantasie und den Schwung ausgelöst, durch die sein Werk so einmalig in seiner Zeit steht. Alles Feste und Körperliche ist aufgelöst zu Bewegung und verwirrendem Gebärdenspiel; die Figuren haben nicht eine bestimmte Ansichtsseite, sondern sind nur als Ganzes faßbar, als ein einziger Wirbel, in den der Betrachter unwillkürlich hineingezogen wird. Der Drehung der Körper, der Arme und Beine geben die flatternden und sich bauschenden Gewandstücke, die Bänder und Schärpen den weitausholenden Schwung. In grotesken Beinstellungen stampfen die Tänzer den Boden, gleiten behend über die Fläche oder springen federnd in die Luft. Die komisch verrenkten Arme und die bizarr gespreizten Hände sind von unerhörter Ausdruckskraft; in ihren Köpfen steigert sich das Ausdrucksvermögen des Künstlers zu höchster Charakterisierung, die das Innenleben der Morisken mit unverhüllter Deutlichkeit erkennen läßt. Sie sind in dem Momente festgehalten, in dem das Tänzerische ins Rauschhafte übergeht und alle Rücksicht auf die Umwelt fortfällt; sie sind von jener dionysischen Gewalt befallen, von der Nietzsche sagt, daß vor ihr das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet. Damit ist im übrigen die weitverbreitete Anschauung widerlegt, daß der abendländischen Kultur das tänzerische Lebensgefühl, oder, wie Nietzsche es nennt, das Dionysische fremd sein soll, während es in der Antike zusammen mit dem Apollinischen die erhabensten Formen

Marburger Photo

im Kultischen und Künstlerischen erzeugt hatte. Es war nur vom Christlichen unterdrückt worden und gewann sofort nach einer ersten Lockerung des kirchlichen Zwanges neuen Auftrieb und fand eine einzigartige, in der ganzen abendländischen Kunst einmalige Gestaltung durch Erasmus Grasser.

Marburger Photo

Gewiß, es ist eine zeitbedingte Gestaltung des Tänzerischen; der Künstler ging ja unmittelbar von der eigenen Anschauung aus; er hat alle die Einzelheiten beibehalten, die der volkstümliche Brauch vorschrieb: die phantastischen und bunten Gewänder, die Schellenkränze um Arme und Beine, die seltsamen Kopfbedeckungen; er hat auch die einzelnen Typen der Tänzer, wie sie im Spiele auftraten, mit großer Genauigkeit wiedergegeben; der Mohr mit den wulstigen Lippen erinnert offenbar noch an die maurische Herkunft des Tanzes; die anderen Gestalten sind der deutschen Umwelt entnommen: der derbe Bauer mit den zerrissenen Stulpenstiefeln, der Schneider mit seinem lustig fliegenden Bärtchen, der Galan mit den affektierten Gesten. Aber seine Charakterisierung ist nicht nur im Äußerlichen geblieben; obwohl uns nur Teile der Gruppe erhalten sind, ist die ganze Atmosphäre des Spiels, die tolle Ausgelassenheit, das alle Schranken niederreißende Temperament, der köstliche Humor mit unvergleichlicher Sicherheit in jeder einzelnen der Gestalten zum Ausdruck gekommen. Aber man darf sich durch das Groteske und Schalkhaft-Spielerische nicht täuschen lassen: etwas Unfaßbares und Hintergründiges, eine dunkle Erinnerung an uralt Geheimnisvolles ahnt man hinter der modischen Form des Moriskentanzes, wie hinter allem, was echt volkstümlich war und ist.

FELICITAS VON REZNICEK

Von der Ernsthaftigkeit der Mode

Was ist eigentlich Mode? Ist sie wirklich das launische Wesen weiblichen Geschlechts, zu dem man sie allgemein stempelt? Ist sie überflüssig, läppisch und nur ein Mittel, den Männern das Geld aus der Tasche zu ziehen, so daß man sie lediglich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung wegen dulden kann?

Es klingt vielleicht sonderbar, daß eine solche Frage aufgeworfen wird, aber gerade heute, wo wir uns auf uns selbst, auf unser Inneres und auf unsere ethischen Aufgaben mehr besinnen denn je, ist sie sehr zeitgemäß. Äußerlichkeiten sind unwichtig. Wer gibt auf so etwas acht?

Aber das ist falsch. Die Mode hat einen sehr tiefen Sinn, eine kulturelle Aufgabe und damit auch eine ethische. Sie ist Ausdruck ihrer Zeit und gehört zum Stil. Rokoko, Empire und Directoire sind Worte, die bei uns nicht nur einen modischen Begriff darstellen. Sie sind Bezeichnungen, die man weltbewegenden Epochen der Geschichte gegeben hat, eben weil Baustil und Mode das Gesicht der Ereignisse waren.

Es ist ja auch kein Zufall, daß wir im Jahre 1937 das kurze, praktische Tageskleid erhielten, ja sogar mit kurzem Rock ins Theater gehen. Dafür ziehen wir am Abend, auf dem Ball, zum großen Empfang, das bodenlange, schleppende Kleid an. Das ist nichts anderes als das Gesicht der Frau von heute. Diese Frau hat die Verirrungen eines verstiegenen Emanzipationsfimmels überwunden, läßt sich aber nicht in eine Reaktion hineinreißen, die nun etwa die Karikatur der Hausfrau und Mutter wäre.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß die Männer Gewohnheitstiere sind, und daß es an der Frau liegt, wenn sie von dieser Neigung, die wir ihnen zugestehen, mehr Gebrauch machen, als gut ist. Und gerade hier gibt uns die Mode viele Möglichkeiten. Und hier kommen wir auf die zweite Aufgabe der Mode, die auch kulturell ist: im Familienleben jene Spannungen erhalten zu helfen, die nötig sind, um Langeweile und den alten Trott zu vertreiben.

Die Frau hat eine Entdeckung gemacht. Jahrzehntelang war sie diskutierende, demonstrierende, die Welt mit ihren Konflikten belästigende Trägerin irgendeiner Aufgabe. Die Frau als Juristin, als Politikerin, als Mutter, als Gegnerin des § 218, als Vamp machte von sich reden, wollte von sich reden machen, kämpfte wild für irgend etwas mehr oder weniger Sinnloses. Dabei wurde eins vergessen, und das war: die Frau, ganz einfach die Frau.

Damit ist alles gesagt. Die Frau schließt in sich die Mutter. Wenn es sein muß, dann wird sie arbeiten, im Haushalt, in der Familie oder in irgendeinem Beruf. Aber warum soviel Aufhebens davon machen? Die Männer stehen ja auch nicht Kopf, weil sie erwerbstätig sind.

Und ebensowenig Aufhebens machen wir davon, daß wir uns gut anziehen, soweit es in unseren Kräften steht. Das ist eine Selbstverständlichkeit und hat mit

dem Kleiderluxus eines unnützen kleinen Weibchens nicht das geringste zu tun. Sicher haben wir auch hier in den verkrampften Jahren der Nachkriegszeit viel Übertreibung erlebt, Auswüchse und Narrheiten. Aber das ist kein Grund, nun ins Gegenteil zu verfallen und jede gutangezogene Frau für ein lasterhaftes Wesen zu halten, das nichts anderes als Kleider im Kopf hat.

Das deutsche Gretchen und Käthchen von Heilbronn haben in dieser Beziehung viel Unheil gestiftet, denn sie werden vielfach auch heute noch als ideale Vorbilder betrachtet. Aber auch sie waren ja schließlich Trägerinnen ihrer Zeit, und ihre Nachahmung heute ist gänzlich verfehlt. Ebenso verfehlt, wie die mißverstandene schlichte und einfache Frau, mit welchem Schlagwort man heute Ungepflegtheit und Stilwidrigkeiten im Anzug vertuscht.

Die modisch gekleidete Frau ist es nämlich, die schlicht wirken soll. Eine bunte Taftbluse mit Wasserfallkragen oder Glockenschoß wirkt nie schlicht. Es ist auch kein Beweis von Einfachheit, wenn man zu einem großen Opernabend in Rock und Bluse erscheint. Es ist nur fehl am Platz. Ein glattes schwarzes Abendkleid ist richtig und kann sehr einfach gearbeitet sein.

Und nun zur Frage: warum?

Antwort: zur Ehre der Kunst, unserer Kultur zu Ehren, denn eine Sammlung zum inneren Genuß wird dadurch nicht behindert, daß wir uns äußerlich darauf einstellen. Im Gegenteil, die Stimmung ist von vornherein festlicher. Keine Frau kann sich davon freimachen. Sie selbst wird sich wohler fühlen, wenn sie passend angezogen ist, und auch die anderen sehen gern ein hübsches Bild.

Und damit kommen wir wieder zum zweiten Punkt der kulturellen Aufgabe der Mode. Sie soll uns schön machen, uns Frauen, denen nun einmal von der Natur die Aufgabe gestellt ist, Schönheit und Freude in das Dasein des Mannes zu bringen, der im Lebenskampf steht, der die Familie ernährt. Es ist aber ganz sicher, daß wir dieser Aufgabe viel eher gerecht werden können, wenn wir auch die äußeren Dinge berücksichtigen.

Liebe kann vielleicht auch ein Dauerartikel sein. Es ist nicht leicht, in einer langjährigen Ehe Spannungen zu überbrücken, aber wir sehen an vielen Beispielen, daß es geht. Es wäre nur dumm, wenn wir auf so wertvolle Hilfsmittel verzichten wollten, wie sie uns die Mode bietet. Sie bringt Abwechslung, sie macht uns selbst Freude und auch den anderen.

Damit ist nicht gesagt, daß wir im ungeeignetsten Augenblick in einem hauchdünnen Hausgewand im Arbeitszimmer des Mannes erscheinen sollen. Es soll damit nur festgestellt werden, daß es grundfalsch ist, diese Dinge außer acht zu lassen. Der bedauerlichste Standpunkt, den eine Frau haben kann, ist der des Besitzrechtes. „Jetzt habe ich den Mann, jetzt brauch' ich mir keine Mühe mehr zu geben." Die Folge davon wird sein, daß der Mann vielleicht aus Pflichtbewußtsein, um der Familie willen, seiner Frau nicht davon läuft, daß er aber gleichgültig wird, und darunter leidet nicht nur die Ehe, darunter leiden auch die Kinder.

Frau sein heißt: Mutter sein und Gefährtin des Mannes, doch das schließt nicht aus, daß die Gefährtin auch hübsch ist. So ernst das Leben ist, wir wollen

es nicht noch schwerer machen. Es ist keine Schande, heiter zu sein, es ist keine Schande, begehrenswert zu sein, auch wenn man verheiratet ist.

Es wäre traurig, wenn der Mann die Heiterkeit, die leichtbeschwingten Stunden an anderer Stelle suchen müßte. Je mehr wir, so weit es in unseren Kräften steht, auch den nicht direkt notwendigen Dingen Beachtung schenken, um so kleiner ist die Gefahr. Denn man soll neben dem Lebenskampf die Schönheit nicht ganz vergessen.

So manche Frau wird sagen, daß dies alles recht schön und gut ist. Aber kann sie ihrem Mann zumuten, für andere Dinge als das Notwendigste Geld auszugeben?

Selbstverständlich kann sie es nicht, wenn es unmöglich ist. Aber dafür sind wir ja Frauen von heute, die nicht mehr weltfremd erzogen werden, daß wir selbst beurteilen können, was wir beanspruchen dürfen. Und grundsätzlich darf die Frau Ansprüche stellen. Ganz sicher darf sie es. Hier handelt es sich vielleicht weniger um den materiellen Anspruch, als um den Anspruch darauf, daß der Mann uns sieht, daß er sich um uns kümmert, daß wir für ihn nicht ein notwendiges Übel sind oder eine angenehme Sache, die nun einmal da ist. Wir haben ein Recht auf menschliche Achtung und Beachtung, und auf dieses Recht soll eine Frau nie verzichten. Sonst zieht der Mann seelische Pantoffeln an, und dieses Kleidungsstück tötet jede Ehe und jedes Familienleben.

Eine gut angezogene Frau wird aber sicher mehr beachtet als die vernachlässigte Frau. Wenn wir Filzpantinen anziehen, dann dürfen wir vom Mann nicht verlangen, daß er uns den Hof macht. Und damit sind wir wieder bei der Mode angelangt, nach der wir uns, immer nach den gegebenen Verhältnissen, gern richten, Es braucht gar nicht so teuer zu sein. Aber verzichten wollen wir nicht darauf. Sie ist ein Stück Kultur, und auch der Alltag soll seine Kultur haben.

Volksbefragung

Deutschösterreich ist ein Land des Reiches geworden: das ist der große Sinn der Geschehnisse und Entscheidungen, die der Führer in den letzten Wochen herbeigeführt hat. Am 10. April bekennt sich das deutsche Volk diesseits und jenseits der am 13. März niedergelegten Staatsgrenze nicht nur zur Gemeinschaft des deutschen Volksschicksals, sondern zugleich zur staatlichen Verbundenheit, zur Einheit von Volk und Reich.

Die österreichische „Unabhängigkeit", die in den Friedensdiktaten von St. Germain und Versailles verankert wurde, bedeutete, wie die meisten Bestimmungen dieser Diktate, die gröblichste Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes der Deutschen. Als 1918 der Widerstand der Mittelmächte zerbrach und die alte Donaumonarchie zerfiel, erlebte der deutsche Volksgedanke inmitten aller äußeren Auflösung und Zerrissenheit seine Auferstehung. Die Deutschen der Monarchie hatten die schwersten Blutopfer gebracht. Die Zahl ihrer Toten war noch höher als die der Deutschen des Reiches. Von 1000 Angehörigen des reichsdeutschen Heeres starben 27,8, von 1000 Deutschen des österreichisch-ungarischen Staates 29,1 den Soldatentod. Innerhalb dieser Gesamtzahl wieder stellten Vorarlberg, Tirol, Salzburg und Deutschböhmen 34, Kärnten 37,5 und Deutschmähren sogar 44 Prozent. Eine tiefe Wahrheit aber liegt darin, daß alle diese Toten im Grunde für das Reich gefallen sind. Genau so wie die Kärntner, nachdem sie sich, als einziges Grenzland, mit der Waffe in der Hand die Volksbefragung erkämpft hatten, am 10. Oktober 1920 durch ihr Bekenntnis, bei Deutschösterreich bleiben zu wollen, für die gesamtdeutsche Verbundenheit und das Reich eingetreten waren.

Die Deutschösterreicher hatten die Monarchie zusammengehalten; sie kitteten auch das Heer des Vielvölkerstaates durch vier schwere Jahre zusammen und trugen die Hauptlast an den Fronten. Die Bundesgenossenschaft mit den Brüdern aus dem Reich, die Gemeinschaft des Blutes gab ihrem Kampfe und ihrer Pflichterfüllung das Ziel. Sie hielten noch die Front, als die anderen Völker des gemeinsamen Staates sich auf den eigenen Nationalismus besannen und die Waffen niederlegten, um nach Hause zu marschieren oder mit den Feinden der Mittelmächte zu paktieren. Aber als nun das Ende des gemeinsamen Staates endgültig gekommen war und auf seinen Trümmern die Verteilung, der große Ausverkauf, einsetzen sollte, da nahmen die Deutschen Österreichs das Selbstbestimmungsrecht der Völker genau so in Anspruch wie die Anderen. Jener Beschluß der provisorischen deutschösterreichischen Nationalversammlung vom 12. November 1918, der am 12. März 1919 von der neugewählten konstituierenden Nationalversammlung in Wien wiederholt wurde, war das Ergebnis einer naturnotwendigen Entwicklung. Dieser Beschluß lautete: Deutschösterreich ist ein Bestandteil des Reiches und entsprach dem Volkswillen. Die Aufgaben, die den Deutschösterreichern in der Vergangenheit in Vielvölkerstaate gestellt waren, hatten sie, oft genug unter Verleugnung ihrer eigenen Existenznotwendigkeiten, bis zum letzten Einsatz der

Kräfte erfüllt. Jetzt strebten sie, im Sinne der Zeit, aber nicht zuletzt auch der Kriegsziele, die die Propagandisten der Entente so oft beredt „zum Wohle aller Völker" verkündet hatten, ihr Haus nach eigenen völkischen Grundsätzen zu zimmern. Dies Haus konnte nur ein Teil des gesamtdeutschen Hauses sein, eingefügt in den gemeinsamen Staat der Deutschen, in das Reich.

Als die Friedensdiktatoren den Deutschösterreichern den Eintritt in das deutsche Haus und damit ihr Selbstbestimmungsrecht verwehrten, begingen sie einen der größten Irrtümer der Geschichte, zumal sie nicht einmal dafür sorgten, daß die befohlene deutschösterreichische Eigenstaatlichkeit wirtschaftlich gesichert wurde. Ja, sie machten nicht einmal den Versuch, die zwangsverselbständigten Deutschösterreicher milder zu behandeln als die Reichsdeutschen. Nein, Österreich wurde damals genau so behandelt wie das Reich und erfuhr so im Bösen noch einmal, daß es zum Reiche gehöre. Für Männer wie Clemenceau waren die Österreicher also durchaus Deutsche, wenn auch nur in dem Sinne, daß man sie mißhandelte. Einsichtigere Leute im Ententelager, die im Kriege der sinnlosen Zerschlagung der Donaumonarchie widersprochen hatten und nunmehr der Meinung waren, man könne den Deutschösterreichern nicht gut verbieten, was man anderen Bewohnern der früheren Donaumonarchie in übertriebenstem Maße zubilligte, blieben ungehört. Die Siegerstaaten handelten vielmehr das anfänglich fehlende einheitliche Einverständnis zur vernunftwidrigsten Lösung der österreichischen Frage großzügig auf dem Rücken des gesamtdeutschen Volkes aus.

Irrtümer der Geschichte aber, das lehrten uns gerade die Friedensdiktate, haben keinen Bestand. Wohl konnte man damals den Anschluß verbieten, doch der deutsche Volkstumsgedanke, der auch aller Not, wie die Volksbefragungen schon in erster Nachkriegszeit zeigten, gewachsen blieb, war unüberwindlich. Man konnte auch verbieten, die Abstimmungen, die 1921 in den österreichischen Bundesländern aus der Bevölkerung heraus durchgeführt wurden, fortzusetzen. Aber das deutsche Gesamtvolk vergaß nicht, daß sich am 24. April 1921 die Bevölkerung im Lande Tirol mit 98,5 Prozent für den Anschluß erklärte, daß bei einer privaten Zählung im Lande Salzburg von rund 80 Prozent aller Stimmberechtigten 99,1 Prozent das gleiche taten. Man konnte noch 1931 den Zollunionsplan zerschlagen, durch den die beiden deutschen Staaten die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Deutschösterreichs zu mildern hofften. Diese ganze Verbotspolitik führte nur dazu, daß sich die völkischen Kräfte auf beiden Seiten einer künstlichen und verhaßten Grenze nur um so lebendiger und radikaler auswirkten. So hat die Entrechtungspolitik der Friedensdiktatoren ihr gut Teil dazu beigetragen, das deutsche Gesamtvolk zum Anschluß zu erziehen.

Hinter diesem Grundziel des deutschen Volkes stand die Erkenntnis, die tragischen „Umwege der Geschichte", die einst unter anderen staatlichen Voraussetzungen Teile unseres Volkes aus dem Reiche herausgeführt hatten, wieder zusammenzufügen, stand die Schicksalsgemeinschaft des Großen Krieges, in der die Deutschen des Reiches und Deutschösterreichs nicht mehr als Angehörige zweier Staaten, sondern als Deutsche Schulter an Schulter gekämpft und gelitten hatten. An

solch erlebtem Einheitsgefühl mußte desgleichen jeder Versuch, das Deutschtum Österreichs geistig aus dem deutschen Gesamtzusammenhange herauszulösen und die von Außen erzwungene Unabhängigkeit gleichsam nachträglich zu rechtfertigen, scheitern. Die „Unabhängigkeit" war unter Zwang geboren und von dem Fluche der Geburt nicht zu trennen. Deutschösterreich, das sich immer als bewußtes Glied des Ganzen fühlte, hat leidenschaftlich an den geistig-politischen Kämpfen der Nation teilgenommen und mit ganzem Einsatz den Sieg der Bewegung herbeigeführt. Es ließ sich nicht isolieren. Im Zeichen des Volkes und Volkstums gab es kein Gegeneinander, sondern nurmehr ein Miteinander. Die Entscheidungen, kraft deren Deutschösterreich wieder mit dem Reiche vereinigt und so erneut ein Land des Reiches wurde, haben dieses ungeschriebene Gesetz der Volksgemeinschaft durch die große politische Tat erfüllt. Die Einheit des Volkes und Reiches, oft vergeblich erträumt und immer wieder neu erlebt, ist Wirklichkeit. Und die Nation, die von dem Führer und Reichskanzler zur Volksbefragung über das größere Reich aufgerufen wurde, wird am 10. April geschlossen den vollzogenen Anschluß bestätigen.

Rundschau

Österreich und Europa. Die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich stellt nicht nur die große einzigartige Tat der Erfüllung alter deutscher Hoffnungen dar, sie bedeutet zugleich eine Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Europa und ist in dieser Bedeutung überall verstanden worden. Ein geschlossener Block von 75 Millionen Menschen auf einem Gebiet, das auch flächenmäßig an zweiter Stelle in Europa nach der Sowjetunion steht, verschiebt die früheren politischen Vorstellungen der Grenzen. Das Deutsche Reich hat zwei neue Nachbarn gewonnen, Ungarn und Jugoslawien, deren Regierungen den Anschluß in wärmsten Worten begrüßt haben. Ungarn, bisher durch das System der Kleinen Entente nach allen Seiten sorgfältig abgeriegelt, erhält eine neue Stellung durch die Anlehnung an das 75-Millionen-Reich. Wichtiger noch erscheint ihm der neue Geist der nationalen Gerechtigkeit, der nicht durch ungerechte Verträge auf die Dauer unterdrückt werden kann. Die neue Grenzziehung berührt auch Rumänien, wenn auch nur indirekt. Vorgänge wie diejenigen, die zum Rücktritt des Ministerpräsidenten Goga geführt haben, werden sich kaum mehr ereignen, weil ein natürlicher Rückhalt gegenüber allen sowjetrussischen Drohungen geschaffen ist. Die Tschechoslowakei wird sich ihrer künstlichen und strategisch so unglücklichen Grenzziehung bewußt und versucht, einen Ausgleich in der Frage der völkischen Zusammensetzung zu finden. Polen fühlt sich an der Südgrenze wesentlich entlastet, da das Gebilde der Kleinen Entente, das trotz aller Freundschaft Polens mit Rumänien durch das Verhältnis zur Tschechoslowakei immer politisch belastet war, rein geographisch gesprengt ist, ganz abgesehen davon, daß Jugoslawien schon lange eine selbständige Politik geführt hat. Polen hat beim Anlaß eines Grenzzwischenfalls eine Klärung der Wilnafrage durch die Drohung erzwungen, in Litauen einzumarschieren. Damit ist Warschau seinem Ziele nähergerückt, einen großen neutralen Block von der Ostsee mit Einschluß der baltischen Randstaaten bis zum Schwarzen Meer zu schaffen. Schwerwiegender noch war die Rückwirkung der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich in London und Paris. Frankreich hatte in den kritischen Tagen keine Regierung, und der Versuch Blums, eine nationale Zusammenfassung auf dem Boden der Volksfrontparole zu bilden, führte zu einem völligen Mißerfolg. In England hatte der am 20. Februar erfolgte Rücktritt des Außenministers Eden und seine Ersetzung durch Lord Halifax zwar eine stärkere Stellung des Ministerpräsidenten Chamberlain gebracht, diesen aber zugleich einer erhöhten Verantwortung gegenüber den Kräften der Opposition ausgesetzt. So konnte sich die Regierung nicht frei für den Anschluß aussprechen und mußte zum mindesten die „Methode" mißbilligen. Sie hat aber allen Bemühungen der Linkskreise, nun eine Bindung zugunsten der Tschechoslowakei einzugehen, Widerstand geleistet. Die Aufmerksamkeit wurde dann sehr bald von Österreich weg nach Spanien gelenkt, wo die Truppen des Generals Franco entscheidende Erfolge in Aragon erzielt haben. Chamberlain versucht, die Verhandlungen mit Italien von allen Störungen seiner Opposition freizuhalten

in der sicheren Überzeugung, daß nur die größte Ruhe gegenüber den Bemühungen Moskaus und seiner Trabanten den europäischen Frieden erhalten kann. Er wird in dieser Haltung durch die nordamerikanische Regierung gestärkt, die ebenso wie die Dominions jedes Eingreifen in osteuropäische Fragen ablehnt.

August Winnig. August Winnig vollendete am 31. März sein sechzigstes Lebensjahr. Er wurde als Sohn eines Totengräbers in der Harzstadt Blankenburg geboren und erlernte das Maurerhandwerk. Schon in frühen Jahren wurde aus dem Arbeiter der Parteimann Winnig. Es war in der damaligen Zeit für einen Maurergesellen fast eine Selbstverständlichkeit, Sozialdemokrat zu sein. Winnigs hohe Intelligenz und der Schwung seines kämpferischen Willens brachten ihn rasch in der Gewerkschaftsbewegung in führende Stellungen. Man muß aber der Wahrheit gemäß feststellen, daß er internationaler Marxist im eigentlichen Sinne des Wortes nie gewesen ist. Er blieb seinem Volk und seiner Heimat immer verbunden. Sein Kampf für die Arbeiterbewegung beruhte nicht auf dem Gedanken des Klassenhasses, sondern auf dem Wunsch, die Klassenunterschiede zu mildern und einen anständigen Ausgleich zwischen Arm und Reich zu schaffen. Bei einer solchen Einstellung war es unausbleiblich, daß Winnig zunächst innerlich, später auch äußerlich in schwere Konflikte mit der Partei geriet. Der Krieg brachte für ihn die Wende. In dem großen Erlebnis des Opferganges seines Volkes erkannte er den Irrtum seiner Jugend und gelangte zur Umkehr. Inzwischen hatte sich der Parteimann zum Staatsmann gewandelt. Winnig war damals vor große innen- und außenpolitische Aufgaben gestellt. Er war gegen Ende des Krieges als Reichskommissar in das Baltikum entsandt und wurde später, in der Revolutionszeit, Oberpräsident von Ostpreußen. Eine glänzende Zukunft schien ihm sicher. Der nächste Schritt konnte ihm einen Ministersessel bringen. Aber er wollte dem Staat von Weimar nicht länger dienen. Im Kapp-Putsch vollzog er den Bruch, indem er den Versuch machte, seine Provinz Ostpreußen zur nationalen Opposition hinüberzuführen. Da der Staatsstreich mißglückte, war er eine gefallene Größe. — In der vierten Phase seines Lebens wurde aus dem ehemaligen Maurergesellen der Schriftsteller und Dichter Winnig. Wie bei allem, was er anpackte, erreichte er auch hier ein hohes Ziel. Niemand hat so wie er das ernste und oft tragische Erleben des Arbeiterkindes zu schildern vermocht, das in hartem Kampf aus der Tiefe zur Höhe emporstrebt. In seinen drei Büchern „Frührot", „Der weite Weg", „Heimkehr", hat er seinem Wollen und Wirken selbst ein wundervolles Denkmal gesetzt. — Winnig lebt jetzt in Potsdam in seinem von Parks und Gärten umgebenen Haus. Der Proletarier Winnig ist zum Bürger, der Sozialdemokrat zum glühenden Nationalisten, der Volksschüler zu einem Mann der Wissenschaft und der Kunst geworden. Ein weiter Weg! Zugleich ein tröstliches Beispiel dafür, daß die Menschen eben doch nicht in ihr Schicksal hoffnungslos hineingeboren sind, und daß auch ein Mann aus den einfachsten Kreisen die höchsten Stufen des Geistes und der Kultur in der Spanne eines Lebens zu erreichen vermag.

„Poniatowski.“ Einmal war der Name Poniatowski (ohne Anführungszeichen) durch seinen Träger, den Fürsten Josef, ein Symbol für die ritterliche Haltung des um seine Freiheit kämpfenden polnischen Volkes, und für den am zweiten Tage der Leipziger Schlacht 1813 als Führer des polnischen Korps unter Napoleon und als Marschall von Frankreich Gefallenen schuf Thorwaldsen ein Standbild, das diesen Glanz des großen Namens packend wiedergibt. „Poniatowski“ bedeutet heute etwas ganz anderes. Nach dem polnischen Minister Poniatowski, der die Agrarreform durchführte, heißen „Poniatowski“ heute in Polen die mit unzureichenden Mitteln und auf Grund ungerechter Maßnahmen geschaffenen bäuerlichen Elendssiedlungen, die nicht leben und nicht sterben können. Bei der Durchführung der polnischen Agrarreform, deren Notwendigkeit von niemand bestritten wird, standen weder Sachkenntnis noch Gerechtigkeit Pate. Denn diese Agrarreform ist bisher lediglich in einem der deutschen Minderheit – entgegen allen zugesicherten Rechten – feindlichen Sinne durchgeführt und hat zu einer Minderung der landwirtschaftlichen Erzeugung geführt. Vom Beginn der Agrarreform im Jahre 1926 an hat sie aus polnischer Hand nur 9,5 %, aus deutscher aber 34 % beansprucht von dem für die Reform zur Verfügung stehenden Besitz (alle über 180 Hektar betragende landwirtschaftliche Nutzfläche kann nach dem Gesetz bekanntlich enteignet werden). Im Herbst 1937 wurde zwischen der Reichsregierung und der polnischen eine Minderheitenerklärung vereinbart, die in ihrem 5. Punkte den Angehörigen der Minderheit auf wirtschaftlichem Gebiete die gleichen Rechte wie den Angehörigen des Staatsvolkes, besonders für Besitz und Erwerb von Grundstücken, zusicherte. So konnte man für den 15. Februar 1938, den Stichtag der Veröffentlichung der Namensliste für die Agrarreform dieses Jahres im polnischen Gesetzblatt, mit Vertrauen entgegensehen. Dieses Vertrauen ist bitter enttäuscht worden: denn die neue Liste nimmt dem deutschen Grundbesitz 18100 Hektar, dem polnischen nur rund 9400 Hektar! Solche Maßnahmen stellen das deutsche Vertrauen in das gegebene polnische Wort auf eine harte Probe und tragen nicht dazu bei, die beiderseitigen Interessen zu fördern – ganz abgesehen davon, daß durch die Überantwortung guten Bodens in schwache Hände Polen gegen den Sinn einer jeden vernünftigen Agrarreform arbeitet. Auch im Interesse seiner europäischen Geltung sollte Polen von den „Poniatowski“ zu der Gesinnung des Fürsten ohne Anführungsstriche zurückkehren.

Ortega und Spengler. Es kommt selten vor, daß der Zufall des gleichen Erscheinungstermins zwei Bücher miteinander kuppelt, deren Betrachtung sich einmal nicht nur aus mehr oder weniger verhüllten praktischen, sondern aus ideellen Gründen empfiehlt. Oswald Spenglers „Reden und Aufsätze“ (München, C. H. Beck) und José Ortega y Gassets „Stern und Unstern. Gedanken über Spaniens Landschaft und Geschichte“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), ließen sich ihrer speziellen Thematik nach schwerlich unter das gemeinsame Dach einer Übersicht bringen. Wir denken aber nun einmal heute gern „existentiell“, und im Blickwinkel dieser Betrachtungsweise läßt sich die typologische Verwandtschaft dieser beiden Schriftsteller ebensowenig verkennen

wie ihre Entsprechung innerhalb der Gegenwartsgeschichte ihrer beiden Völker. Spenglers Schicksal hat sich inzwischen erfüllt. Aber auch Ortega ist durch die jüngsten spanischen Entwicklungen äußerlich von seinem Madrider Lehrstuhl in die Pariser Emigration gewechselt und dort geblieben, ohne sich bisher parteipolitisch dem neuen Spanien einordnen zu mögen. Die psychologischen Gründe dieser Haltung dürften fast genau die gleichen wie diejenigen Spenglers nach 1933, in seiner letzten selbstveröffentlichten Schrift „Jahre der Entscheidung", sein. Beide haben am Zustandekommen der nationalen Umwälzungen mächtigen vorbereitenden Anteil, aber gewissermaßen aus astronomischer Entfernung. Ortega sagt einmal, daß der „Ringkampf der Umarmung zum Verwechseln ähnlich sähe". Spengler sowohl wie Ortega haben nun jeder auf seine Weise mit der liberalistisch-individualistisch-marxistischen Aufspaltung ihres Volkes in den bis zu den Revolutionen hinführenden Endstadien seiner Geschichte mit so differenzierter Leidenschaft gerungen, daß hierüber in sie selbst ein hoher Grad individueller geistiger Differentiationen eingegangen ist und daß ihr Ringkampf zu einer nicht mehr einfach lösbaren Haß-Liebes-Verkrampfung mit dem Gegner geworden ist.

Die neu erschienenen beiden Bücher stehen mit diesen voraufgeschickten Situationserklärungen auch insofern in bestem Einklange, als es sich bei beiden um ältere Arbeiten handelt, die der Sache nach historisch zu werten sind, zugleich aber den überzeitlichen Kern des formalen, schriftstellerischen Ranges der beiden Denker nun um so mehr ins rechte Licht rücken. Bei Spengler handelt es sich um die erste philologische Zusammenfassung (Herausgeberin des Bandes ist Hilde Kornhardt) aller von ihm selber noch fertiggestellten und größtenteils an verstreuten Orten veröffentlichten Nebenarbeiten, angefangen mit der Heraklitdissertation aus dem Jahre 1904, endend mit dem Kabeltelegramm an die Hearst-Presse zur Frage „Ist Weltfriede möglich" kurz vor seinem Tode 1936. Der Band weckt Erinnerungen und befriedigt das immer bei diesem außerordentlichen Geiste empfundene Bedürfnis, auch seine verstreuten Äußerungen gesammelt zu haben, die er in großer Sparsamkeit neben den Buchveröffentlichungen herausließ und die immer schon zu seinen Lebzeiten die geistige Neugier rege machten. Sei es der große Aufsatz „Pessimismus", die — nur gesprochene — Rede über Nietzsche oder die Einleitungen zu Ernst Droem und zuletzt noch zu Willi Schmidt. Der neue Band Ortegas enthält eine Reihe von Aufsätzen aus den Jahren 1905 bis 1932, deren umfangreichster „Aufbau und Zerfall einer Nation" vom Verfasser erst jetzt zur Übersetzung freigegeben wurde, da er in seiner polemischen Schärfe ursprünglich nur für die Reinigung des eigenen Hauses und Vaterlandes gedacht war. Um ihn gruppieren sich Betrachtungen über Madrid und Asturien, Andalusien, den Escorial und das Tagebuch einer nordspanischen Sommerfahrt. Es wird einem leicht gemacht, in beiden Fällen hinter die spezielle, im Einzelnen unreferierbare Thematik dieser Essaysammlungen zu den „Kategorien der Existenz" dieser im Kern so verwandten Schriftsteller zurückzugehen. Ortega „kommentiert" Spengler, Spengler Ortega, wenn auch freilich nicht aus einem Abhängigkeits- oder Nachahmungsverhältnis, sondern gleichsam aus einem „Nach-Seinungs-Verhältnis", um einen Ortegaschen Begriff zu verwenden. Es geht beiden mit so beherrschender

Leidenschaft um das Pathos des Herrentums, daß seine Folgerungen: Leistungsprinzip, Abneigung gegen die Masse, gleichgültig welchen parteipolitischen Vorzeichens, Konservativismus wie von selbst in verwandten Gedankenketten ausgelöst werden. Erst oberhalb dieser Gemeinsamkeit treibt dann das jeweilige Talent seine abgewandelten darstellerischen Blüten. Beide sind Schriftsteller in der gleichen Zwischenstellung zwischen Philosophie, Historie, Essayistik, Journalismus und last not least Lyrik. Wenn an Spengler gelegentlich die stärkere herrscherliche Kraft bezaubert, so macht Ortega den Fachmann, speziell den philosophischen Fachmann, seltener ärgern (der Marburger Schule dankt er nach seinen eigenen Worten „die Hälfte seiner Hoffnungen und fast seine ganze geistige Zucht"). Wenn Spengler reicher in der Durchdringung entlegener und von Natur aus in gänzlicher Prosa erstarrender Sphären ist, so verhält sich Ortega malerischer, südlich besonnter zu seiner Heimatlandschaft, die wohl nirgends mit einer solchen wundervollen „Sinnlichkeit des Geistes" (um den schönen Terminus eines deutschen Essayisten zu gebrauchen) dargestellt ist wie in den Schilderungen des Buches.

August Hermann Francke. Der Geburtstag des Gründers des Halleschen Waisenhauses hat sich zum 275. Male gejährt, das scheint kein allzu bedeutsames Kalenderjubiläum; dennoch aber soll keine Gelegenheit zu gering sein, um eines Mannes zu gedenken, der Tatchristentum im besten und schwersten Sinne des Wortes so verwirklicht hat wie Francke. Nicht ohne Grund steht im Mittelpunkt der neuzeitlichen deutschen Überlieferung die großartige Beschwörung des die Schrift verdeutschenden Doktor Faust: Im Anfang war das Wort — Im Anfang war die Tat — gegensätzliche und doch einen Tatbestand ausdrückende Sätze, aus denen ein mittelstes Problem unserer Geistesgeschichte abzulesen ist. August Hermann Francke hat die Problematik, die in Goethes Dichtung Gestalt wurde, gespürt wie manch einer vor und nach ihm, aber er hat sie bewältigt wie wenige. „Wort" und „Tat", gleichermaßen Ausdruck und Wirklichkeit des „Logos", verwechseln sich allzu oft; dogmatischer Wortdienst verrät leichtlich den Geist an den Streit um die Orthodoxie (die nicht immer durch das Wort Rechtgläubigkeit ausgedrückt werden kann), und tatenfrohe Werkarbeit deutet manchmal eigenmächtig den Sinn der Schrift, um sich ihr Recht zu beweisen. Lutherisch sein, heißt sich die Schrift immer aufs neue zu übersetzen, nach dem Sinne jenes „Logos" zu fragen, der Wort und Tat heißt. Francke begann und endete beim Wort. Sein Christentum war und blieb Bibelchristentum, Kampf wider theologische Spitzfindigkeit, polemische Kontroverse und Hinweis auf die einzige Quelle, auf den „einfältigen Unterricht, wie man die Heilige Schrift zu seiner wahren Erbauung lesen solle", als A und O jeglicher seelsorgerischen Arbeit. Um seiner Treue zur Schrift als dem ersten und obersten Quell allen Christentums willen hat Francke das als Schimpf gemeinte Wort Pietist gern auf sich genommen — er wußte, daß „Logos" zwiefach übersetzt werden will, als Wort und als Tat, daß „christlich leben" nur in der Folge ernster Besinnung auf die Schrift sinnvoll möglich werden konnte. Denn er wußte um das rechte Verhältnis von Wort und Tat. Weder darf die Tat am Anfang stehen und vom Wort schein-gerechtfertigt wer-

den, noch auch darf das Wort die Tat verringern, so daß „Pietismus" das wird, was die Gegner meinen: gedrucktes, lebensfremdes Muckertum. Für Francke hieß diese Erkenntnis, daß sein Waisenhaus nicht Selbstzweck wurde, es entstand aus dem Wunsche, die Schrift als Grundlage wahren Christentums zu verbreiten; die Tat gewann ihren Sinn um des Wortes willen. Es bleibt eine der erstaunlichsten Episoden in der Geschichte der protestantischen Kirche, mit welcher Selbstverständlichkeit August Hermann Francke beinahe ungewollt zum Organisator der Stiftung wurde, an die sich sein Name knüpft. Jeden Donnerstag kamen die Armen, sich ihr Brot bei dem Pastor von Glaucha zu holen; er nutzte die Gelegenheit, ließ die Kinder vortreten, unterhielt sich mit ihnen zehn oder fünfzehn Minuten über den Katechismus, sprach ein Gebet und entließ sie — das war der Anfang zum Waisenhause. Und nicht anders als begonnen entwickelte sich das Werk: Francke richtete eine Stube im Pfarrhause ein, kaufte für zwei Taler Bücher und gab einem armen Studenten den Auftrag (für sechs Groschen in der Woche), die Kinder zu informieren. Logos hieß Wort, Gottes Wort sollte verkündet werden, alles andere war nur Mittel und Weg für dieses Ziel. Fünfzig Kinder kamen 1695 in die Unterrichtsstunden, bald waren es so viele, daß der Platz nicht ausreichte, Stuben mußten gemietet werden, das Pädagogium wurde gegründet, um die Studenten der Universität nicht in „Privatinformationen" zu verzetteln, Waisenkinder wurden ganz in Pflege genommen, wenn häusliche Misere die Ergebnisse des Unterrichts zuschande zu machen drohte — woher die Gelder kamen, war oft mehr als ungewiß, aber unbeirrt tat Francke einen Schritt nach dem anderen, bis die große Stiftung aufgebaut war.

Nicht allein die Leistung ist es, die erstaunen läßt, fast noch mehr erzwingt die Arbeitsweise Franckes Bewunderung. Er hat alles ohne die Betriebsamkeit des Organisators geschaffen; geplant und ausgeführt wurde jeweils nur, was sich aus dem Vorangehenden wie selbstverständlich ergab. Fest stand nur das Ziel: das Wort Gottes durch einfältigen Unterricht zur Quelle wahrer Erbauung zu machen. Das Wort war Anfang und Ziel; die Tat aber war das Mittel, nie Selbstzweck, der seine Begründung in sich finden dürfte.

Otto zur Linde †. Eine jener abgründigen Banalitäten, die der Herzog von La Rochefoucauld in der erlesenen Schmetterlingssammlung seiner „Maximen und Reflexionen" — eine ausgezeichnete Neuausgabe: „Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld", übersetzt von Ernst Hardt, ist jüngst erschienen (München, R. Oldenbourg) — aufgespießt hat, tröstet uns, daß „die Hoffnung, so trügerisch sie ist, doch dazu dient, uns auf angenehmem Wege an das Ende des Lebens zu führen". Die meisten Menschen kennen das große, tiefe Hoffen nur, solange sie sehr jung sind. Später sinkt ihre Hoffenskraft wie die Kräfte vieler anderer Leidenschaften zum bloßen Gefühlskorrektiv des Tageslebens herab, dessen Tröstung hingenommen, wenn auch nicht mehr allzu ernst genommen wird. Es gibt aber daneben immer einige wenige Menschen, bei denen ein abstraktes Jugendverhältnis zur Hoffnung, die Hoffnung auf den deus ex machina einer großen Wendung und Selbstbetätigung ziemlich das ganze Leben über anhält. Von einem solchen

trügerischen Genius der Hoffnung ist nun der Dichter Otto zur Linde im Februar dieses Jahres in der Tat „an das Ende seines Lebens geführt worden". Wenn die Freunde und Anhänger seiner Kunst oder intimere Kenner der neueren deutschen Literatur vor Jahren immer noch erwarteten, daß diesem verkannten und vereinsamten Geiste doch noch einmal, solange er lebt, die Stunde der Erfüllung und Bestätigung schlagen würde, so hat sich nunmehr die obige Sentenz an seinem Leben in ihrer vollen Bitterkeit erfüllt. Otto zur Linde ist so ohne äußere Anerkennung gestorben, wie er die letzten Jahrzehnte gelebt hat, auch äußerlich in „einer märchenhaften Armut", um mit den Worten eines seiner Anhänger zu sprechen. Man kann es sich leicht machen mit der seltsamen Existenz dieses Mannes und in ihr nicht viel mehr als eine Kette kapitaler Lebensirrtümer samt deren Konsequenzen erblicken. Otto zur Linde hatte sich als Dichter — hierin ein ähnlicher, nur eben viel unglücklicherer Fall wie der seiner Generationsgenossen Arno Holz, Stefan George, Alfred Mombert u. a. — nicht für ein Talent unter anderen, sondern für den Träger einer Epoche gehalten. Er hat dementsprechend, obwohl seinen menschlichen Qualitäten nach unendlich viel schlichter, frömmer und volkstümlicher als jene, eine leidenschaftliche Intransigenz gegenüber seiner Mitwelt, ja überhaupt gegenüber der „Welt" geübt. Seine Werke kamen im Selbstverlage heraus, und der größte Teil ist wohl überhaupt ungedruckt geblieben. Zeitungs- oder Zeitschriften-Schriftstellerei hat er entrüstet von sich gewiesen ebenso wie die Angebote größerer Verlage, Auswahlen oder überarbeitete Ausgaben seiner Gedichte herauszubringen. So war denn der ganze Fall eigentlich schon zu Lebzeiten des Dichters der Gerechtigkeit einer früheren oder späteren Nachwelt anbefohlen. Wir wollen ihr nicht vorgreifen und vermöchten es auch nicht. Der Tod macht es uns nur zur Pflicht, mit ein paar Worten die Richtungen abzutasten, nach denen hin dieses Leben vielleicht über die Zäsur seines konkreten Abschlusses triumphieren könnte. Otto zur Linde ist Westfale gewesen; ein Mensch „aus dem Volke", doch mit leidenschaftlicher Selbständigkeit des Geistes, ein Yoeman, ein Einzelhöfner, dem in der Kunst wie im Leben jegliche Einordnung gegen seinen knorrigen Stolz gegangen wäre. So hat er zwar unerlaubt viel gegen den guten Geschmack gesündigt — zwei Drittel seiner veröffentlichten Gedichte dürften wohl immer ungenießbar bleiben — dabei aber dann in seinen guten Stunden Verse geschrieben, die an naturgewachsener sprachlicher Kontur, an seelischer Innigkeit und Keuschheit nicht viel ihresgleichen haben. Oft sind es sogar nur Teile innerhalb eines Gedichtes, in die eine urtonhafte sprachliche Melodik eingegangen ist; Klänge, wie man sie in der Musik bei Bruckner findet, zu dem überhaupt, ohne daß wir eine Rangparallele ziehen wollen, eine entfernte, typologische Verwandtschaft besteht. Für die Schemata der Literaturgeschichte gehört seine Gestalt in die Anfänge des Expressionismus hinein, für dessen eigentlichen Rausch er freilich immer zu schlicht, zu naiv, zu wenig dekadent gewesen ist.

GERHART POHL

Sturz der Göttin

Das seltsame Schicksal des Fräulein Aubry

Erzählung

IV.

„Das Kind hieß Fanni und hatte an dem verhängnisvollen Tage das siebente Lebensjahr bereits vollendet. Um die Wende des Jahres 1799 erschien eine gewisse Frau Denisart, die als Geburtshelferin tätig war, auf dem Standesamt der Cité und meldete ein Mädchen an, das ein Fräulein Therese Aubry (der zweite Vorname Angelikas diente als die Maske, hinter welcher die berühmte Primaballerina sich versteckte) dem Bürger Franz-Paul Moraux geboren habe. Beinahe zur gleichen Stunde verschwand Gardel im Büro des Bürgermeisters. Danach wurde dem Beamten des Personenstands das Stillschweigen über die Geburt als seine Amtspflicht mit besonderem Nachdruck eingeschärft. Da die alten Aubrys ein Jahr zuvor gestorben waren, wußten nur sechs Leute um die heimliche Niederkunft: der Bürgermeister, der Beamte, ein Arzt, Frau Denisart, Gardel und Angelikas alte Freundin, die Sängerin Maillard. Ja, und — Franz-Paul ... das nahm man als selbstverständlich an. Denn ihre Freundschaft, die damals schon zwölf Jahre währte, war die idyllische Legende rings um das Opernhaus. Was alles wußten die Künstler zu erzählen — von gegenseitiger Liebe, Achtung, Treue dieser beiden; von der Fürsorge des Mannes und der mädchenhaften Zärtlichkeit Angelikas. Kein Streit — so hieß es — habe jemals ihre Liebe überschattet. Warum sie dennoch keine Ehe schlossen — auch darum rankte sich die Legende, die aus der halben Wahrheit des Schwatzes lebt. Da sollte Franz-Paul, dessen Handwerk in den kargen Jahren wenig genug einbrachte, der Stolz des Mannes lähmen, eine Art Prinzgemahl der hochbezahlten Tänzerin zu werden. Da wurde Angelika die Frauenkälte nachgeredet, die des Mannes nicht bedarf — wahrscheinlich, weil die zahllosen Bewunderer vergeblich um sie warben. Endlich wurde als Grund die Satzung der Oper angeführt, nach der die Mitwirkung von Ehefrauen im Ballett verboten war. Das galt freilich für die Massenkräfte. Hätte die gefeierte Meistertänzerin den Wunsch nach ehelicher Bindung ausgesprochen — wer hätte ihn verwehren wollen! Doch — — sie sprach ihn niemals aus ... Nach dem Tode der Eltern bezog sie eine eigene Wohnung in einem hohen Hause — Rue Louvois Nr. 5 — das noch heute steht. Dort war neben dem alten Gardel und der Maillard Franz-Paul der einzige Gast Angelikas. Mit den Kollegen pflegte sie nur den Umgang des Berufs; ihre Bewerber lud sie niemals ein. Im übrigen ergab sie sich der inneren Einsamkeit, die jede schöpferische Arbeit fordert, und ruhte im Zusammenklang mit dem alten Jugendfreunde aus. ‚Unsere kleine Heilige!' schwärmte die Maillard, die zur Überspanntheit neigte. Nein — heilig war Angelika nicht; ihr werdet es noch erfahren. Doch sie war — — ja, menschlich

war sie, wenn man das viel gelästerte und bis zum Überdruß mißbrauchte Wort in seinem Ursprung nimmt. Sie lebte aus dem starken Kerne ihres Daseins, der Erde geneigt und dem Himmel ergeben; lebte aus dem Geström von Blut und Herz und Geist, tapfer, selbstbeherrscht und willig. Kein Opfer wurde ihr zu schwer, so es den Einsatz lohnte. Als ihr Geliebter einmal in die Fährde kam — es war zur Zeit des Direktoriums — sprang sie ihm bei — mit Mut und List, ja selbst mit grober Lüge. Damals war die Verschwörung eine Art Gesellschaftsspiel der kleinen Leute von Paris geworden. Alle die Krämer, Budiker, Handwerker und jene dunklen Elemente, die ohne eigentlichen Beruf sich durch das Dasein wanden — sie hatten ihre große Zeit gehabt. Mit der dreifarbigen Schärpe angetan, waren sie Vorsitzende und Abgeordnete und Bezirksvorsteher und Hauptredner und Polizeigewaltige gewesen — lauter kleine Könige der ‚erlauchten Volksmacht', wie es hieß. Nun hatte die Luderwirtschaft hinter dem Gefältel erhabener Redensarten aufgehört. Man konnte nicht mehr seine Bude schließen und den großen Mann vortäuschen. Arbeite, hieß die Losung wieder, wenn du leben willst! Das verstimmte die gestürzten Götter bis zum Widerstand. ‚Merkt ihr's!' so raunte einer zu den anderen. ‚Unter der Bergpartei blühte der Handel; da hatte jeder Geld; da spielten wir eine Rolle! Na, und heute?! . . . bedrücken uns Tyrannen!' So kam es zu den großen Anschlägen von Baboeuf und Lemaître, die ein Kapitel der Geschichte füllen; so entstanden die vielen kleinen Zetteleien, die sich mit einem Kammerurteil oder gar mit einer Polizeinotiz begnügen mußten: der ‚Geheimbund der Taschentücher', ‚Tag der Böller' und die ‚Zusammenrottung der roten Eier'. In eine dieser Zetteleien war Franz-Paul verstrickt. Sie stand unter Führung der Herren Baby und Bonbon . . ."

Großonkel hielt zum erstenmal seit langem inne und lachte stillvergnügt vor sich hin, wie man über alte Anekdötchen lacht, die einem plötzlich in Erinnerung kommen. Leise kichernd fuhr er in geschmäcklerischem Tone fort:

„Baby und Bonbon — ach! Spott des Schicksals: süße Kindernamen für zwei ausgemachte Strolche! Der eine stammte aus Tarascon (O Ahne des Tartarin!) und der andre aus Orleans; Flickschuster war dieser und jener vormals Krämer. Franz Bonbon konnte nicht lesen; sein Namensvetter Franz Baby jedoch war ein Redner und Schreiber von lächerlicher Grausamkeit. Tropf und Schwätzer also — sie beide, die den Jakobinern ihre kleinen Posten dankten, sammelten nunmehr die Nörgler zum Sturze des verhaßten Direktoriums. Freilich entsprach das Abenteuer den Namen der Erfinder; es war eine läppische Kinderei. In einer Septembernacht 1796 versuchten sie mit ein paar hundert unbewehrten Leuten, die Kaserne der 21. Dragoner zu erstürmen, und wurden von den Soldaten, die aus dem Schlaf gerissen, sich im Hemd auf ihre Pferde ohne Sattel warfen, jämmerlich zusammengehauen. Sechzig Menschen blieben auf der Strecke; der Rest kam in Gefangenschaft, darunter die Anführer und — Moraux. Seltsamerweise hatte der pfiffige Junge sich mit diesem Wahnwitz eingelassen. Zwar war auch er bedrückt über den schlimmen Stand der Geschäfte; der neuen Ordnung bestritt er das Recht. Auch er hing am Traum seiner Jugend, den jeder nur einmal träumt: den glitzernden Leitbildern der Bergpartei. Nun saß er im Turm . . . Als Angelika

davon erfuhr, warf sie sich – der öffentlichen Stellung nicht achtend, die sie innehatte – zur Schirmerin des Geliebten auf. Durch Wochen kämpfte sie mit dem Militärgericht, bis ihr ein Alibi für Franz-Paul gelang – ein erlogenes, versteht sich. Danach war sie mit dem Freunde zufällig des Wegs dahergekommen – in der zweiten Stunde nach Mitternacht! – als der Sturm begann. Während sie selbst von einem fremden Herrn in eine Hausflur – nein, ein Schuppen war es wohl? – gezogen wurde, kam Moraux in das Getümmel und so in Haft – ein friedlicher Bürger, meine Herren Richter, wie jedweder! Mit den Aufrührern sei er öfters zusammengewesen – ja! das stimme wohl. Doch er habe sie... bekehren wollen. So etwa lautete der Widersinn, mit dem Angelika siegte – dank ihrer weiblichen Anmut (o ewiges Frankreich!), ihres Ruhms und der Entschlossenheit zu höchstem Einsatz. Während Baby und Bonbon und dreißig andere auf dem Felde von Grenelle erschossen wurden, bekam Franz-Paul die Freiheit wieder. Doch er wußte sie nicht mehr zu nutzen. Geknickt waren die Flügel seiner Pläne; sein Herz versank in dem Morast der Hoffnungslosigkeit. So mißriet ihm auch die Arbeit... ja, und schließlich – die alte Liebe zu Angelika. Um die Jahrhundertwende, als Fanni schon geboren war, wanderte er nach Haiti aus. Die Freunde waren empört, daß er die geliebte Frau und sein Kind im Stiche ließ. Sie sollten ihm folgen, erklärte er vertrotzt. Angelika schüttelte müde das Haupt und schwieg dazu – schwieg beharrlich, als die Maillard ihn mit kränkendem Schimpf bedachte; schwieg noch, als aus Porte au Prince die Briefe seiner Sehnsucht und endlich die Meldung seines frühen Todes kamen; schwieg ein volles Menschenalter, bis sie kurz vor ihrer eigenen Sterbestunde – 1829 – doch noch sprach..."

Nun schwieg auch Onkel Franz.

Der Mond war hinterm Buschwerk abgesunken. Nachtschwarz lag die Terrasse da. Nur um die Windlaternen flackerte ein trüber Schein. Aus den nahen Feldern stieg die Kälte auf.

„Hol meinen Mantel – bitte!" sagte Großmutter zu mir herüber.

„Laßt uns schlafen gehn!" meinte der Bruder darauf, und mit beinahe tonloser Stimme fügte er hinzu:

„Die Stunde ist voll Gefahr!"

Wir schwiegen selbdritt. Ein Käuzchen rief. Vom nahen Stalle hörte man zuweilen ein Klinkern der Ketten und das verfrühte Krähen eines Hahns.

Dann ging ich, um Großmutters Mantel zu holen. –

*

Als ich nach ein paar Minuten wiederkam, hing über Onkels Schultern eine Decke, die zuvor gefaltet auf einer Bank gelegen hatte. Wie ein Beduine vor dem glimmenden Feuer seines Zeltes, so sah der Alte mit dem scharf geschnittenen Gesicht und den büscheligen Brauen in der Vermummung aus, die durch das schwache Licht vollendet echt erschien. Der Wunsch zu schlafen und den Gefahren dieser mitternächtigen Stunde zu entgehen, schien vergessen. Denn kaum hatte ich

seiner Schwester den Mantel überreicht, setzte Großonkel wie selbstverständlich zu neuer Rede an:

„Ein Menschenalter ist ein großes Wort — zumal für eine Frau, die allein geblieben ist, allein mit einem Kinde und mit einer Herzensqual; schließlich allein im Elende der Krüppelei. Nach Wochen schweren Siechtums war Angelika dem Tod entrissen. Nach Monaten konnte sie das Bett verlassen. Doch der Stock begleitete sie hinfort. Daß sie das Geld der Kaiserin gar bald verlor — ein Schwindler hatte ihr ein Haus in der Rue Pavée verkauft, das sie nicht erhalten konnte — es schmerzte sie weniger als der verlorene Ruhm. Ihr eigenes Leben war dem Gestern zugewendet; das Morgen sah sie mit den Augen ihrer Tochter, die einen guten Weg begann. Mit zwölf Jahren trat Fanni auf mütterlichen Wunsch in das Ballett ein; sie wurde von der Alten umsichtig und streng geschult. So konnte die Sechzehnjährige ihren ersten Erfolg in der Oper ‚Die Karawane' erringen. Noch einmal empfing die Mutter das stille Glück des Herzens — im rauschenden Beifall des Publikums und bei den Rufen: ‚Seht! Die Tochter der Aubry!' Damit war Fanni freilich abgestempelt; sie blieb die gern gesehene Tochter einer großen Mutter. Dieser Schatten lag über ihrer Zukunft und verkümmerte ihr Talent wie ihr Streben. Doch Angelika hing am Trugbild der eigenen Wiedergeburt — mit allen Fibern ihrer Sinne und erblindet für die Wirklichkeit. So erdrückte sie Fanni endlich. Dennoch lebten die beiden Frauen friedlich und in einiger Sicherheit zusammen, als das Unglück sie von neuem schlug ..."

Großonkel räusperte sich, als ob selbst die Erinnerung daran ihm lästig sei.

„Unsinniges Spiel des Zufalls!" rief er böse aus dem Zelte seiner Decke, ohne sich zu rühren. „Als ob ein Narr in Christo es erfunden habe, um die sündige Welt zur Bußfertigkeit zu bringen! Und doch ist es die nackte Wirklichkeit — beweisbar bis ins Einzelne!" Dabei klopfte seine Hand auf die Akte, daß ein Weinglas vom Tische fiel und mit leisem Klirren zerbrach. Niemand kümmerte sich darum, und Onkel erzählte weiter:

„Der Herzog von Berry, in dessen Zeichen die Laufbahn der Aubry begann, sollte auch das Bild des Endes werden. Seit jener fröhlichen Flickarbeit in der väterlichen Werkstatt waren dreißig Jahre hingegangen, während denen Angelika ihren ersten Gönner niemals wiedersah. Was sie von ihm wußte, hatte sie aus Zeitungen erfahren: seinen Kampf in Condés Emigrantenheer gegen die Jakobiner; seine Rückkehr unter Napoleon und die Ernennung zum Generaloberst; die Übernahme des Befehls über die Truppen von Paris und schließlich seine späte Ehe mit Karoline von Neapel ... Nun sah sie den Vierundvierzigjährigen auf seinem zufälligen Sterbebette wieder. In einer Februarnacht des Jahres 1820, als die beiden Frauen das Opernhaus verließen (Angelika nahm an jeder Aufführung teil, in der Fanni beschäftigt war), kamen sie in ein Getümmel. Ein Bursche von wüstem Äußeren schrie: ‚Tod den Bourbonen!' und stach mit einem Dolch auf einen eleganten Herrn ein, der gerade in seine Kutsche stieg. Der Herr fiel lautlos hintenüber; man fing ihn auf und trug ihn in das Theater. Der Bursche war sogleich von Polizisten überwältigt. Er hieß Louvel und nannte die Gewalttat sein ‚politisches Bekenntnis'. Von ihm erfuhr man erst, daß der Ge-

troffene der Sohn Karls X. war. Mit dem Herzog von Berry wollte er den letzten Angestammten aus dem verhaßten Geschlechte der Bourbonen treffen. Vergeblich war die Untat! Denn die junge Herzogin trug schon den Prinzen Heinrich, den späteren Herzog von Chambord. Der Vater allerdings war vernichtet. Er starb zwei Stunden später in einer Nische des Theaters, wo man ihn auf eine rasch herbeigeschaffte Polsterbank gebettet hatte. Der letzte Wunsch des Sterbenden galt seiner Seele. Der Bischof von Notre-Dame reichte ihm die Sakramente. Nach einem Vierteljahrhundert also erwiderte die Kathedrale den Besuch des Opernhauses... Und wieder gab es – Opfer! Damals hatten die Gläubigen ihr Gotteshaus verloren – an das Theater; nun verloren die Künstler Arbeit und Brot – durch die Kathedrale. Der Bischof verlangte nämlich, auf einen Glaubenssatz der Kirche fußend, die Schließung des Opernhauses als einer Stätte der Lustbarkeit, nachdem es das Allerheiligste beherbergt habe. Das Ministerium entsprach dem Wunsche, und die Oper schloß am nächsten Tage ihre Pforten. Zwar war ein neues Theater in der Rue Peletier geplant; doch bis zu seiner Eröffnung konnten Jahre hingehn... der Staat war arm; er kündigte alle jene Künstler, die nicht unersetzlich waren, darunter – Fanni Aubry... Dem mütterlichen Ansehn gelang es schließlich noch, der Tochter eine winzige Pension zu schaffen. Mit 540 Franken Jahresrente schloß Fannis kurze Laufbahn. Die nächsten acht Jahre wohnten die beiden einsamen Frauen – vergessen von ihrem Paris, das sie einst bewundert hatte – in der Rue du Faubourg-Montmartre, Nummer 43. Auch dieses Haus steht noch, und ich habe mir einmal die ärmliche Wohnung im dritten Stock des Seitenflügels angesehn, die heute ein Omnibusschaffner innehat: ein schmaler Vorraum ohne Licht, eine kleine Küche und zwei winzige Stuben mit je einem Fenster, hinter denen eine häßliche Brandmauer ragt. Das war die letzte Wohnstatt einer großen Künstlerin – einer Gezeichneten mit den Malen des Mißgeschicks. Hier erlebte sie den Tod ihrer letzten Freundin, der Maillard, und das Lungensiechtum Fannis, das sich als unheilbar zeigte. Das war die schwerste Sorgsal in Angelikas bröckelndem Leben. Sie fühlte sich gebrechlich – dem Ende nahe. Was sollte aus dem kranken Kinde werden, wenn sie selbst einmal erlosch und mit ihr die hohe Rente, von der sie beide lebten? Der Gedanke fraß an ihrem Herzen und bohrte in ihrem Hirn – tagein, tagaus und durch die Nächte ohne Ende... Doch verloren ist nur, wer verloren sein will. Noch im Rachen der Natter ist ein Fünkchen Licht. Und die sechsundfünfzigjährige Angelika, selbst schon in der Vergängnis, entriß der Natter das Licht und schenkte es dem Leben, das ihr einst erwachsen war – Fannis flackerndem bißchen Leben. Eines Tages erschien sie bei dem Notar Itasse und überreichte ihm ein merkwürdiges Testament, das nach ihrem Tode zu öffnen sei. Darin ernannte sie zu ihrem einzigen Erben nicht die Tochter – nein, einen Mann, dessen Name während ihres Lebens nicht ein einziges Mal genannt wird. Da sie außer kärglichen Ersparnissen und den paar Möbelstücken nichts besaß, mußte der Erbschaft ein andrer Sinn zu geben sein, als er im Erbe selber lag. Tatsächlich stammte Angelikas Plan aus der ewigen Bereitschaft des Mütterlichen, alles für das Kind zu opfern, selbst den unverletzlichen Kern des Frauentums: das Geheimnis um

den eigenen Fall ... Darüber sprach sie offenherzig mit dem alten Itasse, an den Gardel sie empfohlen hatte. ‚Wer einen erlauchten Namen trägt wie jener' – so etwa sagte sie – ‚der wird den Makel scheuen, das Vermächtnis einer armen Frau öffentlich zurückzuweisen, zumal sein Ansehn ohnedies im Schwinden ist. Dem Geize kann man nicht mit Bitten, der Ehrlosigkeit nicht mit Gesittung kommen – die Angst vor dem Skandal allein bringt den Erfolg ...' Dem diese böse Nachrede Angelikas und ihr listiges Vermächtnis galten – er war nicht nur der Träger eines ‚erlauchten Namens', wie sie meinte, er war ein weltberühmter Mann. Doch laßt es die Unglückliche selber erzählen, wie sie es für Fanni aufgezeichnet hat ..."

Onkel Franz hatte die Decke abgelegt und war an den Lichtschalter getreten. Nach der langen Dunkelheit, die uns geborgen hatte, schmerzte die künstliche Taghelle wie eine Nacktheit ohne Scham. Verstohlen sah ich zu Großmutter hinüber, die ihrerseits verstohlen eine Träne aus dem alten Auge wischte.

Großonkel hatte unterdessen der Akte ein Papier entnommen. Nun stand er im weißen Licht der Birne. Das Blatt weit von sich haltend, las er mit ruhiger Stimme vor:

„Geliebtes Kind – bevor ich von der Erde scheide, die mir mit Glück begegnet ist, mit Sorge und mit soviel Jammer, fordert das Gewissen mich zu einem Opfer auf, das zu vollbringen mein armes Herz sich wehrt. Und doch muß es sein – um Deiner Zukunft willen, Kind! Im Schatten des Todes, der keine Ausflucht kennt, und um des Erbarmens willen, das der Himmel mir erweisen möge, sei Dir das Geheimnis meines Lebens anvertraut. Du wirst nicht richten, Fanni – des bin ich gewiß! – Du wirst begreifen, wozu mich Herzeleid und Wirrnis trieben. Dein Vater ist nicht der liebe Franz-Paul, der nun schon zwanzig Jahre in Haitis tropischer Erde ruht. Dennoch stimmt alles, was Gutes ich von ihm erzählte, um die Ehrfurcht in Dein kindliches Herz zu pflanzen. Auch wenn er nicht Dein Vater war – er war der einzige Geliebte Deiner Mutter, dem sie das Glück der Frau verdankt, die Erlösung – auch in ihrer Kunst; den Halt der Seele und die unvergängliche Erinnerung. Daß wir uns nicht verbanden – es lag an mir allein; ich konnte seine Ehefrau nicht sein. Dem stillen Glück des Hauses zog ich die Qual des Schaffens vor – den ewigen Taumel zwischen Rausch und Trübe, den die Kunst uns abverlangt. Daß er mich endlich doch verließ – nach fünfzehn Jahren des Glücks, um in der Ferne einsam zu verenden – es war der Zoll an seinen ungebärdigen Stolz. Der quälte ihn und mich von Anbeginn – mit Herrscherei, Jähzorn und Eifersucht. Schon in den Tagen der Bergpartei glaubte er an einen Nebenbuhler, den Baron von Cloots. Seinem reinen Schwunge war mein Herz geneigt; doch meine Sinne schwiegen. Dann fiel der arme Jean-Baptiste; ich habe Dir das Bild der eigenen Verlorenheit beschrieben, das mich nie verließ ... Doch Moraux sah sich von neuem in Gefahr. Bald war es Gardel, der mich auffällig bevorzugt habe; bald Milon, dessen Genie ich verfallen sei; bald der schönste Mann der Oper, Saint-Amant, bald ein anderer Kollege oder ein Bewunderer aus dem Publikum ... immer war Franz-Paul in seinem Wahn der Zurückgesetzte und Verhöhnte. Immer hielt ich ihm die Treue – bis auf das

eine Mal! Und das erfuhr er nicht. Vielleicht hat eine dunkle Ahnung ihn von mir getrieben, und sein Blut war sichtiger als sein Verstand. Ich aber habe bis zum letzten Händedruck geschwiegen... Ich mußte schweigen, wenn ich weiterleben sollte, und ich mußte weiterleben — um Deinetwillen, Fanni! Das stand wie ein Gebot in mir. Denn mein Wunsch in all dem Glück, das mich damals noch umgab — mein Wunsch war fernenwärts gerichtet, der Vergängnis zu. Doch ein Patschen Deiner Händchen, Blick aus Deinem Kinderauge — und die Erde hatte mich zurück. Du warst da, mein Kind; ich hatte dazubleiben als der Anspruch eines jungen Lebens — Deine Mutter, das Gesetz. Was galt daneben noch der Mann, der Dein Vater wurde! Je kräftiger Dein Dasein sich entfaltet hatte, desto blasser wurde mir sein Bild, bis die letzte Spur aus der schmerzlichen Erinnerung schwand. Nun muß ich es heraufbeschwören...

Dein Vater ist der Vertraute Napoleons gewesen und hat ihm die Kaiserkrone aufgesetzt. Ihm dankt unser Land die glänzenden Siege von Marengo, Castelnuovo und Znaim. Herzog von Ragusa, ehemaliger Marschall des Kaisers, Pair von Frankreich ist er ein großer Mann vor der Geschichte und in meinen Augen — ein Lump: Marmont ist Dein Vater.

Warum ich gerade ihm gewährte, was allen ich versagt — den jungen, schönen und bedeutenden Männern, die mich umwarben? Frage nicht danach, mein Kind, bevor Du selbst nicht die Antwort darauf weißt, warum der Meteorstein gerade in diesem Augenblick vom Himmel stürzt. Wir sehen ein zuckendes Lichtband und das Verlöschen. So war meine Liebe zu Marmont.

Eines Abends verlangte mich ein Offizier zu sprechen. In meinem Ankleideraum erschien ein blutjunger Oberst, der Adjutant des Generals. Er dankte für meine Kunst mit kargen Worten und einem reichen Blumenstrauß. Dann lud er mich zum Essen ein. Und ich folgte ihm — wider Vorsatz und Gewohnheit. Ein unbegreifliches Entzücken hatte mich erfaßt. Dabei war er weder schön noch besonders geistvoll noch etwa gar der große Mann, der er heute ist — nein, er hatte keine Eigenschaft, an der mein Wohlgefallen sich entzünden konnte. Und doch war es da und wuchs mit jeder Stunde, die ich in seiner Gegenwart verbrachte. Als er schließlich forderte, gewährte ich und war vom Rausche taumelig, daß ich es durfte. Damals kannte ich schon seine Härte, seinen Hochmut, seinen Geiz, der auch mit der Kraft der Seele kargte — — Und gewährte mich ihm wieder, wenn er mich verlangte, oft auf die gemeinste Art. Aus dem Entzücken war allmählich das Entsetzen und aus der Lust die Qual geworden. Schlimmste Qual — das stete Lügen vor Franz-Paul! Ehe ich mich wiederfinden konnte, ging Marmont nach Ägypten. Seine große Laufbahn begann — mit Sieg und Ehre, Ruhm und Reichtum. Die Welt hatte ihn von mir gerissen, und ich wußte nicht, wie mir geschah. Bald danach spürte ich Dein Leben. Davon schrieb ich ihm — in einer eigenartigen Stimmung, der ich mich genau entsinne. Halb deckte Scham die Worte; ein Kosen ging durch meine Zeilen. Halb war's Ergebenheit in das Geschick und die Versicherung meines freien Willens. Keinen Vorwurf, keinen Anspruch, ja nicht einmal das Pochen meines wehen Herzens trug der Brief ihm zu. Als Antwort überbrachte mir ein Diener — ein Geldgeschenk. Tausend

Livres warst Du dem Scheusal wert! Ich zerriß die Note und schickte sie zurück. Das war mein letztes Zeichen. Noch einmal schrieb er mir; ich gab den Brief mit unverletztem Siegel wieder. Einmal erschien er im Opernhaus; ich wies ihn ab. Dann mußte ich ihn doch noch sehn. In jener furchtbaren Stunde nach dem Sturz, als ich allmählich wieder zu mir kam und die Augen öffnete . . . da war es mir, als sähe ich in sein Gesicht. Nein, das mußte eine fieberige Täuschung sein! Doch ich erkannte hinter Schleiern endlich seinen bösen Mund, die harte Stirn, die kalten Augen. Da schrie ich auf, und die Ärzte baten ihn zu gehen. Später flehte ich um Schutz für Dich – Schutz vor ihm; das mochte mein Gedanke sein.

Doch nun brauchst Du keinen Schutz mehr, Kind. Du brauchst Dein Recht. Das soll mein Testament Dir schaffen. Doch eine Bitte sei daran geknüpft: Wie immer er's erfüllen möge – entzieh Dich ihm! Betritt den marmelnen Palast nicht, den er in Saint-Germain bewohnt! Die Frauenehre Deiner Mutter fleht darum . . ."

Großonkel legte das Blatt beiseite.

„Das Trauerspiel blieb ohne Schluß!" erzählte er ruhig fort. „Der Marschall brauchte nicht mehr aufzutreten. Angelika starb am 19. Januar 1829, und die Tochter folgte ihr, bevor das Testament eröffnet wurde. Am 3. März verlosch auch sie. So blieb dem alten Itasse nur eine Aufgabe, die er mit Sorglichkeit erfüllte: nach Wunsch und Plan Angelikas ließ er das Grabmal für die beiden Frauen richten. Auf dem Friedhof Montmartre – in der Avenue de la Croix – steht noch heute der steinerne Sockel, aus dem zwei Säulen wachsen. Sie haben einst die beiden Urnen getragen, die nun am Boden liegen. Der Regen hat den Stein zernagt; in seinen Poren wuchert das Moos; der Rost frißt am eisernen Gegitter der Umfriedung. Doch die Namen der beiden Vergessenen – sie haben den Wettern getrotzt . . ."

Literarische Rundschau

Deutschösterreich

Gerade recht zu den großen Tagen des gesamtdeutschen Zusammenschlusses erschien der dritte Band einer Geschichte Deutschösterreichs, deren erster vor rund einem Jahrzehnt herauskam, und der große Versuch, die politische Entwicklung und das Kulturleben des deutschösterreichischen Raumes von den ältesten Zeiten bis zum Abschluß des Weltkrieges und der „Neuordnung" von St. Germain umfassend darzustellen, liegt geschlossen vor. Aufgebaut auf der Grundlage der Geschichte Österreichs, die vor mehr als einem halben Jahrhundert der Grazer Historiker Franz Martin Mayer verfaßte — in der die Geschichte der deutschösterreichischen Gebiete in kleinen Bruchstücken in die Geschichte der böhmischen und ungarischen Länder verwoben war, aber die auch heute noch als Geschichtsquelle ihren Wert besitzt — schrieb der Karpatendeutsche Raimund Friedrich Kaindl den ersten Band*, der die Zeit bis 1526 umriß. Hans Pirchegger übernahm nach dem Tode Kaindls die Aufgabe, das Werk zu vollenden. Der zweite Band**, der die Entwicklung von 1526 bis 1792 schildert, erschien 1931, und der neue und letzte Band*** gibt das Geschehen des letzten Jahrhunderts bis zum Abschluß des Weltkrieges und der Tragödie von „Altösterreichs Glück und Ende" wieder.

Wo liegt der eigentliche Wert des Gesamtwerkes, dessen Teile, trotz der verschiedenen Verfasser, organisch ineinandergreifen? In der kühlen und schlichten Darstellung, die ein gewaltiges Material verarbeitet hat, und in dem selbstverständlichen Bemühen, die gesamtdeutsche Leistung Deutschösterreichs jeweils zu gestalten. Kein geschichtlicher Vorgang wird dabei umgebogen, wohl aber auf seine werthafte oder verhängnisvolle Bedeutung im Gesamtzusammenhange der deutschen Volksgeschichte hingewiesen, und es ist natürlich, daß die beiden Deutschösterreicher Kaindl und Pirchegger, schon weil sie vom Südosten her auf die deutsche Geschichte blicken, kleindeutsche Vorstellungen abwehren, die die Habsburger etwa ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der letzten zweihundert Jahre, also der Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich sehen.

Die Verfasser verkennen dabei weder die dynastische Entwicklung zum „Weltreich", in dem Deutschösterreich schließlich zu einem Teil unter vielen wurde. Aber sie erinnern daran, daß die dynastische Entwicklung im Habsburger Staate gleichgerichtet war mit der dynastisch-territorialen Entwicklung innerhalb aller Staaten im alten Reichsraum, einschließlich Preußens, und heben so die Notwendigkeit heraus, innerhalb der vollzogenen Tatsachen durch die Jahrhunderte, die die Auflösung des alten Reichsgedankens erbrachten, die deutsche Stellung Deutschösterreichs und auch seiner Herrscher zu verstehen: die Aufgabe, die gestellt war und im schwersten Zweifrontenkriege im wesentlichen gelöst wurde, den deutschen Raum im Südosten zu sichern und zu erweitern, aber auch im Westen entscheidender, als das vielfach erkannt wird, die französischen Vorstöße gegen die deutsche Volksgrenze abzuwehren. Hinzu kommt, daß die Darstellung des politischen Geschehens jeweils umfassend ergänzt wird durch die Darstellung der kulturellen Entwicklung in der

---

* Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von den ältesten Zeiten bis 1526. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs" von Franz Martin Mayer, bearbeitet von Raimund Friedrich Kaindl. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1929. Geb. RM 13,—.

** Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von 1526 bis 1792. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs" von Franz Martin Mayer, bearbeitet von Hans Pirchegger. Mit einer Stammtafel und drei Karten. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1931. Geb. RM 10,—.

*** Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von 1792 bis nach dem Weltkrieg. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs" von Franz Martin Mayer, bearbeitet von Hans Pirchegger. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1937. Geb. RM 11,—.

deutschen Ostmark, nicht nur für die Kunst, sondern ebenso auch für das Städtewesen und das Bürgertum, das Schulwesen oder das Handwerk.
Gerade für den Reichsdeutschen ist es reizvoll, aus diesem Werke zu erfahren, wie der fest in seinem Deutschtum verwurzelte Österreicher die gesamtdeutsche Geschichte wertet und den eigenen Stamm in diese einordnet. Er erkennt, wieviel vorgefaßte, ungeschichtliche Meinungen das rein staatspolitische Denken der Vergangenheit hier und dort erzeugte und historische Vorgänge einseitig zu betrachten lehrte. Er erkennt vor allem, welch gewaltige Leistung Deutschösterreich im Weltkrieg vollbrachte, als es unter schwierigsten Bedingungen einen Vielvölkerstaat zusammenhalten mußte, eine Leistung, die vom Reiche aus nicht immer richtig eingeschätzt worden ist. So entstand ein Werk, das erfolgreich daran mitwirkt, den deutschen Menschen zu einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung zu erziehen, die sich der Tragik der deutschen Volksgeschichte wohl bewußt ist, aber auch den ganzen Reichtum dieser Geschichte ermißt, die alle großen Persönlichkeiten dieser Geschichte vor uns hinstellt, in ihren Leistungen und in ihren Irrtümern, immer aber das Ganze und den Weg zum Ganzen über die Teile und den Weg der Teile setzt. Werner Wirths.

Von der Sprache

Es ist kein Zufall, daß sich die Bücher mehren, die sich teils mit gelehrtem Rüstzeug, teils in leichterer Form mit der deutschen Sprache, ihrer Pflege, den Gefahren der Abnutzung und ihrer Bekämpfung beschäftigen. Wir wissen stärker als früher, welch unschätzbares Gut wir in unserer Sprache besitzen, aber wie sorgsam man mit diesem kostbaren Gut auch umgehen muß. Wir sind vielleicht auf dem Wege, aus der Sprache das gleiche Mittel zur Festigung und Erhaltung unseres Volkstums zu machen, wie es die Franzosen schon seit Jahrhunderten getan haben. Seinerzeit haben wir auf das Buch von A. J. Storfer „Wörter und ihre Schicksale" hingewiesen; jetzt liegt ein neues, ebenso bedeutsames Werk vor von ihm, „Im Dickicht der Sprache" (Wien, Dr. Rolf Passer). Storfer gibt hier unter alphabetischer Anordnung eine außerordentlich lebendige Übersicht über einzelne Worte und Redewendungen in ihrer Abwandlung im Laufe der Jahrhunderte. Er berücksichtigt Lehnworte und keltische Worte im Deutschen, Lehnwörter der Weinkultur aus dem Lateinischen, er schreibt über Wörter, die an Belagerungen erinnern, über deutsche Wörter im Pariser Argot, über die Umschreibungen des Sterbens, über pseudojüdische Wörter in der deutschen Sprache und gibt dann in dem Abschnitt „Kreuz und Quer" Beiträge über Abwandlungen aus schweizerischen Wörtern im Hochdeutschen, aus dem Wortschatz des Wieners, über Tiernamen als Krankheitsnamen, über die Namen der fünf Erdteile, über Sprachmengerei, über die verblaßte Verkleinerungsform, Aristophanische Zusammensetzungen und von den einsilbigen Wörtern und deren Überhandnehmen. Das alles ist trotz des gründlichen, umfangreichen Wissens des Verfassers so herrlich lebendig geschrieben, daß man das Buch mit Genuß liest.
Auch für die folgenden Bücher gilt, daß kundige Männer den nicht ganz einfachen Stoff angepackt haben, die es verstehen, durch ihre lebendige Persönlichkeit und ihren lebendigen Stil so viel Wissenswertes von der deutschen Sprache zu vermitteln, daß man mit Freude und gern ihnen folgt. Das „Laienbrevier über den Umgang mit der Sprache" von Gerhard Storz (Frankfurt, Societäts-Verlag. 137 S. RM 2,80) bringt es in seiner gescheiten und frischen Art fertig, die Hemmungen gegenüber der Grammatik aus der Schulzeit restlos zu überwinden, so daß man sich mit wirklicher Freude mit den Spielregeln der Sprachkunst befaßt. Denn die Muttersprache wirklich zu beherrschen, ist eine Kunst. Sprechenkönnen allein genügt wahrhaftig nicht, und wer eine Kunst beherrschen will, muß nun einmal ihre Regeln als Besitz mit sich bringen. Was Storz über die Grammatik im allgemeinen, vom Zeitwort, Partizip, den Nebensätzen, vom Hauptwort, dem Eigenschaftswort, über die Präpositionen und für den Konjunktiv zu sagen weiß, das ist so anregend und ertragreich, daß wir wünschten, alle Deutschen läsen es und nähmen es zu sich, vor allem aber die, die schreiben

wollen und schreiben müssen. Sehr fein ist der Hinweis im letzten Abschnitt „Etwas Ungrammatisches, aber dennoch Wesentliches", wie fruchtbar die klassischen Sprachen, die immer Sprachen für das Ohr waren, für die Spracherziehung eines Volkes sind, das in breiten Kreisen im täglichen Gebrauch die Mundart spricht und eine von ihr verschiedene Schriftsprache besitzt. Deshalb die Folgerung, daß wiederum der Dichter und der Volksmund Führer und Lehrer des Schreibens sei für alle, und nicht der Schreiber und das Geschäftszimmer.

Im gleichen Sinne wirkt das Büchlein von Ewald Geißler „Vom deutschen Stil. Lockrufe und Warnungen" (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 0,90). Professor Geißler schrieb die Einleitung zu Duden-Stilwörterbuch. Die dort angedeuteten Gedanken hat er jetzt zu diesem Bändchen erweitert, das von besonderem Reize ist. Das Buch will vorerst die Liebe zur Muttersprache lehren, und nicht die billige Liebe à la „Muttersprache — Mutterlaut, wie so wonnesam so traut", die nichts weiter ist als eine Flucht vor der Pflicht zur Sprache, sondern die Liebe der Tat. Nach der eindringlichen Einleitung „Lerne die Liebe" folgen die Abschnitte: Grundlagen, in dem er über Zeitwörter, über das Fremdwort handelt und vor Sprachdummheiten warnt; Wortbildung; Satzbau; Wirtschaftlichkeit; dann werden Gestaltungsübungen gegeben, ferner ein Abschnitt über Sprechtiefe und Tonfall, und zum Schluß setzt Geißler auseinander, was der Stil erlaubt und fordert und wie er lohnt. Diese beiden Bücher sind in besonderem Maße geeignet, das Sprachgefühl zu heben und zu pflegen und so erst die Grundlagen für den Stil zu legen.

Zu den erfreulichen Büchern, die das Sprachgewissen schärfen, gehört auch Hans Reimanns „Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache" (München, R. Piper & Co. 320 S. RM 3,80). Auf welch bereitwillige Aufnahme Hans Reimanns Bemühungen um die deutsche Sprache treffen, beweist, daß — wie auch sein prächtiges Buch vom Kitsch in kurzer Zeit in 2. Auflage erschien — das Vergnügliche Handbuch der Sprache jetzt im 9.—13. Tausend in 3. Auflage vorliegt. Mit den ersten beiden Auflagen hat das Buch nicht viel mehr als den Titel gemein. Er hat es völlig umgearbeitet und um ein Schlagwortverzeichnis, das die Benutzung sehr erleichtert, erweitert. Hans Reimann versteht es in seiner genugsam bekannten Art und seinem selber so originellen und guten Deutsch, den Reichtum unserer Sprache und ihre vielen Möglichkeiten deutlich ins Licht zu stellen. Er preist den Bilderreichtum unserer Sprache, er spricht von neuerfundenen wie von abgestorbenen Wörtern, er kennt die Seemanns- und Jägersprache. Er hat den Kindern auf den Mund gesehen und die Provinzialismen überall entdeckt. Er weiß neben den Schönheiten und Richtigkeiten der Sprache ebenso von den Unarten und dem verkehrten und umständlichen Deutsch, wie er den Reiz der Kalauer und der Paradoxen würdigt. Wie alle anderen hier genannten Bücher empfehlen wir Hans Reimanns Buch auf das lebhafteste.

Madame Mère

Eine Gabe von ungewöhnlichem Reiz und zu gleicher Zeit erheblicher historischer Bedeutung ist das Buch „Letizia Bonoparte in ihren Briefen", herausgegeben von Piero Misciatelli, für dessen deutsche Ausgabe Octave Aubry, dessen hervorragende Werke über Napoleon auf St. Helena und den Herzog von Reichstadt hier eingehend gewürdigt sind, eine Biographie von Napoleons Mutter schrieb (Zürich-Erlenbach, Eugen Rentsch. 464 S., 16 Bildtafeln. RM 7,50). Der erste Brief ist geschrieben am 12. Juni 1784, ein Brief an ihren Sohn, den sie in schonungsloser Form wegen eines ungehörigen Briefes mit Geldbitten an seinen Vater abkanzelt, dabei aber doch die Fülle der Mutterliebe, die sie zeitlebens für ihn trug, nicht verhehlend. Der letzte Brief ist vom 26. Januar 1836. In diesem Briefe, den sie an ihren Vetter, den General Arrighi di Casanova, Herzog von Padua, geschrieben hat, kämpft sie im Vorgefühl des nahen Todes um die Sicherung der glorreichsten Reliquien des toten Kaisers, seiner Waffen. In den Briefen dieser 52 Jahre hat die Mutter unmittelbar Anteil gehabt an dem Ringen, dem Aufstieg, dem Glanz und

dem tiefen Fall ihres großen Sohnes, ohne daß weder das höchste Glück noch das tiefste Leid jemals diesen starken Charakter von antiker Größe und Haltung bewogen hätten zu einer Änderung, die unter ihrer Linie war. Viele dieser Briefe waren bisher unbekannt, und so fällt auf manches aus der Geschichte Napoleons neues Licht. Sie war ganz Mutter, aber sie war zu gleicher Zeit Madame Mère und blieb auch in der Zeit, als Napoleon auf der Höhe stand, das Oberhaupt der ganzen Familie, eine Stellung, die sie mit einer unerhörten Energie nach dem Sturz des Kaisers erst recht zu bewahren wußte. Ganz Mutter ist sie wieder in dem zähen Ringen, das Los des Gefangenen auf St. Helena zu lindern, und in dem Kampf um die Auslieferung seines Leichnams. Sie schrieb an Lord Castlereagh, den großbritannischen Innenminister, „Die Mutter Kaiser Napoleons verlangt von seinen Feinden die Asche ihres Sohnes ... Die unbeugsame Weltgeschichte hat sich an seinem Sarge niedergelassen, und die Lebenden und die Toten, die Völker und die Könige sind in gleicher Weise ihrem Urteil unterworfen. Selbst in den ältesten Zeiten bei den barbarischsten Nationen hat sich der Haß nicht über das Grab erstreckt: Könnte in unseren Tagen die Heilige Allianz der Welt das neuartige Schauspiel ihrer Unerbittlichkeit darbieten? Und wird die englische Regierung es fortsetzen, ihre eiserne Hand über die Sache ihres herabgestürzten Feindes zu halten? Ich verlange die Überreste meines Sohnes! Niemand hat mehr Recht darauf als die Mutter. Mein Sohn hat keine Ehrung nötig. Sein Name genügt zu seinem Ruhme, aber ich habe es nötig, die entseelten Reste zu umfassen. Im Namen Gottes! Im Namen aller Mütter flehe ich Sie an, Mylord, mir die Überreste meines Sohnes nicht zu verweigern!" — Eine Antwort hat die stolze Frau nie erhalten. Die Frau, die von sich sagte: „Ich bin mehr als eine Kaiserin, ich bin die Mutter des großen Napoleon", aber auch das Leid ihres ganzen Lebens enthüllte, als sie einer Vertrauten in der Verbannung sagte: „Alle nannten mich die glücklichste Mutter der Welt, aber mein ganzes Leben war eine Kette von Qualen und Leiden." Octave Aubry versteht es mit der ganzen ihn auszeichnenden Meisterschaft, das Lebensbild von „Madame Mère" mit einer Eindringlichkeit erstehen zu lassen, daß man auch hier dieses Bild als endgültig annimmt. Gründliche Anmerkungen und ein wissenschaftlicher Apparat runden dieses Werk ab, das niemand mehr wird entbehren mögen.

Inselbücherei

Von der Jubiläumsreihe der Inselbücherei (Leipzig, Inselverlag, je Band RM 0,80) ist jetzt die zweite Hälfte erschienen, die wieder eine Fülle von Kostbarkeiten bringt. Mit besonderem Nachdruck sei auf das Bändchen „Deutsche Gedichte aus acht Jahrhunderten" hingewiesen, die Katharina Kippenberg ausgewählt hat. Hier wird weit mehr geboten, als eine der landläufigen Auswahlen, die selten die Schwierigkeit zu lösen verstehen, auf knappstem Rahmen so viel zu bringen, daß die Fülle der Schönheit deutscher Lyrik überzeugend zur Geltung kommt. Kein Rezept einer systematischen Wahl, kein Streben nach Vollständigkeit können diese Aufgabe lösen, sondern nur eine starke kulturelle und geistige Persönlichkeit, die selber die deutsche Lyrik erlebt und aus dem verarbeiteten Erlebnis anderen mitzuteilen weiß. Diese Voraussetzungen treffen bei Katharina Kippenberg in vollendetem Maße zu, und so hat sie uns mit dieser Auswahl, die im 12. Jahrhundert beginnt, um bei George, Trakl und Rilke zu enden, ein Geschenk gemacht, in dem wir die eiserne Ration an Lyrik für die Seele zum täglichen Gebrauche nun in reinstem Wesensgehalt haben. — „Pindars Olympische Oden", diese Meisterwerke olympischer Chorlyrik, die Pindar als sozusagen offizieller Dichter auf die Sieger in den Wettspielen schuf, übertrug Franz Dornseiff und leitete sie sachkundig ein. — Zu den „Briefen Mozarts", für die die Briefe an die Schwester, an Konstanze, an das Augsburger „Bäsle", hauptsächlich aber die an den Vater ausgewählt sind, schrieb Max Mell ein feinsinniges, dichterisches Bekenntnis zu Mozart. — Adalbert Stifters „Der heilige Abend", der unter dem Titel „Bergkristall" in Stifters Werken steht, ist unter

dem ursprünglichen Titel neu herausgegeben und bringt nun diese vielleicht schönste deutsche Weihnachtsgeschichte an die weitesten Kreise heran. — Hans Freyer schrieb ein Nachwort zu Friedrich Nietzsches unzeitgemäßen Betrachtungen „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben". — Aus Kierkegaards Schriften bringen Peter Schäfer und Max Bense eine Auswahl „Kierkegaard-Brevier". — Zu den Singvögeln tritt nun „Das kleine Buch der Greife", die einheimischen Raubvögel auf 24 farbigen Tafeln nach alten Stichen vereinigend, vom Falken und Adler bis zum Zwergkäutzchen. Die Stiche stammen aus einem seltenen Sammelwerk vom Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Einführung schrieb Otto Fehringer. — Auf 48 Bildtafeln sind deutsche Madonnenbilder aus 5 Jahrhunderten vereinigt „Die Muttergottes". Veit Stoß, Pacher, Riemenschneider und unbekanntere, sehr schöne Meisterwerke geben hier eine Geschichte im Bilde, wie fromme Liebe die Gottesmutter sah: als Himmelskönigin und als Mutter, in diesem Gestaltwandel zugleich eine Art Seelengeschichte des deutschen Volkes gebend. — Prachtvoll ist das Bändchen „Der heilige Berg Fujijama", das 36 Bilder nach den Holzschnitten des großen Malers Hokusai vereinigt, die Japans Volksleben, immer beherrscht von dem heiligen Berg, darstellen. Die Wiedergabe in drei Farben, getreu nach den Originalen, ist glänzend. — Karl Heinrich Waggerl zeigt in seinen „Kalendergeschichten", daß die Kunst des einfachen, schlichten Erzählens für das Volk, wie Johann Peter Hebel sie in Meisterschaft übte, in ihm einen würdigen Vertreter gefunden hat. Wohltuend ist der feine und freie Humor. — Edzard H. Schaper erzählt in dem Bändchen „Das Lied der Väter" die Geschichte eines Pilgers in der Form von Aufzeichnungen dieses Mannes, der am Ende seines Lebens in ein Kloster zurückkehrt im estnisch-russischen Grenzgebiet und hier seinen Sohn wiederfindet, dem der Krieg das Gedächtnis raubte. Nur eins kann er noch: er spielt die vielseitige Harfe, das Kannel, das ihn dank der ihm innewohnenden magischen Kraft befähigt, alles Böse, auch die Wölfe, von sich fern zu halten. Er geht in die Hauptstadt, wo man seine Kunst hören will, und kehrt ohne das Kannel zurück mit einem Instrument moderner Zivilisation. Die Magie ist verschwunden, und die Wölfe kommen über ihn. In dieser kleinen Erzählung steckt ein tiefes Wissen um letzte Zusammenhänge. — Konrad Weiß gibt in seiner Versdichtung „Die kleine Schöpfung", zu der Karl Caspar Bildchen zeichnete, ein gemütstiefes Geschenk eines deutschen Dichterherzens an die Kinder. — Eine reine Freude bereitet das Bändchen „Deutsche Weihnachtslieder mit Noten und Bildern", zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha, mit wunderschönen Vignetten von Willi Harwerth. Wer's noch nicht hat, muß es für nächste Weihnachten vormerken.

Die unvollendete Revolution

Der Professor an der Universität Frankfurt und Leiter des Elsaß-Lothringen-Instituts, Paul Wentzcke, untersucht in seinem Buche „Die unvollendete Revolution 1848" (München, F. Bruckmann. 32 Bildtafeln, 5 Textabbildungen, RM 7,80) grundlegend die Frage, wie wir heute die Revolution von 1848 zu beurteilen haben. 90 Jahre sind seit ihr verflossen, man fragt sich verwundert: erst 90 Jahre oder schon 90 Jahre, und muß wiederum feststellen, wie schnell im geschichtlichen und politischen Geschehen Werturteile wechseln. Zentral in der Forschung Wentzckes steht immer die Frage der deutschen Einheitsbewegung, worüber nicht vergessen werden soll, daß er einer der tapfersten und wirksamsten Vorkämpfer für die Befreiung der Rheinlande gewesen ist. So versteht er es, aus seiner genauen Kenntnis darzulegen, wie hier die klein- und die großdeutsche Lösung miteinander ringen. Die kleindeutsche Lösung steht unmittelbar vor der Erreichung des Zieles 1848, als ein gesamtdeutsches Parlament, in dem auch Deutschösterreich vertreten war, sich zu ihr bekannte. Gescheitert ist diese Revolution neben der Unzulänglichkeit der meisten ihrer Vertreter an dem starken politischen Druck von außen und von innen. Dieses mit vielen zeitgenössischen

Bildern gut ausgestattete Buch ist von unmittelbarer Gegenwartsbedeutung, denn erst jetzt ist es möglich, die steckengebliebene Revolution in dem gesamtdeutschen Geschichtszusammenhang an ihren richtigen Platz und mit ihrer richtigen Wertung einzugliedern. Das Buch gehört zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten Zeit.

Als Herausgeber und Mitarbeiter zeichnet Paul Wentzcke für eine Vortragsfolge „Elsaß-Lothringen 1871—1918", eine Schrift, die die Ergebnisse des großen „Reichslandwerkes" und der gleichfalls vierbändigen „Haegy-Gedächtnisschrift" weiteren Kreisen zugänglich macht. Wentzcke selber handelt in seinem Vortrag — denn alle hier vereinigten Beiträge sind Vorträge des Elsaß-Lothringen-Instituts — über die Anfänge des Reichslandes; über Verfassung und Verwaltung, Recht und Finanzen schreibt Dr. K. Blaum-Oberursel, über Wissenschaft, Kunst und Literatur Professor Dr. Wolfram, über Kirche und Schule Dr. Christian Hallier, über das politische Leben zwischen dem Deutsch-Französischen und dem Weltkriege Dr. Fr. Bronner und über Landwirtschaft, Handwerk, Handel und Industrie Professor Wachtmann und der verstorbene Arbeitsamtsdirektor F. H. Hansen (Frankfurt, Moritz Diesterweg). Die beigegebenen Abbildungen sind dem „Reichslandwerk" entnommen. Die Nützlichkeit dieser gedruckten Vortragsfolge für die Erschließung dieses so wertvollen Stückes von Reichs- und Volksgeschichte ist rückhaltlos zu bejahen.

Bücher der Kunst

Im Rembrandt-Verlag, dem wir so viele sorgfältig vorbereitete und in ihrer Ausführung erstklassige Werke verdanken, ist eine Reihe von neuen Bänden erschienen: Bruno Kroll „Deutsche Maler der Gegenwart" (160 Abb., 6 farbige Tafeln RM 7,80), ein Buch, in dem die Entwicklung der deutschen Malerei seit 1900 bis zur Gegenwart dargestellt wird. Dankenswerterweise sind Lebensdaten der aufgenommenen Künstler beigefügt. In der gleichen vorbildlichen Ausstattung erschien in der Reihe „Die Kunstbücher des Volkes" von Walter Passarge „Deutsche Werkkunst der Gegenwart" (135 Abb., RM 7,80). Das Buch will nicht eine Gesamtdarstellung der deutschen Werkkunst der Gegenwart geben, sondern wählt aus den wichtigsten Gebieten gültige Proben aus, die sachkundig erläutert werden. Das Buch ist ein starkes Zeugnis für die Güte und das Verantwortungsbewußtsein deutscher Werkkunst. Sehr schön ist auch die Veröffentlichung von Heinz Ladendorf „Andreas Schlüter" (170 Abbild., RM 7,80). Unter den aufgenommenen Abbildungen sind über hundert sehr gute Neuaufnahmen vom Schlüterschen Schaffen, die Erich Kirsten machte. Der Kunsthistoriker Hans Mackowsky gibt eine Darstellung der „Deutschen Kunst aus Nord und Süd" (57 Abbild., RM 7,50). Das Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen des früheren Kustos der Berliner National-Galerie, der die staatliche Bildsammlung geleitet hat. Im ersten Teil behandelt er Preußisch-Berlinisches, im zweiten greift seine Arbeit auf das weitere Deutschland über in Würdigungen der beiden Rhoden, von Friedrich Wasmann, Spitzweg, Feuerbach, Hans Thoma, Sperl, Otto Faber du Faur und Fritz Berthold-Neuhaus. Dieser Ertrag eines reichen, der Kunst geweihten Lebens ist ein zuverlässiger Führer durch die Fülle deutschen Kunstschaffens. Carl Lamb schrieb über „Die Wies", vielleicht die schönste und heiterste Barockkirche Deutschlands, das Lebenswerk von Dominikus Zimmermann, mit Bildern, die der frohen Schönheit dieses einmaligen Baues voll gerecht werden. Dominikus Zimmermann wurde bekanntlich 1685 in der Gemarkung von Wessobrunn geboren und starb 1786 in der Wies, von der er sich nicht mehr trennen konnte. Sein Schaffen, das uns auch in der Wallfahrtskirche von Schussenried und in anderen Bauten erhalten ist, ist deshalb so bemerkenswert, weil es ganz aus ihm selber wuchs und er ohne die eigne Kenntnis fremder Bauwerke aus den Kräften der Landschaft und des Volkes seine unvergleichlich deutschen Werke schuf. „Das Werk Michael Pachers" beschreibt Eberhard Hempel (Wien, Otto Schroll & Co., RM 5,80). Auf 88 Ta-

feln, denen ein farbiges Titelbild sich zugesellt, ersteht in überzeugender Fülle, verständnisvoll erläutert, das Werk des Tiroler Künstlers, das in jeder Einzelheit das große Können und die tiefe Frömmigkeit Pachers erhärtet.

Eine sehr vergnügliche Angelegenheit ist das „Högfeldt-Buch" (Berlin, Neff. 36 farbige Tafeln, 22 Schwarzbilder), in dem die köstlichen Phantasien des schwedischen Malers, für die der Professor an der Universität Stockholm, Cornell, prachtvolle Worte der Einführung fand, in ihrem krausen, befreienden und oft auch unheimlichen Humor eine herrliche Wiedergabe finden. Man muß an Wilhelm Busch denken, und doch ist hier etwas ganz Eigenes, das durch Vergleichen mit andern in seinem Wesen nicht zu erschöpfen ist, das aber so kräftig ist, daß seine Einbürgerung in Deutschland als sichergestellt gelten darf.

Eine neue Sammlung unter dem Titel „Meisterwerke" beginnt in einzelnen Veröffentlichungen zu erscheinen. Eine solche Sammlung, die sich an die weitesten Kreise wendet, ist nur dann berechtigt, wenn einmal die Auswahl von wirklichen Kennern des Stoffes erfolgt und zum anderen die Reproduktionen gut sind. Die Zeit gemütstiefer Öldrucke ist für immer vorüber. Für diesen neuen Versuch, der durch 6 Bände sich dem Urteil unterwirft, gelten diese Voraussetzungen. Der niedrige Preis von RM 1,80 ermöglicht den Erwerb dieser ausgezeichnet und sorgfältig ausgewählten Bändchen jedem. Vorliegen aus der Reihe „Malerei" „Rembrandt", „Lukas Cranach", „Spanische Maler" – es werden El Greco und Goya behandelt – und in der Reihe „Plastik" „Veit Stoß", „Donatello" und „Rokoko" (Berlin, Gustav Weise). Der Herausgeber dieser Sammlung ist Herbert Wolfgang Kaiser, Mitarbeiter Heinrich Abel, Rolf Hetzsch, Werner Klaus, E. F. Müller und Alexander von Reitzenstein.

In „Meyers Bunten Bändchen" ist erschienen der „Passionsaltar im Dom zu Lübeck", eingeleitet von Professor Dr. Hans Schröder (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 0,90). Sehr schön ist die aufklappbare Wiedergabe des Altarschreines. – In den „Silbernen Büchern" ist als 9. Band erschienen „Vincent van Gogh, Blumen und Landschaften", eingeleitet von Alex. Börner (RM 2,80). Auch dieser Band zeigt in seinen 10 farbigen Tafeln und 8 Abbildungen nach Ölgemälden und Bildern des Künstlers die gleiche Sorgfalt in der Wiedergabe, die wir an dieser Sammlung schon öfters rühmen konnten. Börners Einführung trifft überall das Wesen dieses Künstlers, der uns durch eine sehr wichtige Veröffentlichung erneut nahegebracht wird: Vincent van Gogh „Briefe an den Maler van Rappert", (Wien, Bermann-Fischer, 254 S.). Die Übertragung dieser Jugendbriefe ist von Josef Frisch; zehn Bildtafeln in Kupfertiefdruck sind beigegeben, dazu einige Faksimile.

Der Kultur Hamburgs im Großbürgertum gilt das Buch von Paul Th. Hoffmann „Die Elbchaussee" (Hamburg, Broschek & Co. 32 Bildtafeln, ein Plan und Karte. RM 8,50). Diese Biographie einer Straße, der vornehmsten Straße Hamburgs, in der einen Wohnsitz zu haben Lebensziel aller Aufwärtsstrebenden war, gibt nicht nur fesselnd erzählte Beschreibungen berühmter Landsitze, sondern darüber hinaus Lebensbeschreibungen und Schicksale ihrer Besitzer. Das Buch ist ein wichtiger und notwendiger Beitrag zur Geschichte des hanseatischen Bürgertums. Gärten, Männer und Geschicke stellt auch Kasimir Edschmid in seinem neuesten

Buche „Italien“ dar (Frankfurt, Societätsverlag. 24 Bildseiten, RM 6,80). Im Vordergrund steht Florenz, weiter berücksichtigt das Buch das Grabmal des Petrarca, Landsitze an den oberitalienischen Seen, Padua, Verona, Vicenca, Modena, Cremona, Chieri und Vercellia. In der Landschaft ersteht in lebendigen Visionen die Geschichte Italiens. Die Bildbeigaben sind nach eignen Aufnahmen Edschmids gemacht.

Bewußt setzen wir unter die Bücher der Kunst das neue Werk von Karl Foerster „Gartenfreude wie noch nie“ (Berlin, Verlag der Gartenschönheit), denn dies kleine „Gartenärgerlexikon“ gibt mit seinen rund 400 ein- und mehrfarbigen Bildern so viel Schönheit und die Möglichkeit, selbst Schönheit um sich herum zu schaffen durch die praktischen Anleitungen des auf eine Fülle von Erfahrungen und zu gleicher Zeit auf magisches Wissen gestützten Verfassers, daß hier ein Stück Kunst verkörpert wird.

Von gestern und heute

Eine wertvolle Gabe unter dem vielen Guten, was wir dem Verlag Ernst Heimeran (München) verdanken, ist die Ausgabe „Lateinischer Gedichte“ von Horst Rüdiger, in der neben dem lateinischen Urtext die besten Übertragungen deutscher Dichter gesetzt sind. Diese Sammlung ist das würdige Gegenstück zu den „Griechischen Gedichten“, bei deren Herausgabe in der gleichen Weise verfahren wurde. Die Auslese beweist sowohl die gründliche Kenntnis des Stoffes wie den feinen Geschmack in der Auswahl der guten deutschen Übersetzungen. – Im gleichen Verlage erschien eine Ausgabe von Petronius' „Das Gastmahl des Trimalchio“ in der deutschen Übersetzung von Carl Hoffmann, die dieses köstliche Werk in meisterhafter Form einleitet. Auch hier steht wiederum der deutsche dem lateinischen Text gegenüber. – Vergils Eklogen sind von Goetz von Preczow ins Deutsche übertragen: „P. Vergilius Maro, Eklogen“ (Basel, Benno Schwabe. 85 S.). Auch diese Übertragung, die sich der Übersetzung von Vergils Aeneis' des gleichen Autors würdig an die Seite stellt, ist ausgezeichnet.

In Auswahl gibt Heinrich Niewöhner Mären und Schwänke des 13. Jahrhunderts heraus „Neues Gesamtabenteuer“ nach Fr. H. von der Hagens berühmter Sammlung (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Brosch. RM 10,–). Eine wissenschaftliche Arbeit von hohem Rang, die es mit Recht wagen darf, den verpflichtenden Namen von Gustav Roethe in der Widmung zu tragen. Roethe hatte angeregt, dieses deutsche Gegenstück zu Chaucers „Canterbury Tales“, dem Dekameron von Boccaccio und Bédiers „Les Fabliaux“ mit derselben Sorgfalt zu behandeln, wie es die anderen Völker bei solchen Schätzen der eignen Literatur getan haben. Die Gesamtausgabe ist auf drei Bände berechnet; im ersten Bande ist das erste Drittel der vorgesehenen Texte enthalten, die im ganzen 112 Stücke bringen werden.

Das Lebensbild Dantes, wie es Guido Manacorda in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1936 entwickelte, ist jetzt in einer vorbildlich gedruckten Ausgabe erschienen (Berlin, Wessobrunner Verlag. 42 S. RM 4,80) mit Abbildungen der Holzschnitte nach Federzeichnungen von Botticelli: „Dante“. – Eine willkommene Ergänzung bietet die Schrift von Walter Goetz „Das Dantebildnis“ mit 18 Tafelbildern (Weimar, H. Böhlau Nachf. 43 S.), erschienen in den Schriften der deutschen Dante-Gesellschaft, in der mit gründlicher Kenntnis die überlieferten und

bekannten Dante-Bilder zusammengestellt und erläutert sind.

Eine köstliche Gabe ist die Sammlung von Anachronismen von Homer bis in unsere Zeit, die Hanns Braun unter dem Titel „Hier irrt Goethe – unter anderen“ zusammengestellt hat (München, Ernst Heimeran. 122 S.), das man jedem Freunde des Humors, besonders des unfreiwilligen, dringlichst empfehlen kann. Beteiligt sind an diesen „Zeitschnitzern“, wie der Verfasser statt Anachronismen sagen möchte, sehr erlauchte Figuren der Weltliteratur aus allen Völkern, auch Zeitgenossen sind nicht vergessen.

Nestroys Werke in einer Auswahl gab Franz H. Mautner heraus „Johann Nestroy. Ausgewählte Werke“ (Wien, Otto Lorenz. 8 Tafeln, 1 Bildnis. 496 S.). Aufgenommen sind alle die Stücke, die heute noch auf dem Theater lebendig gemacht werden können, dazu eine ganze Reihe von Monologen, Couplets und Aphorismen, auch einige Melodien. Die Ausstattung dieses Buches ist gut.

Der Verlag Reclam (Leipzig) setzt seine neue illustrierte Reihe mit drei Bänden sehr erfolgreich fort: Konrad Ferdinand Meyers „Novellen“ mit 36 Holzschnitten von Karl Stratil, E. Th. A. Hoffmanns „Erzählungen“ mit 50 Zeichnungen von Fritz Fischer und Brüder Grimm „Märchen“ mit 77 Zeichnungen von Werner Luft. (Jeder Band RM 3,75). Diese Ausgabe der Märchen ist besonders interessant und wesentlich, weil Werner Luft mit sehr starkem Gefühl für den wahren Wesensgehalt der Grimmschen Märchen eine neue Art der Illustration gewählt hat, die diesen Schätzen deutschen Geistes besser gerecht wird als verniedlichende und Süßlichkeit nicht meidende Bilder. Die aus tiefem Wissen um das Leben und sein wirkliches Gesicht geschöpften Märchen erfahren hier eine ausgezeichnete Interpretation, die um die harten Wahrheiten, die das Leben täglich lehrt, nicht herumredet.

Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber haben einen neuen Band von „Rainer Maria Rilkes Briefen“ herausgebracht (Leipzig, Inselverlag. 421 S.). Er umfaßt die Briefe aus den Jahren 1914–1921 und soll vorläufig der letzte Band dieser Veröffentlichung bleiben. Die Briefe gehören zu dem Ergreifendsten an Briefliteratur, was die Welt überhaupt kennt. Aus der vernichtenden Erschütterung durch den Krieg, die hier deutlich wird, erleben wir in den Briefen den Neuaufbau seines Lebens zur größten Reife seines Schaffens.

Eine kurze „Geschichte der deutschen Literatur“ von den Anfängen bis zur Gegenwart schrieben Ludwig Erich Schmitt, Ernst Lehmann und Albert Haueis (Leipzig, Bibliographisches Institut. 16 mehrfarbige Tafeln, 112 Abbild. RM 4,80). – „Deutsche Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart“ gibt Hellmuth Langenbucher heraus. Sie enthält eine Einführung und ausgewählte Textproben vom Hildebrandlied bis zum zeitgenössischen Schaffen (Berlin, Verlagshaus Bong & Co. RM 4,80). – Etwas Neues versucht die „Deutsche Dichtung seit hundert Jahren“ von Bibliotheksdirektor Dr. Beer (Stuttgart, Franckh'sche Verlagsanstalt). Sie beschränkt sich auf die Dichtung der letzten hundert Jahre und will die Dichtung als Lebensmacht zeigen. Beer ordnet die Dichtung danach ein, wie sie die ihr gestellte Aufgabe unserem Volke gegenüber erfüllt. Sie will dem Leser nicht das Lesen abnehmen, sondern ihn gerade durch richtige Anleitung zum Lesen der Quellen selber führen.

Einzeluntersuchungen gelten „Schillers Welt- und Lebensanschauung", die dargestellt wird in einer kenntnisreichen und feinsinnigen Auswahl aus seinen Werken und Briefen von Eleonore Lemp (Weimar, Hermann Böhlau, 248 S.). – Hermann Christian Mettin zeichnet in seiner Schrift „Der politische Schiller" ein Bild Schillers ganz vom Politischen her (Berlin, Theaterverlag Albert Langen und Georg Müller. RM 2,40). – Hans Kern stellt „Die Seelenkunde der Romantik" dar (Berlin, Widukind-Verlag), erschienen in der Folge „Das deutsche Leben", der Schriftenreihe biozentrischer Forschung, die Hans Eggert Schröder herausgibt und die Ludwig Klages' Lehre auf alle Lebensgebiete anwenden will. In der gleichen Reihe erschien eine Würdigung Kellers von Erwin Ackerknecht „Gottfried Keller". – Louise von François' Erzählungen „Aus einer kleinen Stadt" gibt mit einem Geleitwort Fritz Oeding heraus (Weißenfels, Leopold Keil) in der Reihe der heimatkundlichen Schriften, enthaltend „Erinnerungen aus einer kleinen Stadt", „Potsdam", „Die Krippe", „Die Beneckensteiner Marlene", „Von einem lustigen Nönnlein". – Im gleichen Verlage und in der gleichen Reihe erschien eine ebenfalls von Fritz Oeding zusammengestellte „Bibliographie der Louise von François".

Ein deutsches Legendenbuch

Barthold Blunck und Ernst Adolf Dreyer haben aus dem zeitgenössischen Dichterschaffen in sieben Abschnitten eine Zusammenstellung deutscher Legenden-Dichtung der Gegenwart veranstaltet. „Das deutsche Legendenbuch" (Braunschweig, Vieweg-Verlag. 196 S.). Die Abschnitte sind: Die Kunde; Tag und Traum; Von den Müttern; Natürliches Leben; Geheiligtes Leben; Tod und Erlösung; Geheimnis des Seins. Aufgenommen sind Legenden von Friedrich Alfred Schmid Noerr, Hermann Stehr, Hans Friedrich Blunck, Ina Seidel, Heinrich Wolfgang Seidel, Karl Röttger, Friedrich Schnack, Josefa Berens-Totenohl, Kurt Eggers, Richard Euringer, Josef Martin Bauer, Otto Heuschele, Wilhelm Schmidtbonn, Max Mell, Josef Magnus Wehner, Hans Franck, Paul Gurk, Hermann Eris Busse, August Winnig, Will Vesper, Julius Zerzer, Emanuel Stickelberger, Erich Brautlacht, Kurt Arnold Findeisen, Karl Bröger, Barthold Blunck und einigen andern. Die Herausgeber haben eine Einleitung vorangestellt, in der sie feinsinnig das letzte Wesen der Legende erforschen. Der Eindruck des Ganzen ist ein starker, und es ist ein guter Gedanke zu wissen, wie viele unserer Besten um diese hohe Kunstform ringen, deren Ziel „der Friede der Frömmigkeit" ist.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Oberbürgermeister a. D. Dr. Goerdeler, Leipzig – Dr. Walter v. Gulat-Wellenburg, München – Landrat a. D. Hans Otto Glahn, Berlin – Dr. Heinz Küpper, Weiden bei Köln – Major-General Lionel C. Dunsterville, Florenz – Dr. Walter Wehe, Berlin – Felicitas v. Reznicek, Berlin – Gerhart Pohl, Wolfshau/Riesengebirge – Dr. Werner Wirths, Berlin

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirrmeister, Leipzig • DA. I. Vj. 1938: 3703 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,– RM, Jahresabonnement 12,– RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

ERNST SAMHABER

Spiel mit Krieg

Der Frieden der Welt, schon seit Jahren brüchig, seit dem Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges und der ostasiatischen Wirren — noch wird das harte Wort Krieg vermieden — kaum mehr als eine mühsam aufrechterhaltene Fiktion, ist in den letzten Monaten erneut bedroht worden. Der Gedanke eines Kreuzzuges für eine weltanschauliche Haltung, nur äußerlich und in seinen letzten Folgerungen verhindert durch die Nichteinmischungspolitik der großen Mächte, ist erneut aufgelebt. Die parlamentarische Opposition in England, Labourpartei und Liberale, aber auch einige Anhänger des äußersten rechten Flügels der konservativen Partei haben die offene Einmischung in Spanien verlangt. In Frankreich hat infolge des Zusammenbrechens der roten Fronten vor Saragossa der Wunsch des unverhüllten Eingreifens bei den Kommunisten zu Arbeitsniederlegungen geführt. Ein gefährliches Spiel mit dem Kriege hat begonnen.

Die Franzosen stehen am Ende von Versailles. Sie sind sich dieser Tatsache bewußt und der versäumten Gelegenheiten, einen wirklichen Frieden zu finden. Sie weisen darauf hin, daß das Rheinland fünf Jahre vor der angesetzten Frist geräumt wurde, daß die Reparationen in Lausanne praktisch gestrichen wurden, daß aber Deutschland seit 1933 nur noch mit vollendeten Tatsachen gearbeitet habe: Wehrfreiheit 1935, Rheinlandbesetzung 1936, Wiedervereinigung 1938. Sie bauen sich das Bild eines unwiderstehlichen deutschen Aufschwunges auf, der in so starkem Gegensatz zu der eigenen Schwäche stehe. Die Sorge vieler Franzosen wird verstärkt durch die Fehler der Politik in Spanien. Die Truppen des Generals Franco haben das Mittelmeer erreicht, und Paris habe versäumt, rechtzeitig das nationale Spanien anzuerkennen und in ihm den Vorkämpfer europäischer Kultur gegen asiatischen Bolschewismus zu sehen und entsprechend zu unterstützen, wie es Italien getan habe. Jetzt drohe ein siegreiches nationales Spanien eine Belastung der Pyrenäengrenze und der Mittelmeerverbindungen mit Nordafrika zu werden.

Die Linke in England stimmt in den Chor ein, der eine Panik erzeugen soll. Das Weltreich scheint in Gefahr. Der greise Lloyd George ist nach Frankreich gereist, um an Hand einer großen Wandkarte den Franzosen klarzumachen, daß es angesichts der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich und des Aufrollens der roten Fronten in Spanien höchste Zeit sei, zu den Waffen zu greifen und eine Gefahr abzuwenden, bevor sie unwiderstehlich zu werden drohe. So schmeichelhaft diese Darstellung auch für das Deutsche Reich sein mag, sie ist falsch, und es ist zur Verteidigung des Friedens notwendig, sie mit aller Schärfe zurückzuweisen. Es könnte sonst aus dem Spiel mit dem Kriege Ernst werden.

Es ist nicht wahr, daß das Gleichgewicht Europas bedroht ist. Wir erinnern uns an die Klagen der französischen Soldaten in den Jahren nach Versailles, daß in dem ohnmächtigen, entwaffneten deutschen Heere eine unfaßbare Ge-

fahr versteckt sei. Heute hat diese Parole derartigen Umfang angenommen, daß viele sonst ruhig denkende Ausländer davon erfaßt worden sind. Was die englische Linke fürchtet, ist zweierlei: die gewaltige Kraft der deutschen Industrie und ihre Arbeitsenergie und die Geschlossenheit der politischen Führung, die ohne lange parlamentarische Verzögerungen zu handeln vermag. Der Führer und Reichskanzler hat einem englischen Pressevertreter in den Tagen der Wiedervereinigung mit Österreich gesagt, daß er vor vier Tagen nicht gewußt hätte, daß die Entwicklung sich so schnell und mit solcher Folgerichtigkeit vollziehen würde. Welcher andere Staatsmann ist in der Lage, so frei aus dem eigenen Entschluß heraus den Willen seines Volkes zum Ausdruck zu bringen? Der tschechische Generalstabschef hat nur offen ausgesprochen, was der Westen mit seinen Ängsten fürchtet, nämlich, daß die Tschechoslowakei mit einem Angriff über Nacht rechnet, ohne Vorbereitung, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, gegen den es keinen Schutz gibt. Diese bewundernde Auffassung von deutscher Entschlußkraft vergißt den Friedenswillen des deutschen Volkes. Das Deutsche Reich hat durch berufenen Mund häufig genug zweiseitige Nichtangriffsverträge mit allen Nachbarn angeboten, die diese Gefahr unter Beseitigung der etwa gegebenen Spannungen beseitigen würde.

Ebenso wie die Entschlossenheit der Führung aber bewundert das Ausland die Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft. Seit Dezember steht die deutsche Stahlerzeugung an der Spitze der Stahlerzeugung der Welt. Das deutsche Volk, das nicht durch innere Krisen und Streiks geschwächt werde, könne sich dem Aufbau des Staates und seiner Wehrmacht widmen, und daraus erwachse eine Kraft, die von keinem anderen Volke erreicht werde. Zum Arbeitswillen komme die Begabung und die wissenschaftliche Gründlichkeit der deutschen Ingenieure. Die deutschen Rennwagen und die deutschen Flugzeuge hätten in den letzten Jahren eine Weltbestleistung nach der anderen vollbracht. Was deutsche Werkmannsarbeit geschaffen habe, halte jeden Vergleich mit ausländischen Erzeugnissen aus. Und dieses fleißige, begabte Volk umfasse in den Grenzen des neuen Reiches 75 Millionen, die wachsen und sich vermehren wollten, die mit allen Kräften daran schaffen, ihren Kindern eine schönere und größere Zukunft zu bereiten. Die Franzosen, deren Bevölkerungszahl nicht nur stillsteht, sondern sogar rückläufig ist, sehen in ihrem Nachbarn im Osten nur den Dampfkessel, der mit fast unfaßlichen Kräften geladen ist und sich immer weiter laden läßt, und es fürchtet den gewaltsamen Ausbruch.

Zwar deckt die Maginotlinie, diese in fünfjähriger Arbeit geschaffene Verteidigungslinie an der Ostgrenze, Frankreich gegen jeden Angriff. Aber im Osten, in den Gebieten des europäischen Südostens, sieht Frankreich die Gefahren aufziehen, denen es sich nicht gewachsen fühlt. Die eigenartige Grenzziehung, die jedem auffallen muß, der die Karte Großdeutschlands betrachtet, wird herangezogen, um im Südosten ein Gefühl zu erwecken, das trefflich zu den Bestrebungen der französischen Diplomatie passen würde: das Gefühl der lähmenden Angst vor dem gewaltigen Schatten des Deutschen Reiches. Auch Polen soll von dieser Panik erfaßt werden, das ist der Wunsch von Paris. Aber dieses Bild ist einseitig ge-

sehen. Es stellt das große Deutsche Reich den Staaten gegenüber, die sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und dem Mittelmeer hinziehen, den Gebilden der Pariser Vorortsverträge mit ihren Grenzen, die nicht mit den natürlichen und den Volkstumsgrenzen zusammenfallen. Es vergißt den Schatten der Sowjetunion im Osten mit ihren 170 Millionen Einwohnern.

Frankreich war es gewohnt, in den Staaten der Kleinen Entente und in Polen seine militärischen Verbündeten zu sehen. Es versteht nicht, daß diese Länder heute eine freie, unabhängige Politik treiben, daß sie Europa mit anderen Augen ansehen als der Westen, der nur ihre angebliche Bedrohung aus dem Reiche sehen will. Paris fürchtet, daß innere Zwietracht einen kleinen Staat nach dem anderen der erdrückenden Wucht des Schwergewichtes erliegen läßt, und es kann sich nicht in das Denken eines polnischen oder rumänischen Staatsmannes hineinversetzen, der nun endlich in seinem Rücken eine starke Macht weiß, die ihn gegen einen Angriff aus dem sehr viel gefährlicheren Osten zu schützen vermöchte.

Das Deutsche Reich hat auch nach seiner Erweiterung im Großdeutschen Reich keine Veranlassung, eine Politik zu verfolgen, die Polen und Rumänien der Sowjetunion in die Arme treiben würde. Bei der Tschechoslowakei liegen die Dinge etwas anders. Das Militärbündnis Prags mit Moskau ist eine Bedrohung des europäischen Friedens, das haben die anderen Staaten der Kleinen Entente häufig genug ihren Freunden erklärt. Hier liegt eine schleichende Gefahr. Sie muß im eigenen Interesse der Tschechen aufgehoben werden, aber aus ihr nun in unverantwortlicher Weise einen Krieg zu entfesseln, leichtsinnig ein Spiel mit dem Kriege zu treiben, wie das die ausländische Presse zum Teil getan, hieße erst, die Möglichkeit Wirklichkeit werden zu lassen.

Wer die Reden hört, die in Paris und London im Parlament gehalten worden sind, wer die Aufsätze liest, die täglich in die Welt hinausgehen, wer sieht, wie die Rüstungen in gewaltiger Weise anschwellen, der muß glauben, daß die Menschheit die Lehren der letzten Jahrzehnte, das Grauen des Großen Krieges vergessen hat. Wie könnte es sonst Menschen geben, die mit dem Kriege ihr frevles Spiel zu treiben vermöchten? Einmal entfesselt, müßte er die beiden Kolosse in Bewegung setzen, deren Kraft niemand absehen kann, die aber durch ihre natürliche Lage den Krieg ins Endlose hinausziehen müßten, bis in Europa alles erdrückt, verelendet, verwüstet, zerstört ist: das Britische Weltreich und die Sowjetunion. Selbst wenn man die gegenwärtige Stoßkraft beider Reiche nicht allzu hoch einschätzen darf, ihre langhinhaltende Widerstandskraft ist heute unverhältnismäßig größer als während des Weltkrieges. Damals zerbrach Rußland, weil es den Krieg weit im Westen geführt hatte, entfernt von seinen natürlichen Hilfsmitteln, so daß sein Verkehrswesen als erstes zusammenbrach. Heute liegt das Schwergewicht der Sowjetunion weit im Osten am Ural, entrückt selbst den verbesserten modernen Kampfmitteln. England war während des Krieges bedroht durch die Zeppeline, damals noch ein Feind, gegen den es kaum eine Abwehr gab und keine Vergeltung, und durch die deutsche Kriegsflotte mit ihren Unterseebooten. Vor allem traf der Krieg eine auf den modernen Krieg unvorbereitete Nation.

Heute würde England wieder zum Wirtschaftskrieg greifen. Was mühsam im

Laufe der Jahrzehnte wieder aufgebaut wurde, würde weggerissen werden, wieder würde der Schrecken der Hungerblockade ein Volk in seinem Kern treffen sollen. Aber macht sich die Labourpartei und die Linke in Frankreich das klar, daß der Krieg zugleich wieder die Blüte der Jugend hinwegraffen würde, und das nur wegen des Alpdruckes, daß das Reich eine Gefahr bedeute? Es ist erfreulich, daß der britische Ministerpräsident Chamberlain die Nerven behalten hat. Gegen das Geschrei seiner Kritiker, gegen seine eigene wohl unüberlegte Note noch am Tage des Einrückens der deutschen Truppen in Österreich hat er am Frieden festgehalten. Sein Gedanke war, zunächst den Ausgleich mit Italien herbeizuführen, den sein Außenminister Eden im Februar für unerreichbar gehalten hat, um dann auch mit dem anderen Staate der Achse Berlin—Rom eine Entspannung herbeizuführen. Er hat sich vor allem gegen die Auffassung der Linken und wohl auch weiter Teile der Konservativen gewandt, daß der Krieg unvermeidlich sei, daß es nur gälte, ihn im günstigsten Augenblick und unter den günstigsten Bedingungen zu führen. Der Abschluß des Abkommens mit Mussolini, das in der Osterwoche unterzeichnet wurde, gibt ihm recht.

Der Alpdruck beginnt von Europa zu weichen, der entsetzliche Gedanke, daß alles wiederkommen müsse, was sich in den Jahren des Weltkrieges abgespielt hat: die endlosen Materialschlachten, die grenzenlosen Friedhöfe, das unaussprechliche Grauen der Zerstörung, das sinnlose Vernichten alles dessen, was Menschen in friedlicher Arbeit aufgebaut haben. Der Krieg ist nicht unvermeidlich! Die Fragen, die Europa bewegen, sind nicht von der Art, daß ihre Lösung nur mit den Waffen möglich ist, wenn die Staatsmänner nicht die Nerven verlieren und sich nicht von der Straße zu Schritten hinreißen lassen, die das Unheil hoffnungslos auslösen müßten.

Aber es gehört viel guter Wille dazu, guter Wille von allen Seiten, der Wille, den Frieden zu wahren nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich durch Verständnis für die natürlichen Rechte eines jeden Volkes. Dazu gehört auch, daß die Weltpresse das Wort des französischen Staatspräsidenten beherzigt und nur die Wahrheit berichtet. Es gehört vor allem dazu, daß die unverantwortlichen Politiker das Spiel mit dem Kriege aufgeben.

SOPHIE FREIFRAU v. WANGENHEIM

Der Engländer, der Franzose, der Spanier unter romanischer Lupe

Der Spanier Salvador de Madariaga, der sowohl aus seinem Privatleben, wie auch aus seiner öffentlichen Tätigkeit als Leiter der Abrüstungsabteilung des Völkerbundes Gelegenheit hatte, die Psychologie der Völker zu studieren, gibt uns interessante Einblicke in: „Englishmen, Frenchmen, Spaniards*". Man gewinnt den Eindruck — wenn auch einzelne Konstruktionen bisweilen etwas künstlich erscheinen — daß er dem Wesen der Dinge näherkommt als z. B. Emile Boutmy** oder Hilaire Belloc*** in ihren Studien über England.

Madariaga vertritt den Standpunkt, daß der psychologische Faktor in der Politik der Völker von ungeheurer Bedeutung ist, die Macht, die den Dingen innewohnt, ist gewiß nicht zu unterschätzen, doch die Lösung politischer Probleme ist schließlich abhängig von „dem menschlichen Element". Denn die Menschen, nicht die Dinge, sind die Seele aller Staatskunst. Daher ist es erforderlich, ihre Psychologie zu studieren. Der nationale Charakter ist der wichtigste Faktor in der internationalen Politik. Bei einer solchen Studie muß man sich von vornherein darüber klar sein, daß sie nur gewisse Eigentümlichkeiten, sowohl in der Geisteshaltung des Einzelnen, wie im Volkscharakter, festzustellen vermag, die für das Geistesleben des betreffenden Volkes und Individuums gerade die bestimmenden, richtunggebenden sind, nicht aber soll damit gesagt sein, daß diese Eigenschaften in irgendeiner Form in der Psychologie anderer Völker nicht auch vorkämen.

Die Norm des Verhaltens der drei Völker findet sich nach Madariaga bei dem Engländer in: fair play, bei dem Franzosen in: le droit, bei dem Spanier in: el honor. Das psychologische Gravitationszentrum liegt für das englische Volk im leiblichen Wollen, für das französische im Intellekt und für das spanische in der Leidenschaft. Madariaga sieht also im Engländer den Menschen der Tat, im Franzosen den Vernunftmenschen, im Spanier den Menschen der Leidenschaft.

Für den Engländer ist der bestimmende Faktor der Wille, alles ist auf Tat eingestellt, er ist selbstbeherrscht, empirisch, allen Theorien abgeneigt, verachtet logisches Denken. Seine Gedanken sind der Tat subordiniert, passen sich daher den jeweilig wechselnden Verhältnissen an. Er sucht die Stelle des geringsten Widerstandes. Als Utilitarist — hier nicht im theoretischen Sinne aufzufassen — ergibt sich für ihn die Tendenz, ein positives Ergebnis, reale Früchte aus

* Salvador de Madariaga: Englishmen, Frenchmen, Spaniards. Oxford University Press, London 1928.

** Emile Boutmy: Psychologie politique dü Peuple anglais. Paris, 1 ed. Nov. 1900, 5 ed. 1922. Libr. Armand Colin.

*** Hilaire Belloc: An Essay on the Nature of Contemporary England, London 1937, Constable & Co.

jeglichem Handeln zu erzielen. Er denkt nur in Verbindung mit der Tat. Inſtinktmäßig erkennt der Brite den Wert der Kooperation. Der Inſtinkt zur Tat, und zwar zur gemeinſamen, alſo zur Zuſammenarbeit, führt alle Engländer zuſammen, d. h. die Gruppe, ergo die Raſſe. Da liegt die Grenze. Innerhalb dieſer Gruppe arbeitet alles in völliger Selbſtdiſziplin, nicht nach einer feſtgelegten Ordnung, ſondern nach dem Prinzip „every man in the right place". Die Zuſammenarbeit erfolgt — bildlich geſagt — auf der Grundlage eines football team unter Berückſichtigung des fair play. Der hierarchiſche Sinn im Engländer, die hierarchiſche Organiſation der Geſellſchaft hat ſich durch eine ununterbrochene Evolution ergeben, geſtützt auf alte Tradition. Das engliſche Volk iſt ariſtokratiſch ausgerichtet. Die engliſche Ariſtokratie — als Staatsform geſehen — iſt feſt verankert in der Zuſtimmung des geſamten Volkes.

Ganz anders der F r a n z o ſ e. Für ihn iſt das Denken, nicht die Tat, das Lebenselement. Er denkt voraus, ſucht die Probleme, verſucht, die Natur in die von ihm im voraus aufgeſtellten Richtlinien hineinzuzwingen. Er legt Ordnungen und Geſetze feſt, die die Natur nicht immer innehält. Er erwartet nicht Früchte ſeiner Taten, ihm kommt es darauf an, Ordnung zu ſchaffen, die Tat ſoll den Geſetzen der Vernunft untertänig ſein. Er bereitet ſeine Taten durch mühſame Studien vor. Für ihn gibt es nur die Göttin Vernunft. Die Triebkraft aller Taten iſt für ihn der Intellekt. Im kollektiven Leben verhält es ſich ebenſo. Es fehlt der Genius für ſpontane Organiſation, die Normen werden verſtandesmäßig feſtgelegt im ſozialen Leben der Gemeinſchaft. Die franzöſiſche Ordnung iſt offiziell, von oben her auferlegt, nicht aus der Gemeinſamkeit gewachſen, ſie iſt intellektuell, künſtlich. Sie hat geſchriebene Geſetze, die im „droit", in den „réglements" niedergelegt ſind, das kollektive Leben iſt in Frankreich eine politiſche Struktur. Die intellektuelle Ordnung Frankreichs iſt auf den citoyen beſchränkt, nur die politiſchen Beziehungen der Menſchen zueinander ſind geregelt. Im übrigen iſt alles biegſam. Es herrſcht moraliſche Toleranz, Neigung zum Genuß, zur Verfeinerung, das Streben nach Bildung, wie auch der Hang zu rationaliſtiſchem Denken. Man ſieht in intellektueller Auszeichnung die wahre Quelle des individuellen Fortſchritts. Damit gewinnt die Erziehung ſoziale Bedeutung, eng verknüpft mit der Wichtigkeit, die dem Gelde beigemeſſen wird, und der Sucht nach Wohlſtand und zum Sparen. Der Verſtand beherrſcht das individuelle Leben. Der Franzoſe beſitzt moraliſche Toleranz und politiſche Intoleranz.

Der S p a n i e r dagegen iſt ſpontan. Es herrſcht Totalität in allem. Wir finden Gleichgültigkeit, Trägheit, Paſſivität, Zurückhaltung — momentweiſe unterbrochen durch plötzliche unerhörte Leiſtungen, die wiederum jegliches Maß verlieren und vielfach ohne Linie ſind. Das Ziel des Spaniers iſt zu leben und „ſich leben zu laſſen". Der Spanier lehnt ſich gegen jegliches kollektive Leben auf, er iſt ſtarker Individualiſt, dazu äußerſt paſſiv, es ſei denn, daß ſein ganzes Weſen aufgewühlt iſt. Das Individuum befindet ſich in Abwehrſtellung gegen jegliche Einbrüche der Gemeinſchaft und wehrt ſich gegen jede Beeinträchtigung der perſönlichen Freiheit. Der Vergeſellſchaftung feindlich gegenüberſtehend, neigt der ſpaniſche Charakter in der Handlung zu ſozialer, politiſcher und moraliſcher

Unordnung. Es fehlt ihm an sozialen Tugenden, soweit sie auf kollektiven Normen basiert sind. Die statische Eigenschaft des Volkes widersteht allen Wandlungen der Geschichte.

Denkt der Tatmensch, der Engländer, so ergibt sich das gerade Gegenteil zu dem handelnden Intellektuellen, dem Franzosen. Er nimmt die Seite des Lebens, der Intellektuelle die des Gedankens. Das Gesetz des Denkens ist die Logik, doch das Leben ist nicht voraussehbar. Der Engländer kennt aus der Beobachtung die vorhandenen Abweichungen zwischen der Natur und dem Intellekt. Er ist nur da logisch, wo beide übereinstimmen, im übrigen verhält er sich der Logik gegenüber weder pro noch contra, sondern einfach alogisch. Im englischen Denken werden die Vorstellungen plastisch. Der Engländer denkt konkret, er mißtraut dem Gedanken. Ihm liegt das Denken nur da, wo es mit dem Leben übereinstimmt. Der Engländer versucht seine Gedanken dem Leben anzupassen, er verhält sich gleichgültig gegen die Form, das Planen. Seinen Gedankengängen fehlt oft die Präzision, die Klarheit, die Weite, sie winden sich um Ecken herum. Das englische Denken wird stark geformt durch die Gemeinschaft, die Gruppe. Eine ganze Anzahl von Begriffen nimmt der Engländer als gegeben, als selbstverständlich. Das englische Denken befindet sich unter der Führung einer Aristokratie, wie die gesamte englische Zivilisation. Das Volk ist auf Tat und Arbeit ausgerichtet, die Kultur zentralisiert sich in den wohlhabenden Klassen. Englische Gedanken sind nicht Ideen, sondern Meinungen, Anschauungen, Gefühle, Empfindungen. Der englische Intellekt ist potentiell von allererster Qualität, doch spekuliert er nie in vacuo. Die Wahrheit muß für den Engländer nicht nur der Logik entsprechen, sondern auch den Erfordernissen des Lebens gerecht werden. Das ist Weisheit.

Im Denken ist der Intellektuelle in seinem Element. Der Franzose zeichnet sich aus in jeglicher Art geistiger Arbeit. Er hat das Bedürfnis nach Klarheit. Wissen ist für ihn gleichbedeutend mit geistigem Sehen. Er trennt Subjekt und Objekt, im Gegensatz zum Engländer. Diese geistige Fähigkeit zu trennen, nennt man Präzision. Dadurch wird die Distanz für die notwendige Klarheit erzielt. Gleichzeitig wird das französische Wissen jedoch kalt, wissenschaftlich, äußerlich und verliert gewisse irrationale Elemente. Der Franzose denkt methodisch, er hat esprit de suite, hat Sinn für Schattierungen und Nuancen, entfernt sich jedoch von der Natur. Obwohl der geborene Rationalist, hat er einen weiteren Gesichtskreis als die Rationalisten anderer nicht rationalistischer Völker. In Frankreich entwickelt sich das kollektive Denken in einer Atmosphäre spontaner Zusammenarbeit. Es gibt in Frankreich eine Art geistiger Republik, die der Wissenschaft und schönen Künste. Die verschiedenen Hochschulen errichten eine Art von Staat innerhalb dieser intellektuellen Gesellschaft, bei der der politische Staat nur teilweise beteiligt ist. Von Zeit zu Zeit wird das gesamte intellektuelle Frankreich von den Ideen, die innerhalb dieser Gemeinschaft zirkulieren, kollektiv ergriffen. Man hat in Frankreich Gefühl und Neigung für geistige Dinge, besonders in den Mittelklassen, die das Rückgrat des Landes sind.

Der Spanier – der Mensch der Leidenschaft – ist beschaulich, denkt betrachtend. Er ist passiv und statisch. Er erfaßt das Gesamtobjekt durch Intuition. Der

Spanier denkt, während er spricht. Er denkt universal, da intuitiv. Das spanische Denken ist konkret und präzise, es durchläuft eine Serie intuitiver Offenbarungen. Der Spanier improvisiert fast immer, er arbeitet ohne Plan, besitzt weder Leistungsfähigkeit noch Wirksamkeit, weder Disziplin noch Methode. Da die Leidenschaft das Allbeherrschende im Spanier ist, so fehlt oft der klare Blick. Das Denken wird der Leidenschaft unterstellt. Spanisches Denken ist reich an unbewußten, arm an bewußten Elementen, daher eng verbunden mit der Essenz des Genius. Er hat Formensinn, kann ihn aber vielfach nicht erfolgreich anwenden, falls für die Ausführung Anstrengung oder Beharrlichkeit erforderlich sind. Sein intellektuelles Erzeugnis ist vulkanischer Natur. Er besitzt philosophische Heiterkeit. Es gibt in Spanien kein einheitliches Denken wie in Frankreich. Das spanische kollektive Denken existiert nur in der Abstraktion. Jeder denkende Spanier geht eigene Wege. Nur eine starke Einheit der Rasse ist vorhanden. Durch die synthetische Haltung, die ihn veranlaßt, das All mit dem Ich zu verschmelzen, betrachtet der Spanier das gesamte Leben und läßt es durch sich hindurchfließen. Er neigt zur Untätigkeit. Er besitzt Selbstbewußtsein. Das spanische Volk hält nichts von geistigen Führern. So herrscht in Spanien geistige Anarchie. Doch wird das spanische Denken eine spontane Einigkeit erwerben — so schreibt Madariaga im Jahre 1928 — in dem Augenblick, wo die Volksseele von einer allbeherrschenden Leidenschaft ergriffen wird.

England. Der Tatmensch im Zustande der Leidenschaft ergibt die genau umgekehrten Probleme, die man im Menschen der Leidenschaft in der Handlung beobachtet. So kommt es zu einer gewissen Symmetrie zwischen beiden Typen. Der selbstbeherrschte Engländer zeigt nämlich diese Eigenschaft auch im Affekt, er ist wachsam über sich selbst, behält seine Leidenschaften im Auge mit der Absicht, sie der Tat dienstbar zu machen. Daher sein Mangel an Spontaneität auf diesem Gebiet. Die Leidenschaft ist im Engländer zurückgehalten und verdrängt, glüht unter der ruhigen Oberfläche, der eigentliche Lebensstrom wird durch alle möglichen Hindernisse eingeengt. Die Leidenschaften des Engländers sind nur bedingt. Soziale Elemente vermischen sich mit dem Lebensstrom. Doch nicht umsonst legt er sich solchen Zwang auf. Er teilt ein in Leidenschaften, die nutzbar gemacht werden können, und in andere, die er als schädlich empfindet. Hier macht sich der Einfluß der Gruppe fühlbar. Die für nützlich gehaltenen Leidenschaften sind jene, die der Gemeinschaft in irgendeiner Form dienstbar gemacht werden können. In England betrachtet man die Religion — als Leidenschaft — nicht als universal, sondern beschränkt sie auf die Rasse. „Loyalty" (das Wort ist unübertragbar) ist eine Art von innerer Disziplin, durch die alle positiven Leidenschaften des Individuums sich der Form und Farbe der Gemeinschaft anpassen. Die anderen Leidenschaften, die sogenannten rebellierenden, werden instinktiv von dem Individuum unter dem Druck der Gruppe degradiert zu dem Range animalischer Triebe. Im übrigen überläßt der Engländer dem Fleisch, was des Fleisches ist, und da dieses vor aller Augen nicht möglich, so geschieht es verdeckt. Es wird unterdrückt. „Der Preis der Freiheit ist ewige Wachsamkeit", sagte ein Engländer. Diese Unterdrückung findet ihren Ausfluß im Gefühl und im Humor. Die Engländer sind

eines der ſentimentalſten Völker der Erde! Alle Leidenſchaften ſind örtlich bedingt und relativ. Die Wachſamkeit der Gruppe findet Zutritt in die innerſten geheimſten Falten der engliſchen Seele.

F r a n k r e i ch. Der Intellektuelle verſucht, ſich vom Lebensſtrom zu trennen, um ſich in die geeignetſte Diſtanz für geiſtige Viſion zu verſetzen. Infolge davon empfindet er einen gewiſſen Widerſtand der Leidenſchaft gegenüber. Anſtatt ſich dem Leben zu nähern, entfernt er ſich von ihm. Dadurch erklärt ſich auch eine gewiſſe Kälte im Franzoſen, er iſt derjenige unter den drei Nationen, der am ſchwerſten entflammt wird, obgleich der Anſchein dagegenſpricht. Die größte Vitalität des Franzoſen liegt eben im methodiſchen Durchdenken. Er iſt daher in höherem Maße beherrſcht in der Leidenſchaft als in der Handlung, mehr ſein eigener Herr als der des Weltalls. Der Franzoſe beaufſichtigt weit eher ſeine Leidenſchaften, als daß er ſie unterdrückt. Für ihn iſt beſtändige Selbſtbeherrſchung nicht erforderlich. Er iſt von Vernunft beherrſcht im Schmerz, in der Liebe, in der Verzweiflung. Er legitimiſiert die Leidenſchaft, läßt ſie an die Oberfläche — ſowohl im individuellen als im ſozialen Leben — und nimmt eine ſelbſtverſtändliche Haltung dazu ein. Er beſitzt moraliſche Toleranz. Die franzöſiſche Perſönlichkeit wohnt im Gehirn, die beobachtende Haltung den Leidenſchaften gegenüber beraubt ſie ihres vulkaniſchen Charakters. Die Franzoſen ſind Meiſter in der Definition von Seelenzuſtänden. Durch die intellektuelle Haltung gegenüber der Leidenſchaft fällt ein Teil des Irrationalen, und zwar der vitalſte, fort. Daraus erklärt ſich leicht die Abgelöſtheit und Kälte des Intellektuellen. Das Leben der Leidenſchaft im franzöſiſchen Volk iſt auf Schönheit ausgerichtet. Gedanken und Empfindungen finden darin ihre Befriedigung. Das Volk liebt die Klarheit in hervorragendem Maße.

D e r S p a n i e r. Der Menſch der Leidenſchaft befindet ſich im Zuſtande der Leidenſchaft in ſeinem Element. Seine Neigung und ſein Zuſtand kommen hier zur Harmonie. Leidenſchaftlichkeit, wenn auch im weſentlichen in paſſiver Form, iſt das natürliche Geſetz des Typus. Der Menſch der Leidenſchaft iſt nicht unter allen Umſtänden inaktiv, nur empfindet er nicht a priori den Drang zum Handeln. Der Inſtinkt unterſtellt die individuelle Handlung den Erforderniſſen der Leidenſchaft. In dem Volke der Leidenſchaft finden wir unter der Oberfläche des ſozialen Lebens ſtatt kollektiver Handlung kraftvolle Impulſe zu individualiſtiſcher Tat. Der Menſch der Leidenſchaft iſt gleichzeitig univerſaler und individualiſtiſcher in ſeinen Leidenſchaften als der Tatmenſch. In ihm findet eine völlige Verſchmelzung des Subjektes mit dem gedachten Objekt ſtatt. Er weiß nur das, was er ſich zu eigen machte. Liebe iſt die erſte Bedingung für das Wiſſen. Der angeborenen Kälte des Intellektuellen entſpricht die vitale Wärme, die für den ſpaniſchen Geiſt typiſch iſt. Er läßt ſich nicht einfangen und binden, er bleibt individuell. Das Denken wird durch das Lebensgefühl kontrolliert. Das Geſetz der Leidenſchaft reguliert das Leben der Leidenſchaft. Da eine Leidenſchaft die andere nicht beherrſchen kann, ſo geſtattet der Spanier allen Wellen des Lebensſtroms, die er in ſich fühlt, freien Durchgang. Er hat Reſerve, Haltung, zerſplittert ſich nicht und hat Sinn für Harmonie. Spaniſche Weisheit iſt unabhängig von Wiſſen und

Bildung. Ebenso ist die charakterliche Erziehung belanglos für sie. Das Kollektivleben Spaniens steht unter dem Zeichen des Individualismus und Subjektivismus, der spanische Mensch lebt sein Leben als Drama. Zu jeder Zeit überflutet die subjektive Vitalität die soziale Zelle, auf die sie sich begrenzen sollte. Der Mann der Leidenschaft in Spanien zwingt die Dinge, den Gesetzen der Person zu folgen, er personifiziert Welt und Leben und zwingt sie, sich dem Lebensstrom zu fügen, der im Blutkreislauf des Individuums pulsiert. Der Spanier bestimmt seine persönliche Erfahrung als das Endgültige. Das Wichtigste und Ernsthafteste für den Spanier ist „seine Seele zu retten", d. h. das Selbstbestimmungsrecht und die Vollständigkeit der individuellen Leidenschaft aufrecht zu halten gegenüber dem sozialen Druck durch die Gesellschaft, sowie durch allgemein anerkannte Ideen, vor allem aber gegenüber allen kollektiven Leidenschaften. Darin liegt auch der Schlüssel zu dem spanischen Egotismus. Alle Leidenschaften, die individuellen wie die kollektiven, müssen im Individuum begriffen sein. Der Spanier geht vom Kleinen ins Große, zunächst kommt er selbst, dann die Familie, die Freunde, die Vaterstadt, der Bezirk, zuletzt erst der Staat. Und alle Dinge werden für den Spanier erst zu Wirklichkeiten, wenn sie in ihm lebendig sind in Form von Leidenschaften. Die Schwäche dieses Typus liegt in den Tagesleidenschaften, den bürgerlichen, nationalen usw., für die er wenig Interesse hat. Der Spanier hat die Tendenz, alles sub specie aeternitatis zu betrachten. Er sucht die Universalität, ohne es selbst zu beabsichtigen.

„Stellen wir uns vor, daß die Engländer die ganze Welt zu ihrer Philosophie bekehren würden und daß sie des weiteren die Welt überredeten, sich ihrer Art anzupassen. Was würde das Ergebnis sein? Die Erde würde zu einem ungeheueren Tennis-Golf-Cricket-Schwimm-Klub umgestaltet, mit eleganten und auch einfachen Kleidern, mittelmäßiger Nahrung, ausgezeichneten Landstraßen, prächtigen sanitären Einrichtungen und einer unbestechlichen Polizei. Die Sonntage vielleicht ein wenig langweilig. Dafür erstklassige Wochenenden, unterbrochen durch nicht zu anstrengende Arbeitswochen. Viel Humor, ein wenig Witz und zuzeiten sogar Klugheit, wenn auch mit Maßen, sozusagen mit taktvollem Anstand getragen. Das Griechische einst gewußt, jedoch halb vergessen, das Lateinische noch am sichtbaren Horizont; eine ausgedehnte Lektüre schlechter Romane und einige Konversation über jene, die als gut anerkannt werden. Alles in allem eine vergnügliche Welt für die, denen es gut geht und daher auch für die anderen, deren Hauptvergnügen darin bestehen würde, ihnen zuzusehen. Reichlich physische Bewegung, jedoch die moralischen Abenteuer für die wenigen vorbehalten. Die Menschen würden empirische Erfahrung sammeln, statt über das eigene Ich nachzudenken.

Würde es den Franzosen gelingen, die Welt nach ihren Wünschen zu formen, so würde sie regelmäßig wie ein Uhrwerk gehen, genau nach Vorschrift. Alle Menschen würden französisch sprechen wie Mirabeau und es schreiben wie Racine. Witz und Verstand würden über der Welt schillern wie Diamanten und jede Minute des Lebens würde ein Tropfen auserlesenen Vergnügens sein zur Freude und zum Genuß der Menschen. Es würde Tizians der edlen Kochkunst geben und Tintorettos in der Kunst des Kellermeisters. Die Natur würde ihre Geheimnisse

gerade lange genug bewahren, damit die Menschen die Freude hätten, sie zu entdecken ... Ein Salon würde eine Art von Paradies sein, in dem alle Frauen Aphroditen und alle Männer Platos wären. Gelegentlich ein erstklassiger Kampf um ein Prinzip, ohne Rücksicht darauf, ob die Möglichkeit bestände, es anzuwenden. Alle Dinge würden erlaubt sein, jedoch begrenzt, und nicht mehr als ein vernünftiges Maß von Bedeutung der so gewonnenen Erfahrung beigelegt werden.

Sollte die Welt wünschen, sich Spanien zum Vorbild zu nehmen, so würde sie die Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit ihrer mechanischen Tätigkeit erheblich herabsetzen. Es würde weniger Kooperation geben, aber auch weniger zum Kooperieren; weniger Ordnung, weniger Technik, weniger Zermahlen der Individuen in der sozialen Mühle. Das allgemeine Niveau des Lebens würde größere Einfachheit und ebenso größere Primitivität aufweisen. Man würde mehr Muße haben, wenn sie auch weniger angenehm verbracht würde. Die Menschen würden geneigter sein, die Dinge an sich vorübergehen zu lassen, in der Art, wie sie es in früheren Jahrhunderten taten, und mit gleicher Heiterkeit die Ereignisse hinnehmen, die sie allgemein für gut, wie die sie für böse hielten. Die Welt der Dinge würde weniger aktiv und die Welt der Menschen weniger glatt sein, so daß die physischen Bewegungen langsamer und seltener und die moralischen häufiger und heftiger wären. Es würde mehr Tiefe und weniger Oberfläche, mehr Wesentliches und weniger Nebensächlichkeiten geben. Die Menschen würden das Leben mehr leben und weniger von ihm gelebt werden. Sie würden die sozialen Hügel als Einzelmenschen hinauf- und herabgeschleudert werden, geschüttelt durch ein wankelmütiges, veränderliches Glück; sie würden wenig soziale Bindungen haben und geringes Gewicht, und die so gewonnene Erfahrung würde mehr die der Seele als die der Dinge sein."

Weshalb sollte man wünschen, alle drei Typen zu einer Einheit zu verschmelzen? Madariaga führt in seinem Schlußkapitel aus, daß eine Wahl zwischen den drei verschiedenen Typen nicht zur Frage stehe, da es keinen festen Ausgangspunkt gibt, um das rechte Maß für die Seelen anderer Völker zu haben. Nationale Psychologien sind letztlich nichts anderes als gelebte Weltanschauungen, die für jedes Volk durch seinen Nationalcharakter bedingt sind. Die einzig mögliche Antwort sei die, daß die Verschiedenheit der nationalen Charaktere eine der Offenbarungen des Reichtums der Schöpfung sei. Dem schließen wir uns an.

Francois VI. Herzog von La Rochefoucauld

(1613–1680)

Die großen glänzenden Taten, welche wir geblendet anstaunen, werden von den Politikern stets als die Folgen großer Absichten dargestellt, während sie gewöhnlich Folgen von Launen und Leidenschaften sind. So war der Krieg des Augustus und Antonius, den man aus ihrem Willen, sich zu Herren der Welt zu machen, herleitet, vielleicht nur die Folge einer Eifersucht.

★

Wenn große Menschen sich durch ihres Mißgeschickes lange Dauer niederwerfen lassen, verraten sie, daß sie es nicht vermöge der Kraft ihrer Seele, sondern nur durch die Stärke ihres Ehrgeizes ertrugen: bis auf eine sehr große Eitelkeit, sind die Helden gemacht wie die andern Menschen.

★

Nichts sollte unsere Selbstzufriedenheit so sehr vermindern als die Erkenntnis, daß wir gestern billigten, was wir morgen tadeln werden.

★

Um Geltung in der Welt zu erlangen, tut man nach besten Kräften so, als ob man sie bereits erlangt hätte.

★

Obgleich die Menschen sich auf ihre großen Taten etwas zugute tun, sind diese dennoch oft nicht Folgen einer großen Absicht, sondern Wirkungen des Zufalls.

★

Gerechtigkeitsliebe ist in den meisten Menschen nur die Angst, ihnen möchte Unrecht widerfahren.

★

Die Allerlistigsten stellen sich ihr ganzes Leben lang so, als ob sie jegliche List verabscheuten, um sich ihrer bei irgendeiner großen Gelegenheit und um eines großen Vorteils willen nach Kräften zu bedienen.

★

Häufiger Gebrauch von List ist das Anzeichen eines kleinen Geistes, und fast immer geschieht es, daß der, welcher sie anwendet, um sich an einer Stelle zu decken, sich an einer anderen entblößt.

★

Schwäche ist der einzige Fehler, den man nicht verbessern kann.

★

Man ist niemals so lächerlich um der Eigenschaften willen, die man hat, wie um derer willen, die man vorspiegelt.

★

Wir wählen oft Lobsprüche, so voller Gift, daß sie in den Gelobten Fehler sichtbar werden lassen, die wir auf andere Weise nicht aufzudecken wagen.

★

Der Ruhm großer Menschen muß stets an den Mitteln gemessen werden, welche sie anwandten, um ihn zu erlangen.

★

Schwache Menschen können nicht aufrichtig sein.

★

Nur wer verachtet zu werden fürchtet, ist verächtlich.

★

Lächerlichkeit entehrt mehr als Unehre.

★

Wenn unsere Freunde uns hintergangen haben, sollen wir ihren Freundschaftsbezeigungen zwar mit Gleichgültigkeit, ihrem Unglück aber dennoch stets mit Teilnahme begegnen.

★

Man soll den Wert eines Menschen nicht nach seinen großen Eigenschaften beurteilen, sondern nach der Anwendung, die er von ihnen zu machen weiß.

★

Die Welt steckt voller X-Beine, welche der O-Beine spotten.

★

Gutes und Schlechtes, das uns widerfährt, fühlen wir nicht nach seinem Ausmaße, sondern nach unserer Empfindsamkeit.

★

Da die Großen der Erde weder Gesundheit des Leibes noch Ruhe des Geistes zu geben vermögen, erkauft man das Gute, das sie geben können, stets zu teuer.

★

Luxus und allzu hohe Bildung in den Staaten sind ein sicheres Zeichen ihres Niederganges, weil der Einzelne sich vom öffentlichen Wohle abwenden mußte, um das seine so sehr zu fördern.

Aus „Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld", in der ausgezeichneten Übersetzung von Ernst Hardt. München, R. Oldenbourg.

FRIEDRICH v. der LEYEN

Die germanischen Runen

Rune bedeutet in den alten germanischen Sprachen: Geheimnis. Die Runenzeichen haben einen geheimnisreichen und zauberschweren Sinn. Die Macht dieses Geheimnisses ist in den letzten Jahren stärker und leidenschaftlicher gefühlt worden denn je. Phantasie, unbedingter Glaube an die Größe und an die Ursprünglichkeit der germanischen Vorzeit und auch die Wissenschaft haben sich immer von neuem bemüht, das alte Geheimnis zu lösen, bald gewaltsam und bald vorsichtig, bald ungeduldig und vorschnell und bald in zäher und mühseliger Arbeit, bald kenntnisarm und kenntnislos, bald kenntnisreich. Wir wollen hier von den Bemühungen der Wissenschaft* etwas berichten, und vom Ursprung der Runen und von ihrer Geschichte, von ihrer Verbreitung und von ihrer Bedeutung sprechen.

Die einzelnen Runenzeichen sind von den Germanen in eine Reihe gegliedert worden, in ein Alphabet, wie wir heute sagen. Die einzelnen Zeichen trugen auch Namen. Die älteste Aufzeichnung der Reihe haben wir auf einem schwedischen Stein aus Kylfver (Gotland, 5. Jahrhundert n. Chr.), dann auf Brakteaten (ursprünglich Goldmünzen nachgebildet, einseitig geprägt und als Amulett getragen) des 5. und 6. Jahrhunderts n. Chr. Die Namen der Runen sind erst aus späterer Zeit aus dem 8. und 9. Jahrhundert überliefert. An ihrem germanischen Ursprung ist kein Zweifel.

Wir zeigen nun die Runenreihe des Brakteats von Vadstena (Abb. 1) und setzen die Lautwerte und die Namen unter die Runenzeichen:

ᚠ ᚢ ᚦ ᚨ ᚱ ᚲ ᚷ ᚹ : ᚺ ᚾ ᛁ ᛃ ᛇ ᛈ ᛉ ᛊ : ᛏ ᛒ ᛖ ᛗ ᛚ ᛜ ᛟ ᛞ

f u þ a r k g w h n i j ė p R s t b e m l ŋ o (d)

Fehu (Vieh), Ur (Ur), Thuris (Riese), Ans (Gott), Rat (Rad), Chaon (?), Geba (Gabe), Winna (Wiese), Hagal (Hagel), Not (Not), Js (Eis), Jar (Frühling), Jwa (Eibe), Pertra (?), Ezec (?), Sunna (Sonne), Tiu (Himmelsgott), Birca (Birke), Ehu (Pferd), Manna (Mann), Lagu (Meer), Jng (Gott der Schiffahrt), Odal (Besitz), Dag (Tag); gewöhnlich steht das d vor dem o.

Auch auf einer in Charnay (Burgund) gefundenen Spange aus dem 7. Jahrhundert und auf einer halben Säule in Braza in Bosnien aus dem 6. Jahrhundert standen unvollständige Runenreihen. Eine erweiterte altenglische Runenreihe steht auf einem in der Themse gefundenen Messer aus dem 7. Jahrhundert und dann in späteren Handschriften des 9. und 10. Jahrhunderts. Die Runenreihe erstreckt sich also über ein halbes Jahrtausend und über weite Gebiete des

---

* Konstantin Reichardt, Runenkunde. Jena 1936. Eugen Diederichs. — Helmut Arntz, Handbuch der Runenkunde. Halle 1935. Max Niemeyer. — Wolfgang Krause, Was man in Runen ritzte. Halle 1935 ebd.

alten Germaniens. Die Zeichen selbst weichen in ihrer Anordnung und in ihrem Aussehen bisweilen leise voneinander ab. Das mag auf Irrtum oder auf dem verschiedenen Maß des Könnens der Runenritzer beruhen. Bei einzelnen Zeichen: k j p ng sind die Abweichungen stärker; wir wissen nicht warum. Alles in allem zeigen aber die Runenzeichen eine sehr feste und dauerhafte Form und eine gleichmäßige Überlieferung.

Für den Sprachforscher sind die Runenzeichen insofern eine freudige Überraschung, als sie im Unterschied von dem lateinischen Alphabet die Werte der germanischen Laute und ihre Besonderheiten sehr fein und genau wiedergeben. Die Runen unterscheiden i und j, u und w, haben ein besonderes Zeichen für das offene und ein besonderes für das geschlossene e, unterscheiden auch das harte und das weiche th (entsprechend dem englischen th), das weiche (später nordisch r) und das harte s. Sie haben ferner ein besonderes Zeichen für ng. Die Sprachwissenschaft hat für das Germanische genau die Lautwerte entdeckt, die auch die Runen angeben.

Von Eigentümlichkeiten der Schrift fällt die Abneigung gegen das Waagerechte und gegen die Rundung auf. Vielleicht kommt das daher, daß die Runen ursprünglich auf Holz geritzt wurden. Die Vorliebe für das Eckige ist aber eine germanische Vorliebe und unterscheidet noch unsere deutsche Schrift, die Fraktur, von der lateinischen, der Antiqua. Alle runischen Zeichen stehen über der Zeile.

Etwa vor zwei Menschenaltern behauptete Ludwig Wimmer, die Runenschrift der Germanen sei eine Umbildung der lateinischen Schrift. Ihre Abweichungen von den lateinischen Zeichen, die Eckigkeit statt der Rundung, die Schrägung statt des Waagerechten seien eben daraus zu erklären, daß das Holz, in das die Zeichen geritzt wurden, eckige und schräge Linien verlangte.

Bei einigen Zeichen leuchtet die Erklärung von Wimmer sofort ein, z. B. bei r, h, i und b. Das Zeichen für f läßt sich aus lateinisch f, das für a aus lateinisch a, das für k aus lateinisch c, das für t aus lateinisch t, das für s aus lateinisch s und das für m aus lateinisch m ohne Zwang herleiten. Andere Herleitungen sind weniger wahrscheinlich. Wimmer hat großen Scharfsinn aufgeboten, um die Abweichungen zu erklären. Bald will er sie aus Furcht vor der Verwechslung mit anderen Zeichen deuten, bald meint er, daß die lateinischen Schriftzeichen gedreht oder auf den Kopf gestellt wurden usw. Aber er muß zugeben, daß, wenn man auch diese Annahmen glaubt, einige lateinische Zeichen einen ganz anderen Lautwert haben als die deutschen. Das runische r sieht z. B. aus wie ein lateinisches y, das runische e wie ein lateinisches z. Einige runische Zeichen, wie p, ng und d haben im Lateinischen keine Entsprechung.

Die These von Wimmer, der die Wissenschaft ungefähr ein Menschenalter lang einen unbedingten Glauben entgegenbrachte, zeigt also noch nicht die ganze Lösung.

Um 1900 meinte man, die richtige Erklärung gefunden zu haben. Man schrieb die Erfindung der Runen den Goten zu, die, am Schwarzen Meer in der Nachbarschaft der griechischen Kultur lebend, sich in Anlehnung an griechische und lateinische Lautzeichen eine Schrift geschaffen hätten. Aber die von Wimmer nicht erklärten Zeichen hatten im griechischen Alphabet keine Vorbilder. Die Ver-

treter dieser griechischen Theorie vergaßen auch, daß die Runen eine heilige Schrift waren und keine Gebrauchsschrift. Sie suchten sie aus Gebrauchsalphabeten abzuleiten. Vor allem aber scheiterte die Theorie daran, daß die Goten erst um 250 nach Christus in Berührung mit den Griechen kamen, daß die ältesten uns erhaltenen Runendenkmäler aber schon um 200 n. Chr. im Norden geritzt wurden*.

Wenn diese griechische Theorie trotz ihrer leicht erkennbaren Fehler viel Beifall fand, so erklärt sich das daraus, daß sie die Runen auf einen germanischen Kulturweg brachte, auf den Weg, den die germanischen Spangen und die Tierornamentik wanderten und den auch manche germanische Götterdichtung gegangen ist, vom Südosten zurück in den Norden, in die alte Heimat der Goten. Aber die Runen müssen eben aus sich selbst erklärt werden und nicht aus der Kultur, die sie vielleicht umgab.

Eine andere Frage ist, ob die Goten die ältere germanische Runenschrift, die sie übernahmen, nicht weitergebildet und vertieft haben. Man sollte das annehmen; aber die wenigen Runenschriften, die bestimmt gotisch sind, gestatten keine sicheren Schlüsse. Dagegen halten wir für möglich, daß die Goten die Zauberkraft der Runen insofern verstärkten, als sie in Anlehnung an den späten antiken Zahlenzauber auch den Runen und ihren Namen bestimmte heilige und mächtige Zahlenwerte gaben. Die Germanen gliederten ihre Runenreihe von 24 Zeichen in drei mal acht Reihen und die einzelnen Zahlenzeichen hatten dann bestimmte Zahlenwerte. Welche das waren, wissen wir noch nicht. Ein schwedischer Forscher, Sigurd Agrell, versuchte die Reihenfolge der Runenzeichen, die ja von der Reihenfolge der lateinischen Zeichen abweicht, f, u, th, a, r, k gegen a, b, c, d, e, f usw. aus dem Werte der Zauberzahlen abzuleiten. U = Ur, der Stier habe den Wert 1, als Anfang und Symbol alles organischen Lebens. Der Stier war dem Gott Mithra heilig, und dessen Kult war in den späteren Jahrhunderten des Altertums überall verbreitet, wo es antike Kultur gab. Th = Thuris (Riese) habe den Wert 2. Die 2 sei eine dämonische Zahl und der Riese ein Dämon. A = Ans (Gott) habe den Wert 3. 3 sei die göttliche Zahl usw. Aber das erste Lautzeichen der Runensprache ist f und nicht u. Und Agrell muß, um seine Annahme zu retten, behaupten, das f sei, um das Zahlengeheimnis zu verschleiern, aus der letzten Stelle an die erste der Reihe gesetzt worden. Das klingt schon nach dem Hexen-Einmaleins, und andere Zahlen und Zusammensetzungen von Agrell machen dem Scharfsinn des Verfassers manche Ehre, überzeugen aber noch nicht. Immerhin mag er einen Weg gebahnt haben, der einmal zu einer tieferen Einsicht führt.

Die lateinische Theorie hat also die Herkunft der Runen nur z. T. erklärt, und die griechische hat ganz versagt. Ein weiterer Schritt auf dem Weg der Erkenntnis war der Hinweis auf die Lautzeichen in norditalienischen Inschriften, die den römischen wohl verwandt sind, aber manche Besonderheiten zeigen und der Schrift der Etrusker nahestehen. Die Ähnlichkeit dieser Lautzeichen mit

* Die Runen auf dem Knochen in Maria Saalerberg in Kärnten, die noch Reichardt und Arntz für die ältesten Runen hielten, sind eine späte Fälschung.

den Runen war schon seit langem gesehen, aber ihre Bedeutung unterschätzt worden. Ein norwegischer Forscher, Carl Marstrander, und ein finnischer Gelehrter, Magnus Hamarström, haben sie von neuem entdeckt. Diese Alphabete haben nun die Zeichen, die den lateinischen fehlen und die mit den Runen gleich sind oder sehr ähnlich, z. B. die für a, u, l, o, k, h, m. Andere Zeichen stehen den runischen wenigstens nahe. Wieder andere entsprechen ihnen freilich nicht. Die italischen Alphabete können in der ersten Zeile von links nach rechts, in der zweiten Zeile rückwärts von rechts nach links gelesen werden usw.; das können die Runen auch, während die lateinische Schrift linksläufig bleibt. Auch andere Eigentümlichkeiten, wie das Fehlen der Doppelkonsonanten und die Trennungspunkte, haben die Runen mit den norditalischen Alphabeten gemeinsam.

Abb. 1. Brakteat von Vadstena

Nun sollte man erwarten, daß die ältesten Runen-Denkmäler in der Nähe der norditalischen Alphabete auftauchen, etwa in Tirol oder in Kärnten oder im Reich der Markomannen, aber gerade dort hat man Runen nicht entdeckt, und der Versuch, in den ältesten nordischen Inschriften markomannische Elemente nachzuweisen, ist nicht geglückt. Der Trost, daß die alten Inschriften auf Holz geritzt seien und mit dem Holz sich verloren, ist ein schlechter Trost. Runen finden sich doch auch auf Knochen, auf Metall und auf Stein. — Doch wer kennt die Reichweite, die Verbreitung und die Wanderung der norditalischen Alphabete? Könnten sie nicht auf den Handels- und Verkehrswegen nach dem Norden gezogen sein, wie ja auch manches Denkmal der Kunst von den Etruskern oder vom europäischen Südosten nach dem Norden gelangte?

Die germanische Runenreihe als Ganzes ist eine in ihrer Gliederung und in ihrer Lautwiedergabe fein durchdachtes und einheitliches Werk, und wohl das Werk eines Meisters. Lateinische und norditalische Alphabete hat er gekannt und umgebildet und nachgebildet. Aber hat er nicht auch aus viel älteren und stärkeren Überlieferungen geschöpft? Und wo etwa und wann mag er gelebt haben?

Die Germanen selbst kannten einzelne Runenzeichen. Ihren Runenzauber schildert uns Tacitus. Seine Schilderungen sind durch andere Zeugnisse bestätigt. Zweige eines fruchtbringenden Baumes wurden in Stäbchen gebrochen, Zeichen auf sie geritzt und in ein weißes Tuch geworfen. Der Wahrsagende betete zu den Göttern, nahm dreimal je ein Stäbchen auf und erklärte das Zeichen. Unter den Namen der germanischen Runen erscheinen, besonders in altenglischen Runenreihen, Namen von Bäumen; ihre Zweige und die eingeritzten Zeichen hatten fruchtbringende Kraft. Fruchtbringende Zauberzeichen waren also wohl die vom Römer beschriebenen germanischen Runen.

Der germanische Zauber und der germanische Glaube sind tief und stark von den Kelten befruchtet worden. Auch die Kelten kannten Runen. Sie kannten das Wort Rune; sie kannten die Wahrsagung aus Baumzweigen; sie kannten Runenreihen und hatten Runen-Namen. Die Reihenfolge der keltischen Runen weicht von der Reihenfolge des römischen Alphabets wieder ab. Die Germanen gliedern 8×3, die Kelten 5×5. Die Kelten und die Germanen haben ein Runenzeichen für ng. Der Name für das Zeichen b = Birke ist keltisch und germanisch. Diese Übereinstimmungen weisen auf engen Zusammenhang zwischen beiden Reihen. Wir möchten annehmen, daß die Kelten, von jeher in der Phantasie und dem Zauberwesen besonders stark, die Gebenden waren, daß aber die Germanen die von ihnen empfangenen Anregungen in ihrer Art vertieften und daß sie ihre Runenreihe klarer, reicher und tiefer gliederten.

Man betrachte sich einmal die germanischen Namen für die Runen. Diese fügen sich in Wortpaare zusammen. Bald ergänzt und bereichert das eine Wort das zweite, bald betont das eine Wort die freundliche, das Gegenwort die feindliche Seite der Mächte und Dinge. Fehu ist das zahme, Ur das wilde Tier, Thuris der Riese, Ans der Gott. Hagel bringt Not. Auf das Eis folgt der Frühling, dem Himmelsgott ist die helle Birke geweiht. Pferd und Reiter, das Meer und der Gott des Meeres gehören zueinander. Und die ganze Reihe nennt neben den Göttern des Himmels und des Gewitters und der Meerfahrt den Riesen und den Stier, das Pferd, das dem Germanen heilige Tier, und fruchtbringende Bäume. Die Reihe freut sich am Besitz (Vieh, Gabe, Wiese, Besitz), fürchtet das böse und ersehnt das gute Wetter. (Hagel, Not, Eis, Frühjahr, Tag, Sonne). Die Welt des germanischen Bauern und Seefahrers tut sich vor uns auf.

Unser Runenmeister, der Schöpfer der germanischen Reihe, wird ein Germane aus dem Gebiet gewesen sein, das die Forschung das Ingwaeonische nennt und das schon in der Bronzezeit und in der älteren Steinzeit eine Schatzkammer der germanischen Kunst war und das alsdann eines der reichsten Fundgebiete für alte Runeninschriften wurde. Das Gebiet umfaßte das Gestade der Ostsee, Schleswig-Holstein, das südliche Dänemark und vielleicht die westlich angrenzenden Land-

striche. In diese Gebiete fand seit Jahrtausenden die Kunst des Westens und Südens ihren Weg. Keltische und italische Einwirkungen konnten sich hier berühren und durchdringen. Etwa um die Wende unserer Zeitrechnung mag unser Meister gelebt haben, der aus alten heimischen und aus neuen fremden Überlieferungen seine Runenreihe schuf. Man könnte auch glauben, der Meister sei selbst weit gewandert und hätte auf seinen Wanderungen das Zauberwesen und das Schrifttum der Kelten und Römer kennengelernt. Eine Seherin aus dem germanischen Stamm der Semnonen erscheint im Gefolge eines römischen Statthalters sogar im Süden Ägyptens. Doch unsere Darstellung hat sich vom Boden der Tatsachen schon zu hoch in das Reich der Vermutungen erhoben. Andere Runenforscher und Runenliebhaber sind freilich noch kühner als wir. Sie behaupten z. B., daß die Indogermanen außer einer indogermanischen Ursprache

Abb. 2. Knochen von der Unterweser

und einem indogermanischen Urglauben eine indogermanische Urschrift besessen hätten, eben die Runen. Aus ihnen, die im hohen Norden erfunden wurden, hätten sich die anderen indogermanischen Alphabete und auch die semitischen Alphabete entwickelt. Im Norden sei ja die Heimat der Indogermanen. Das ist ein verführerischer Traum, aber die Annahme von der Heimat der Indogermanen im Norden war wohl ein Irrtum, und gerade jüngere Forscher haben die Theorien von der indogermanischen Herkunft der Runenschrift mit Recht abgelehnt. Sie scheitert an der Wirklichkeit. Das griechische Alphabet ist z. B. nie und nimmer aus den Runen entstanden, sondern es verdankt der alten Schriftkunst der Semiten vieles. Abgesehen davon waren die Indogermanen Meister der Tat und der Eroberung, aber kaum Meister der Schrift.

Viel interessanter, man möchte fast sagen aufregender, ist eine Behauptung, die kürzlich ein angesehener und scharfsinniger holländischer Gelehrter Kaptejn

vortrug. Er leitet die Runenzeichen aus der kretisch-minoischen Kultur her und meint, sie seien etwa 1500 v. Chr. entstanden und mit der westlichen Kunst nach dem Norden gewandert. Die kretisch-minoischen Zeichen und ihre Wandlung in die runischen Zeichen ließe sich auf Schmuckstücken, auf Messern und auf Amuletten verfolgen. Man muß die ausführliche Begründung dieses Gelehrten abwarten. Die Abbildung eines Denkmals aus dieser Zeit, die ich sah, und das in Holland gefunden wurde, dessen Echtheit unbezweifelt bleibt, und das in die Bronzezeit gehört, dieses Denkmal zeigt allerdings Zeichen, die wie Runen aussehen. Ob sie's aber sind? Und ob sie den Lautwert der Runen haben? Und wenn es schon so früh Runen gab, warum erscheinen sie nicht auf den nordischen Denkmälern der Bronzezeit und auf den Felszeichnungen, die uns doch manche magische Zeichen überliefern?

Wie aber auch die Entscheidung über diese neue Behauptung ausfalle, die Forschung über die Herkunft und über die Vorgeschichte der germanischen Runen führt uns von vielen Seiten in die Kultur und das Schrifttum der alten Welt und zeigt uns an einem neuen schönen Beispiel ebenso die weite Empfänglichkeit wie die schöpferische und gestaltende Kraft unserer germanischen Vorfahren.

Abb. 3. Jüngerer Stein von Jaellinge (Vorderseite)

Abb. 4. Stein von Sjusta

Die ältesten uns erhaltenen Inschriften mit Runen stammen also etwa aus dem Jahre 200 n. Chr. und aus dem Norden. Dann haben wir in steter Folge aus der Zeit der großen germanischen Völkerwanderungen, aus dem alten England und der Zeit der Wikinger runische Denkmäler. In Schweden war eine Blütezeit der Runeninschriften im 10. und 11. Jahrhundert. Die Runenschrift erscheint im Norden noch in christlichen Denkmälern auf Grabsteinen und auf Taufbecken und auf Kirchenportalen. In Dalarne haben sich die Runen bis in das 19. Jahrhundert erhalten. Man sieht, diese germanische Schrift hatte eine lange und starke Lebensdauer. Die Zeichen selbst blieben im Laufe der Jahrhunderte nicht unverändert. Im alten England vermehrten sie sich von 24 auf 28 und 32. Im Norden, obwohl die Sprache dort reicher wurde, verminderten sie sich. Ein kürzeres Runenalphabet drang durch. Es hatte nur 16 Zeichen. Es war dem älteren an Genauigkeit der Lautzeichen unterlegen, aber einfacher, und es eignete sich besser zum Gebrauch. Besonders eine dänische Fassung wurde erfolgreich. In Schweden bemühte man sich um weitere Vereinfachungen. Wir haben aus diesem Land allein ungefähr 2500 runische Denkmäler. In Dänemark und Norwegen kennzeichnete man Lautunterschiede auch durch Punkte. Nirgends also war Starrheit, überall lebendige Entwicklung. Ob in Deutschland runenähnliche Zeichen auf Rechtsstäben, als Hausmarken usw., wirkliche Runen sind, das bleibt noch unentschieden. Diese Zeichen bleiben immer vereinzelt, während sonst mehrere Runen als Inschriften uns entgegentreten.

Runeninschriften wurden gefunden in Wolhynien, in Rumänien, in Bosnien,

in Ostdeutschland, in der Mark Brandenburg, in Thüringen, in Pommern, in Holstein, in Oldenburg — dort wurden in der Unterweser vor wenigen Jahren besonders interessante Stücke entdeckt (Abb. 2) — in Württemberg, im Rheinland, in Burgund. Die Goten in Italien und in Spanien haben uns keine runischen Inschriften hinterlassen. Die alten englischen Runendenkmäler sind nicht zahlreich, aber sehr merkwürdig. Der Norden zeigt von alters her die reichsten Schätze, von Jütland bis Norwegen. In Island waren die Runen bekannt. Im 14. Jahrhundert finden sie sich auf einer Steinwarte an der grönländischen Küste. Auch auf byzantinische Stücke haben die Germanen Runen geritzt, im 11. Jahrhundert auf den steinernen Löwen, der früher im Piräus war und der nach Venedig gebracht wurde. Einen Stein mit einer Runeninschrift fand man sogar im amerikanischen Mittelwesten, in Minnesota. Ist das nun die Fälschung eines im Mittelwesten der Staaten lebenden Schweden des 19. Jahrhunderts? Oder ist es, wie wir glauben, eine Inschrift aus dem 14. Jahrhundert? Ein uns erhaltener Bericht über die Reise schwedischer Männer, die damals den Lorenzstrom aufwärts bis nach dem Mittelwesten der Staaten vordrangen, ist uns erhalten. Über weite Gebiete, die im Laufe der Jahrhunderte germanische Helden und Völker betraten, weit über Europa hinaus, hat sich die Runenschrift also verbreitet. Ihre Verbreitung ist ebenso imposant wie ihre Geschichte, stolz und hartnäckig. Am ehesten vergleicht sich die Geschichte und Verbreitung der Runen mit der Geschichte und Verbreitung der germanischen Heldendichtung.

Von der Bedeutung der Runen für die Erkenntnis der germanischen Laute haben wir schon gesprochen. Die Sprache der ältesten Runeninschriften ist älter als die Sprache der Goten und führt uns dicht an das Urgermanische. Auch das macht uns die Runen unschätzbar. Manche Namen auf den alten Inschriften weisen nach Westdeutschland und nach dem Rhein. Von dort ist manches Heldenlied und ist wohl der Gott Wodan und manche Kultur nach dem Norden gedrungen. Finden wir wieder einen Hinweis auf die Heimat der Runen? Runen-

Abb. 5. Stein von Ramsundsberg

Abb. 6. Ausschnitt aus dem Runenstein von Eggjun

Alle Abbildungen aus Konstantin Reichardt, Runenkunde. Jena 1936, Eugen Diederichs.

denkmäler späterer Zeit aus den Jahrhunderten der Wikingerfahrten vermerken Geschlechterfolgen fast wie die isländische Saga. Sie halten das Andenken an große Taten und große Fahrten nordischer Könige und nordischer Helden fest (vgl. Abbildung 3, eine Seite des jüngeren Steins von Jaelinge, Dänemark, feiert den König Harald), und auch sie erzählen, wie weit diese Männer nach dem Osten fuhren.

Auf Speerspitzen und Hörnern, auf Schwertern und auf Spangen, auf Ringen und auf Messern, auf Kämmen und auf Webebrettern, auf Kästchen und auf Tongefäßen und auf Brakteaten, auf dem Steven und dem Steuer des Schiffes, sogar auf Fingernägeln stehen Runen. Wir finden sie auch in Kalendern und in Gesetzbüchern. Besonders aber auf die Steine hat man Runen geritzt, auf Grabsteine und Erinnerungssteine. Sie führen uns also von vielen Seiten in die Reiche des nordischen und germanischen Handwerks, des nordischen und germanischen Kunstgewerbes und der nordischen und germanischen Kunst. Manche Runensteine zeigen auch Reiterbilder. Im 11. und 12. Jahrhundert sind in schwedische Runensteine Ornamente mit oft wundervoller Linienführung geritzt (Abb. 4/5 Steine von Sjusta und Ramsundsberg); die Namen einiger Künstler wurden uns überliefert. Die Runen selbst verlieren dann an magischem und sie gewinnen an künstlerischem Wert. Die reichen Zusammenhänge germanischer Runen und germanischer Kunst sind noch nicht so untersucht, wie sie untersucht werden müßten.

Doch weder der sprachliche noch der geschichtliche, noch der künstlerische Wert – so bedeutsam sie sind – zeigen das eigentliche Wesen der Runen. Ihre zauberische und ihre religiöse Wirkung war und bleibt ihre stärkste Kraft. Die Runen waren ja Lautzeichen, Zauberzeichen und vielleicht Zauberzahlenzeichen. Die

Runeninschriften suchten gerade die zauberische Macht der Runen immer von neuem zu erhöhen und zu vervielfältigen. Oft so erfolgreich, daß wir den tiefen und eigentlichen Sinn des Zaubers nicht mehr erraten. Die Namen der hohen germanischen und nordischen Götter erscheinen auf den Runeninschriften selten. Diese Inschriften wollen den Toten rühmen, seine Grabesruhe erhalten, den Störer seines Friedens verwünschen, ihn selbst für immer in sein Grab bannen. Die Runen verheißen auch Gesundheit, Glück, Kraft, Fruchtbarkeit; sie bewahren vor Schaden. Der Runenmeister nannte seinen Namen, um sich selbst in den Schutz der Götter zu stellen, die über die Runen walten. Hakenkreuz, Sichel, Sonnensymbole und andere magische Zeichen sollen die Kraft der Runen vermehren. Glückbringende und unheilbringende Runen werden verdoppelt und verdreifacht. Geheimschrift, geheime Andeutungen, seltsame Verschlingungen und Vervielfältigungen wehren dem Unberufenen die Einsicht und erhöhen die Kraft der Berufenen.

Einen dichterischen Wert der Runeninschriften treffen wir selten. Manchmal, etwa auf der Runeninschrift von Nordendorf, überraschen uns Lautverschlingungen von starkem Klang und starker Wirkung. Die berühmteste nordische Inschrift auf dem Stein von Eggium zeigt erschütternde Beschwörungen und mächtige Vergleiche (Abb. 6). Die isländische Saga (Egilssaga) schildert in ihrer anschaulichen, herben und sachlichen Art Wirkung und Gegenwirkung der Runen. Viel mächtiger sind einzelne Strophen und Lieder der Edda. Sie heben die Runen in das Reich der hohen Kunst. Die Verse etwa, in denen der Sendbote von Frey die widerspenstige Gerd bedroht und in denen er ihr den bösen Zauber unheilbringender Runen verheißt, werden jedem, der sie einmal las, im Gedächtnis bleiben. Ebenso die Verse vom Segen und der Macht der Runen, die die Walküre Sigrdrifa auf den Sigurd herabruft, der sie aus ihrem Schlafe weckte. Das tiefste Geheimnis aber bergen die Strophen, in denen der nordische Herr der Runen, Odhin, erzählt, wie er an der Weltesche neun Nächte hing, hungernd und durstend, bis die Runenstäbe ihn befreiten und bis er Weisheit und Zauber in sich aufnahm.

Durch Jahrtausende also haben die Runen zuerst den germanischen und dann den nordischen Menschen begleitet, seine Kraft gesteigert, seine Toten beschützt, die Erinnerung an seine Vorfahren und ihre großen Taten bewahrt. Die Runen haben den Weg in die hohe Dichtung der Edda gefunden. Der neue Glaube ließ sie gelten und duldete sie auf seinen Grabsteinen. Dann sind sie ganz langsam erloschen. Nicht nur ihre Herkunft, auch ihr Schicksal verrät uns manches von dem starken und großen Wesen unserer Vorfahren und unserer nordischen Vettern.

PAUL FECHTER

Vom Geheimnis des Gestaltens

Paul Ernst erzählt einmal von dem tiefen Eindruck, den er eines Abends im Charlottenburger Schillertheater hatte. Das Stück, welches aufgeführt wurde, war urdumm, es handelte sich um einen Leutnant, der vorschriftswidrige Ansichten hatte. Die Schauspieler waren elend. Das Publikum war spießig. „Aber ich fühlte, was Schauspiel sein kann: das Zusammenfassen durchschnittlicher Einzelpersönlichkeiten zu einem einheitlichen höheren Wesen, dessen Seele die Seele des Dichters ist, das wenigstens im augenblicklichen Gefühl so hoch kommen kann, wie der Dichter, der ja das Wesen des Menschen verkörpert."

Noch der kurze Bericht gibt einen Eindruck von dem Erlebnis, das Paul Ernst an jenem Abend offenbar gehabt hat. An der unteren Grenze von Drama, Theater und Publikum rührt ihn der letzte Sinn all der seltsamen Vorgänge an, die da auf der Bühne und im Parkett vorüberziehen, enthüllt sich ihm der Sinn von Dichtung und Spiel einer Dichtung vor fremden Menschen. Er erlebt den eigentlichen Sinn des eigenen dichterischen Tuns — und rührt zugleich an das Geheimnis des Umwegs, den dieses Tun für die Szene nehmen muß, um die Wirkung zu erreichen, die der wirkliche Dichter bewußt oder unbewußt sucht — daß seine Seele wenigstens für Augenblicke Seele all der zusammengefaßten durchschnittlichen Einzelpersönlichkeiten wird, die da unten im Zuschauerraum vor seinem Werk sitzen. Er rührt an das Geheimnis des Gestaltens, über das allein die Seele des dramatischen Dichters den Zugang zu den anderen Seelen und die Herrschaft über sie findet, an das Geheimnis des Eingehens seiner Seele in die Schatten, die auf der Szene flüchtig vorübergleiten und doch die entscheidenden, allein die Nähe und die Verbindung schaffenden Mittler zwischen den Teilhabenden und der neuen Seele sind, die sie empfangen sollen. Er rührt an den tiefsten Punkt des eigenen Lebens und Schaffens — und wie unheimlich ihm das Hinabsteigen bis in diese Regionen gewesen ist, in denen es nun um das Letzte allen Bildens geht, zeigt die Tatsache, daß er trotz dieser Einsicht wenige Seiten später die Möglichkeit des Gestaltens beinahe schroff selbst wieder bestreitet und ablehnt. Er umschreibt das Geheimnis und bestreitet zugleich seine Voraussetzungen. Als ob er die für Augenblicke geöffnete Türe nachher selbst wieder schließen und nichts gezeigt haben möchte. „Wir können seelische Vorgänge weder erkennen noch darstellen... Der Dichter gestaltet nicht Menschen, sondern regt uns an, uns selber Bilder von Menschen zu bilden."

Paul Ernst hat diese seine Grundthese vom Wesen des Dramas immer wieder aufgenommen und diskutiert — ohne indessen über die gewissermaßen empirischen Seiten des Problems hinauszugehen. Er versucht zu zeigen, wie der Dichter dem Zuschauer an einer Menschengestalt einige Häkchen, Punkte, Linien, Zwischenräume mitgibt, die ihm ähnlich wie die Schrift dem Schriftforscher genügend Anhaltspunkte liefern, um von sich aus den vom Autor gewollten Menschen-

umriß zu erzeugen. Er vergißt, daß auch in diesem Schöpfungsprozeß das Entscheidende nicht die bewußte, sondern hier wirklich einmal die unbewußte Arbeit, besser noch das unbewußte Produzieren ist. Es kommt nicht nur auf die Häkchen, Punkte, Linien, Zwischenräume an: das Entscheidende ist, daß über die jeweilige Besonderheit dieser seelischen Symbolzeichen unbemerkt und ohne Mittun des Gestaltenden ein Widerschein von seinem eigenen Blut, seiner eigenen Lebenskraft in die Gestalten der Szene eingeht, von dem ihre Schatten nun ihr eigentliches Dasein und das bekommen, was sie von anderen wesentlich unterscheidet, was sie erst zu Geschöpfen gerade dieses Autors macht. Hier beginnt das Geheimnis des Gestaltens, weil sich hier der geheime Grundprozeß des inneren Dichtens in Äußeres umzusetzen beginnt. Das Drama auf der Szene ist, „seit ein Gespräch wir sind", wie Hölderlin sagt, Widerschein und Umsetzung dieses inneren Gesprächs: nur über dies Gespräch gelangt die Seele des Dichters zur Herrschaft auf der Szene und über das Parkett. Die Menschen, die dort oben auf den Brettern miteinander ringen und einander lieben, einander bekämpfen und einander versöhnen, sind Spiegelbilder der Kräfte und Mächte, die im Dichter, in der Seele des Dichters ihr Gespräch führen. Ihr Gespräch ist zuletzt sein Sein; indem er die Teilbilder seines Ich, ihrer Unterhaltung lauschend, aus sich herausstellt, sie mit oder ohne Häkchen und Punkte und Linien und Zwischenräume hinzustellen sucht, objektiviert er sich selbst, so weit er Gespräch ist — und indem er es tut, geht sein Wesen, die Kraft oder Unkraft seines Bluts, die Wucht oder Schwäche seines Lebens in sie ein — mit den Worten, die er ihnen gibt und die in diesem Moment nicht mehr nur Worte im objektiven Sinn, sondern neue Verwirklichungen einer Seele, seiner Seele sind, Hüllen unmittelbaren Lebens, das ihre Form der Wirklichkeit angenommen hat.

An diesem Punkt scheiden sich die Welten der Dichter, weil sich schon an diesem Punkt die Welten der Menschen scheiden. An diesem Punkt enthüllt sich nicht nur das Geheimnis des Gestaltens, das unfeststellbare Eingehen des blutbedingten Wesens des jeweiligen Gestalters in die Vorstellungen von seinen Menschen: hier sondern sich die Reiche der dichterischen Welten je nach dem Reichtum und der Kraft der Seelen. Die ist durchaus nicht identisch mit dem Reichtum und der Kraft der Worte: es gibt Autoren mit einem sehr großen Besitz an sprachlichen Mitteln, denen das Geschick die entsprechende Kraft des menschenformenden Gestaltens doch versagte. Sie können den Gesprächspartnern ihrer Seele eine Fülle schöner, starker, dichterischer Worte mitgeben: es entsteht kein entsprechender Träger dieses Reichtums: das Blut strömt nicht geheimnisvoll im Schreiben hinüber und schafft im Widerschein des Dramas einen Widerschein blutvoll gelebten Lebens. Die Gestalten bleiben in den Worten hängen, werden nicht rund, treten nicht in den Raum: das Geheimnis des Gestaltens bewährt an ihnen nicht seine dunkle unsichtbare Kraft — trotz allem heißen Bemühen ihres Dichters. Man hört wohl seine Stimme aus ihren Worten klingen: sie wird nicht Stimme der Gestalten — der Prozeß der Schöpfung, der Ablösung der Gestalt vom Erzeuger wird nicht vollendet. Bei andern wieder ist die Kraft des dichterischen Wortes viel schwächer, der Reichtum viel karger; aber die Kraft des

zeugenden Bluts geht noch in die nur halb stimmenden Fetzen des Gesprächs ein und erfüllt die Schatten auf der Szene, also daß sie werden und wachsen und trotz allem den Raum der Bühne erfüllen und beherrschen. Sudermanns Menschen, etwa in den „Raschhoffs" oder im „Glück im Winkel", im „Johannesfeuer" oder der „Heimat" sind Beispiele dafür: sie leben noch in den ihnen eigentlich legitim nicht zukommenden Worten ihr Dasein rund und dreidimensional aus, weil in dem geheimnisvollen Prozeß des Gestaltens so viel von der Lebenswucht des Autors in sie einging, daß sie stärker als ihre eigenen Worte sind, die überdies wohl trotz allem Falschen die echten Worte des Gesprächs in Hermann Sudermanns Seele waren. Gerhart Hauptmann, meist viel vorsichtiger und beherrschter im Ausgeben seines inneren Dialogs, viel sicherer im Scheiden von Falsch und Echt hatte erheblich weniger Lebenswucht im Gestalten zu verleihen: nur einmal brach das Östliche auch aus ihm, als er die wüste Gestalt des Jau schuf und dort ein einziges Mal diesem elementaren Teil seiner Seele, der sonst nur fern im Hintergrund schwelen durfte, erlaubte, ebenfalls Gespräch zu werden. Sonst hielt er ihn im Hintergrund, band ihn wie Henrik Ibsen den seinigen. Der ging an die geheimnisvolle Aufgabe des Gestaltens gewissermaßen mit der Sorgfalt und Akribie des Apothekers: er wog ganz genau die Summen und Stärken der einzelnen Eigenschaften und Besonderheiten ab, die er für die Häkchen und Punkte und Linien an seinen Gestalten brauchte, verteilte sie nach sorgsamen Überlegungen – und ließ von seinem Blutsanteil am Gespräch nur ganz wenig einfließen. Er wollte den Strom bewußt behindern: aber auch er blieb dem Gesetz untertan: die Menschen von „Nora" bis zu „Ulrik Brendel", von „Hjalmar Ekdal" bis zum „Baumeister Solneß" lebten zuletzt trotz all seiner Zurückhaltung alle vom Blute ihres Schöpfers Henrik Ibsen, weil sie sonst überhaupt nicht leben konnten.

Denn das ist der Kern im Geheimnis des Gestaltens: daß dieses Unsichtbare, diese ungreifbare Kraft des Elementaren, der Seele, des Bluts das Entscheidende ist und nicht die Worte. Nicht die Worte bestimmen zuletzt den Rang des Werks, sondern dieses Unfaßbare; aus ihm steigt – und das nicht nur in der Dichtung – Größe und Grenze des Gestalteten. Der junge Ibsen griff mit der Romantik seiner frühen Werke nach den höchsten Kronen der Dichtung: er rang mit der Nibelungensage und mit dem Traum vom Dritten Reich: er mußte erleben, daß seine Gestalten verkleidete Norweger seiner Zeit blieben, daß sein geheimnisvoller Maximus, der Lebensdeuter Kaiser Julians, seine Weisheit nicht aus der ungeheuren Zeitenwende um den Aufstieg des Christentums, sondern trotz allem heißen Bemühen nur aus dem Geist seines Gestalters, des klugen Dr. Ibsen aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts, schöpfen konnte. Das Blut trug ihn nicht weiter, weil in diesem Blut keine dunkeln Erinnerungen aus uralten Tagen der Ahnen lebten, wie etwa im Blut des Dr. Goethe, in dessen Seele noch die Stimmen der Mütter Gespräch wurden: das eigentlich Gestaltende jenseits alles Bewußten zieht aber die Grenzen und bestimmt den Rang. Man hat wohl von den Malern gesagt, keiner von ihnen könne etwas Schöneres malen, als er selber sei; das gilt mit leichten Abänderungen auf allen Gebieten. Niemand

kann im Gestalten die vom Leben gezogenen Grenzen des eigenen Wesens überspringen: jedes Werk, jede Gestaltung wird sie unbarmherzig sichtbar werden lassen. Bei den Malern geht die Bedingtheit, wohl weil bei ihnen die Gestaltung am engsten noch der eigenen Hand unterstellt ist, so weit, daß selbst in jedem Bildnis, in jeder Darstellung eines fremden Menschen fern der Widerschein des eigenen Bildes, eine Ähnlichkeit mit dem Malenden mitschwingt: von Rembrandt bis Corinth kann man immer wieder diese Erfahrung machen. In der Dichtung hilft kein Greifen nach großen Themen, keine Wendung zu tiefsinnig gehöhten Gegenständen über die blutbedingten Grenzen der Kraft und der Möglichkeiten: das Geheimnis des Gestaltens bleibt überall das Entscheidende. Es greift sogar hinaus über die Bereiche der nur sinnbildhaften Darstellung in die Gebiete des Realen, der Wirklichkeit und ihrer Gestaltung: auch wer das Leben selber formt, ist ihm untertan. Der Geheime Oberbaurat Schinkel baute seine Werke mit riesigen Säulen und den von uralt geheimnisvoller Metaphysik geladenen Formen der Gotik: immer blicken aus seinen Ergebnissen die Augen eines klugen studierten Mannes aus der Mark Brandenburg, der aus dem Wissen fügte und aus einem klugen kultivierten Geschmack, der aber zum Elementaren des Bauens, zum Geheimnis des Raums und seiner Welt der Sinnbilder wenig Beziehung mehr hatte. Sein später Berufsgenosse Ihne, der den neuen Marstall schuf und die Berliner Staatsbibliothek, konnte es an Kultur des Geschmacks und Feinheit der künstlerischen Voraussetzungen in keiner Weise mit ihm aufnehmen: aber in einer Säule des Hofs der Staatsbibliothek, in der verhauenen Wucht der Gesimse lebt genau wie an dem vielverlästerten Berliner Dom eine Kraft des Bluts und der elementaren Wucht, daß man im Anschauen plötzlich aus dem gestalteten Stein lebendig und unmittelbar den Menschen und das seltsame Barock seiner Lebenszeit erlebt.

Jedes Werk des Lebens in der Kunst bekommt zuletzt seine entscheidende Gestalt, die eigentliche Gestaltung nicht durch das, was der Mensch, der es schafft, tut, sondern durch das, was er ist. Paul Ernsts Häkchen, Punkte, Linien und Zwischenräume sind gewiß wichtig und wesentlich; sie sind zuletzt das, womit der Mensch dem, was ihn nicht nur treibt, sondern trägt, Helferdienste leistet: das Entscheidende tut die dunkle Kraft, die sich weder befehlen noch verbieten läßt. Sie ist das Eigentliche: man kann sie, wie es Paul Ernst unausgesprochen versucht, übersehen, unsichtbar im Hintergrund lassen; aus ihr wächst trotzdem zuletzt Gelingen oder Mißlingen aller Arbeit. Sie ist das eigentlich Formende: denn in ihr ist dem Menschen einmal Anteil an den Mächten des schaffenden Lebens gegeben. In den Bereichen seines schöpferischen Auswirkens kommt er der Natur am nächsten — obwohl es sich für ihn um Kunst handelt. In ihm enthüllt er sich am größten oder am kleinsten, am stärksten oder am schwächsten — nur daß hier kein Wollen, kein Kunstwollen mehr entscheidet, sondern das Schicksal oder die Natur.

WALTER v. GULAT-WELLENBURG

Medien, Versuchsleiter, Beobachter

In allen Wissenschaftsgebieten erwächst für den, der die vorgelegten Forschungsergebnisse nachprüfen will, die Aufgabe, sich mit der dabei angewandten Methode auseinanderzusetzen. Zur Methode gehört einmal die Versuchsanordnung mit allen ihren Faktoren, dann aber auch das Wesen der Beobachtung und schließlich die Art und Weise der Deutung des Beobachteten. Die Geschichte der Wissenschaften ist überreich an Beispielen, die zeigen, wie sich namentlich vom Geltungstrieb besessene Forscher zu nicht ausgereiften Versuchsanordnungen, ungenügender Beobachtung und vor allem zu vorschnellen, schon logisch nicht einwandfreien Deutungen verleiten ließen. Ganze Generationen von sonst vorsichtig tastenden Wissenschaftlern sind einzelnen dieser Grundfehler zum Opfer gefallen. Um nur ein Beispiel anzuführen: das sogenannte Nylandersche Reagenz (eine Lösung von weinsaurem Wismut) verursacht in einer zuckerhaltigen Lösung einen Niederschlag von schwarzem, metallischem Wismut. Lange Zeit galt bei der Diagnose der Zuckerkrankheit das Auftreten dieser Reaktion im Urin als einwandfreier Nachweis, bis dann neuere Forschungen ergaben, daß auch einige andere, zuckerfreie Lösungen sich ebenso verhalten. Indem man die logisch unzulässige Folgerung zog, daß jede Lösung, die die erwähnte Erscheinung zeigt, zuckerhaltig sein müsse, hatte man immerhin die seitherige Erfahrung, die von dem später Erkundeten noch nichts wußte, auf seiner Seite.

Solches Mißgeschick mahnt zu erhöhter Wachsamkeit auf dem Gebiet des Menschlich-Allzumenschlichen. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob man dabei mit Menschen zu tun hat, deren unbeirrbare Sorgfalt, strengste geistige und seelische Selbstzucht und weise Beschränkung in ihren Behauptungen über allem Zweifel steht oder auf solche stößt, deren Vergangenheit in dieser Hinsicht bereits belastet ist. In der Geschichtsschreibung z. B., die Menschlichem breitesten Raum zugestehen muß, wird man wohl zu unterscheiden haben, ob der Verfasser, wie Ranke, Mommsen u. a., auf möglichst sichere Grundlagen aufbaut oder ob er sein Wissen aus dritter Hand bezieht oder gar aus den trüben Quellen klatschhafter, unzuverlässiger Memoirenschreiber und tendenziöser Streitschriften schöpft.

Bei der Prüfung okkultistischer Methoden begegnet uns als wichtigster, Unsicherheit erzeugender Faktor ein Mensch: das Medium. Die Medien, darüber besteht allgemeine Übereinstimmung, weisen fast ausnahmslos eine eigenartige geistig-seelische Konstitution auf: ihre überwiegende Mehrzahl ist hysterisch (daher auch der große Anteil an weiblichen Personen) oder sonstwie psychopathisch. Als besonders eindrucksvoll sei die offenherzige Schilderung hierhergesetzt, die kein Geringerer als von Schrenck von der geistig-seelischen Beschaffenheit seines berühmten Mediums Willy Schneider gibt. Danach ist Willy leicht beeinflußbar, zeigt Neigung zu Maskeraden, Tanz und Akrobatenkunststückchen, mangelnde Wahrheitsliebe, große Verschwendungssucht, Hang zu flottem Leben und zur

Renommisterei; seltsame Vorliebe für elegante Kleidung, Neigung zu Luxus und Wohlleben. Ausgeprägtester Erwerbssinn und kaufmännisches Talent. Unzuverlässigkeit und Empfindlichkeit, Eigensinn, Verstocktheit, Pseudologia phantastica (krankhafte Lügenhaftigkeit). Lügenhafte Behauptungen werden mit dem Brustton der Überzeugung vorgetragen, aus Freude an der Irreführung anderer Personen. Eine hysterische Anlage seines Charakters — nach Schrenck — ist also unverkennbar.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß es unter den Medien auch einigermaßen gesunde Menschen gab, doch ausnahmslos sind sie in solchem Maße überempfindlich, daß es unmöglich ist, mit ihnen so zu experimentieren, wie es zur Erzielung einwandfreier Ergebnisse erforderlich wäre. Denn die Medien üben unter Berufung auf ihre Empfindlichkeit entscheidenden Einfluß auf die Versuchsanordnung aus, bestimmen die Art und Zahl der Kontrollpersonen, lehnen Unbequeme ab und machen beliebige Vorschriften, so daß bei der Bestimmung der Versuchsbedingungen den Versuchsleitern und beim Ablauf der Versuche den Beobachtern — nur noch der vom Medium zugemessene Spielraum bleibt. Zur Durchsetzung dieser weitgehenden Machtbefugnisse pflegen die Medien geltend zu machen, daß ihre Fähigkeiten nicht unter beliebigen, sondern nur unter bestimmten, ihnen allein bekannten Bedingungen auftreten, sie selbst also ausschließlich zuständig seien für die Auswahl der Bedingungen. In der Möglichkeit, diese von ihnen selbst hergestellte Anordnung zu Tricks auszunutzen, liegt nun für die Medien darum eine ungeheure Überlegenheit über die Versuchsleiter und Beobachter, weil es unter diesen Umständen eine feststellbare Grenze für die Ausschaltung von Taschenspielerei nicht gibt. Die Medien verfügen auch über andere gewichtige Trümpfe, von denen Firman in seinen früher erwähnten „Geständnissen eines Mediums" Ergötzliches erzählt. Das Medium muß — so schreibt er — vor allem jeden Verdacht, daß es selbständig eingreife, vermeiden; es ist nichts, als das ganz passive Instrument einer höheren Kraft, „der Geister", darf nicht ahnen, was es in Trance sagt und tut, muß selbst erstaunen und kindliche Freude über die Phänomene zeigen. Es darf keinen Erfolg versprechen, denn nur, wenn „die Geister", deren willenloses Instrument es doch ist, wollen, geschieht etwas. Es kann daher auch gelegentlich die peinlichste Untersuchung über sich ergehen lassen und auf jeden Vorschlag eingehen, selbst wenn es weiß, daß es das Erwartete bei so strenger Überwachung nicht leisten kann; denn der Mißerfolg fällt ja dann zu Lasten der „ungünstigen Umstände". Es läßt sogar Mißerfolge manchmal auch dann eintreten, wenn es sehr wohl imstande wäre, auch Positives auszuführen. Ja, gerade aus dem Mißerfolg geht dann hervor, daß das Medium von bestimmten Bedingungen abhängig ist, ohne die seine „mediale" Fähigkeit nicht zu wirken vermag. Übte das Medium gewohnheitsmäßigen Betrug, so müßte doch jede Sitzung gelingen; deshalb vergrößern Mißerfolge, nach Firmans eigener Erfahrung, noch den Ruhm des Mediums und das Vertrauen zu ihm. Wie es Firman gelingt, auch in die scheinbar sorgfältigsten Anordnungen eine Bresche zu schlagen, durch die er seine Tricks ausführt, wie er die schwachen Stellen der Beobachter aufzuspüren, wie er mit er-

staunlichem Scharfsinn sich Chancen zu verschaffen und wie erfinderisch er sie auszuwerten weiß, darüber eingehender zu berichten, verbietet leider der mir zugebilligte Raum. Es sei nur noch erwähnt, daß z. B. Medium Laßlo gestand, es habe aus dem Studium der Schrenckschen Schriften fruchtbare Anregungen zur Vervollkommnung seiner Betrugstechnik erhalten!

Jedes Medium hat, wie jeder Taschenspieler, seine besonderen Tricks, und beide durchschauen durchaus nicht alle Tricks der anderen. Mancher Taschenspielertrick ist, ohne daß selbst die berühmtesten Fachgenossen ihn erlauschen konnten, mit seinem Erfinder ins Grab gesunken. Es beweist daher gar nichts für die Echtheit der von den Medien hervorgebrachten Phänomene, daß es nicht immer gelungen ist, sie auf unerlaubten Wegen zu ertappen, oder ihre Leistungen nachzumachen, ebensowenig, wie es gegen die Taschenspielerkunst spricht, daß das Geheimnis manches Kunstgriffes nicht enthüllt werden konnte.

Zu oft sind die Medien bei dreistesten Täuschungsversuchen ertappt oder hinterher als Betrüger entlarvt worden. Und selbst das Wenige, das kritischere Okkultisten als „Echt" übriglassen, stammt auch von des Betruges überführten Medien.

Dabei will ich durchaus nicht behaupten, daß die offenbare psychopathische Minderwertigkeit der meisten Medien von vornherein zu betrügerischer Absicht verleitet, sondern zahlreiche Medien glauben selbst an ihre Begabung. Beim Versagen helfen sie dann nach und so entsteht ihre „Karriere", die sie durch zu häufige Fehlschläge nicht gefährden wollen. Wie weit dabei das Gebiet des bewußten Schwindels reicht und wo die Grenze ist, jenseits welcher das Medium zum sich selbst betrügenden Betrüger wird, ist ein vorläufig ungelöstes psychologisches Rätsel, zu dessen Aufhellung die erwähnten Enthüllungen Firmans wertvolle Beiträge liefern. Man darf auch nicht übersehen, daß die Primadonnenrolle, in die ein „berühmtes" Medium gerät, mit der Bewunderung gelehrter Koryphäen, dem Zutritt in vornehme Kreise, von denen es als Weltwunder und Kronzeuge einer neuen Weltanschauung bestaunt wird und der Triumph des Foppens, die Wonne der Mystifikation, die nirgend sonst in solchem Umfang genossen werden kann — alle diese und andere Lockungen dazu beitragen, einem ohnehin seelisch Entgleisten in ein unentwirrbares seelisch-geistiges Chaos rettungslos zu verstricken.

Soviel ist sicher: die Forderungen der Medien und ihre Widerspenstigkeit gegen die Notwendigkeiten einer jeden Irrtum ausschließenden Versuchsanordnung erschweren ungemein eine wirksame Kontrolle. Versuchsleiter und Beobachter, die vor dem Medium zurückweichen, leisten daher, vorsichtig gesagt, objektiv einer Verdunkelung des Tatbestandes Vorschub. Einmal setzen sie sich der Gefahr aus, überlistet zu werden, und ferner bleibt auch dann, wenn nur die Möglichkeit zur Überlistung gelassen ist, immer noch ein ungeklärter Rest, der die Echtheit der Phänomene in Frage stellt. Um allen Möglichkeiten der Täuschung vorzubeugen, bedarf es einer ganz besonderen Eignung: vorwiegend der sachverständigen Schulung, der Fähigkeit guter Beobachtung und der Berücksichtigung auch des scheinbar Fernliegenden. Trotzdem mußten selbst Forscher, die diese seltenen Gaben

in reichem Maße besitzen, oft genug beschämt gestehen, daß ihnen die Findigkeit der Medien schließlich doch ein Schnippchen geschlagen hatte. So behauptete ein Medium, es könne die Pol-Strahlungen eines Elektromagneten als farbiges Licht „sehen", fügte sich auch bereitwillig allen Kautelen der fein ausgeklügelten, vermeintlich wissenschaftlich exakten Versuchsmethode. Wider Erwarten gab das Medium ausnahmslos richtige Antworten; es „sah" die Strahlungen des Elektromagneten, sobald er eingeschaltet wurde. Die Verblüffung über diese Wunderleistung wich, als man bei der Röntgendurchleuchtung entdeckte, daß die Versuchsperson vorher eine Stahlkugel verschluckt im Magen trug. Das „occulte" Rätsel war damit physikalisch banal genug aufgeklärt.

Die hohen Ansprüche, die man danach an die Versuchsleiter und Beobachter auf diesem Gebiete stellen muß, findet man kaum irgendwo erfüllt. Vor allem gilt dies von den unabweisbaren, seelischen Voraussetzungen. Die Unvoreingenommenheit des reinen Forschers sucht man bei Versuchsleitern und Beobachtern ziemlich vergebens. Soweit sie überzeugte Okkultisten sind, ist es ihnen doch mehr darum zu tun, ihre schon bestehende Überzeugung von der Echtheit der Phänomene experimentell zu bestätigen, als unbefangen an die Untersuchung heranzutreten, einerlei wie sie ausfallen mag. Sie betrachten jeden, den ungenügende Beweise nicht ohne weiteres überzeugen, als Störenfried oder gar wie einen persönlichen Feind, der darauf ausgeht, sie um die Früchte ihrer Arbeit zu bringen. Bei Unstimmigkeiten, die wegen Forderung strengerer Bedingungen entstehen, ist der okkultistische Versuchsleiter meistens geneigt, die Partei des Mediums gegen den unbequemen Zweifler zu ergreifen und die Vorwände des Mediums in wissenschaftliche Gründe umzuwandeln. Nicht selten gingen Versuchsleiter so weit, sich mit dem Medium gegen den kritischen Beobachter zu verbünden und dessen Entlarvungsabsichten dem Medium zu verraten. Sie unterstützen häufig die Auflehnung der Medien gegen Teilnehmer, deren Mangel an Vertrauensseligkeit jene als „unsympathisch" empfinden. Es kann aber auch den Okkultisten nicht entgangen sein, daß mit der Verzichtleistung auf strengere Bedingungen die Verbesserung der Phänomene erfolgte und unter Bedingungen, die den Betrug mit Sicherheit verhindern, die Erscheinungen ausblieben oder sich oft als Betrug erwiesen. Über die Versuchsanordnungen hat auch das Medium Home vernichtende Urteile gefällt. Er nennt die Dunkelheit den Verbündeten, die Unehrlichkeit und die Dunkelsitzungen die Brutstätten schlimmsten und unverschämtesten Betrugs. Sie seien der Verfassung der Teilnehmer angepaßt, und nichts werde darin geboten, was als Beweis gelten dürfe. Der Lug und Trug, der da verübt werde, belaste auch die Beisitzer und sogar unabhängige Forscher, deren verschrobene Geistesverfassung in den „Forschungen" ihren Ausdruck fände. Einen köstlichen Beitrag für das Ausmaß, welches die Verschrobenheit erreichen kann, liefert die „Ziegenbock-Affäre", deren Held der lange in okkultistischen Kreisen sehr angesehene „englische Gelehrte H. Price" ist. Er wollte allen Ernstes untersuchen, ob es möglich sei, nach einer alten Zaubervorschrift einen Ziegenbock in einen „Jüngling von göttlicher Schönheit" zu verwandeln. Zu diesem Zweck versammelte er Tausende, die mit Extrazügen aus ganz Deutschland herbei-

strömten, am 19. Juni 1932 (!) nachts auf dem Brocken. Obwohl aber die vorschriftsmäßige „unbescholtene Jungfrau nackten Fußes in fleckenlosem, weißem Kleid" in den magischen Kreis trat, blieb der Ziegenbock eben doch ein Ziegenbock ...

Wer diese und viele andere Grotesken und daneben die eigenartige Logik und Dialektik der Okkultisten, die ich schon früher gestreift habe, liest, wird verstehen, daß ich die Frage aufwerfen konnte: „Okkultismus, eine psychiatrische Angelegenheit?" (Querschnitt, Sept. 1926).

Besonderes Gewicht legt das okkultistische Schrifttum auf die Berichte der Teilnehmer an den Sitzungen. Lange Reihen namhafter Männer marschieren auf: berühmte Gelehrte, Künstler, Dichter, Schriftsteller, Ärzte, hohe Offiziere, Schulmänner, Ingenieure, Diplomaten, Politiker u. a. z. T. von Weltruf. Mögen viele von ihnen auf ihrem Sondergebiet Ausgezeichnetes geleistet haben, so fehlt doch der Nachweis, daß ihre Autorität sich auch auf das Gebiet des Okkultismus erstreckt. Die Zweifel an ihrer Zuständigkeit verstärken sich schon bei flüchtigem Lesen solcher mit glanzvollen Namen gezeichneten Berichte, die den Stempel der Ahnungslosigkeit, Leichtgläubigkeit und sogar Unzuverlässigkeit an der Stirn tragen.

Die Mängel beginnen schon bei der Beobachtung, steigern sich bei der Berichterstattung und erhöhen sich weiter, wenn der Teilnehmer seine Wahrnehmungen deutet und über die einfachen Tatsachen hinausgehende Urteile abgibt. Beobachtungs-Lücken und -Ungenauigkeiten, Voreingenommenheit, Sinnes- und Erinnerungstäuschungen, Unkenntnis der Täuschungsmöglichkeiten u. a. m. sind nur einige der Gründe, die die Glaubwürdigkeit der Aussagen erschüttern. Jeder Erfahrene weiß auch, daß eine objektiv unrichtige Aussage durchaus gutgläubig abgegeben werden kann, und beim Gerichtsverfahren versteht man sie von der bewußten Lüge wohl zu unterscheiden. Daß aber auch die Gutgläubigkeit vielfach auf einer Selbsttäuschung beruht, hat der verstorbene Göttinger Psychologe G. E. Müller durch folgenden originellen, weit in die Tiefen der menschlichen Seele hinableuchtenden Versuch aufgedeckt. Er zeigte den Versuchspersonen (Studierenden der Psychologie) eine Reihe von Silben und nach einigen Tagen eine zweite Reihe. Die Frage lautete, welche Silben die Versuchspersonen beim ersten Vorzeigen schon gesehen hätten. Den Antworten folgte die weitere Frage, ob sie ihrer Aussage auch völlig gewiß wären. Darauf allgemeine Bejahung. „Würden Sie bei Ihrer Aussage auch bleiben", so forschte Müller weiter, „wenn Sie sie mit Ihrem Eid bekräftigen müßten?" Sofort schmolz die Zahl der Jasager erheblich zusammen. Nicht zufrieden damit, verlangte der neugierige Gelehrte von den übriggebliebenen Versuchspersonen Auskunft darüber, ob sie auch an ihrer Aussage festhielten, für den Fall, daß ein nachgewiesener Irrtum den Verlust ihres gesamten Eigentums zur Folge habe. Vor dieser kitzligen Frage aber blieb nur noch ein verschwindender Rest der Aussagenden standhaft. Dieser Ausgang spricht Bände, nicht nur hinsichtlich der Antworten, sondern auch der Rangordnung der Fragen. Wie viele der Verfasser von Sitzungsberichten würden wohl eine solche Feuerprobe bestehen, wenn sie mit der wirklichen Ere-

kution rechnen müßten? Jener englische Lord wohl kaum, der bei hellem Mondschein „gesehen" hatte, wie das Medium zum Fenster des Zimmers hereinschwebte, und dem an Hand des Kalenders nachgewiesen wurde, daß die Sitzung zwei Tage nach Neumond stattfand. Auch nicht jener französische Gelehrte, der nur die linke Hand des Mediums gehalten und dadurch die „völlige Ruhe seines ganzen Körpers gefühlt" hatte. Und ebensowenig der berühmte deutsche Forscher, der nach einer einzigen Sitzung mit Willy Schneider erklärte, Taschenspielerei sei vollständig ausgeschlossen. Wie wohltuend wirkt dagegen das schlichte Bekenntnis des Münchner Psychologen, der zugab, er habe dem Medium zwar keinen Betrug nachweisen können, sei aber allerdings in Taschenspielerei vollkommen unerfahren und müsse sich darum eines abschließenden Urteils enthalten.

Zu den genannten Fehlerquellen treten auch die in die Augen springenden Mängel der Kontrolle. Aufschlußreich für die Mentalität der Teilnehmer ist in ihren Berichten und Protokollen, was sie in ihrer Naivität für eine ausreichende Kontrolle halten und was gleichzeitig dem Medium als Ermunterung dient, mit Leuchten der Wissenschaft sein Spiel zu treiben. Wahrhaft erheiternd wirkt in den im Jahre 1932 veröffentlichten „Bekenntnissen" des Mediums Kraus, wie es ihm gelang, Versuchsleiter und Beobachter hinters Licht zu führen. Und vom Medium Laßlo erfahren wir nach seiner Entlarvung, daß es ihm glückte, sein widerwärtiges „Teleplasma" außer in seiner unappetitlichsten Körperhöhle sogar in den Taschen von Kontrollpersonen zu verstecken. Schlimmer ist noch, daß, wie Laßlo in einem Kreuzverhör gestand, drei mit dem Versuchsleiter befreundete Teilnehmer, überzeugte Okkultisten, ein Maler, ein Arzt und ein Untersuchungsrichter (!), während anderthalb Jahren nicht nur Mitwisser seines Betruges waren, sondern sich sogar zu Helfershelfern dabei erniedrigten.

In dem okkultistischen Schrifttum begegnen uns freilich auch maßvolle, besonnene Berichte von Beobachtern, deren Verantwortlichkeitsgefühl sie davor bewahrt, ohne genügende Grundlagen abschließende Urteile abzugeben, meistens aber fehlt diese vorsichtige Zurückhaltung. Dazu kommt, daß dann die Verfasser okkultistischer Veröffentlichungen nach eigenem Ermessen nur eine Auswahl der Berichte und Protokolle vornahmen. Es ist aber nach vielen Erfahrungen durchaus nicht sicher, ob der Maßstab, nach welchem die Auswahl getroffen wurde, mit dem Maßstab übereinstimmt, den ein kritischerer Darsteller anlegen würde. Man darf darum dem Grafen Klinkowström, einem der besten Kenner dieses Gebiets, schon glauben, wenn er sagt, jeden, der nicht im Banne okkultistischer Ideen stehe, müsse das Studium des Schrifttums über den Mediumismus der letzten fünfzig Jahre außerordentlich skeptisch stimmen.

Der Vollständigkeit halber stelle ich fest, daß Universitäten und andere öffentliche Institute durchaus nicht, wie vielfach behauptet wurde, ablehnten, sich mit diesem Wissensgebiet zu befassen. Die Universitäten Wien, München, die Pariser Sorbonne, die psychologische Gesellschaft Berlin und die Londoner Society (ob noch andere, entzieht sich im Augenblick meiner Kenntnis) stellten sich zur Verfügung. Wien stellte eine Reihe von Versuchen an und entdeckte

Tricks. Die Münchener Versuche endeten, da die Anwendung strenger Methoden an der Widersetzlichkeit des Mediums und seines Protektors scheiterte, mit einem Fragezeichen. Der Sorbonne verweigerten sich die erbetenen Medien; Berlin untersuchte zahlreiche Medien, die sämtlich versagten. London beauftragte zunächst einen Vertreter, der an 17 Sitzungen in Paris, 4 in Braunau teilnahm, die vollständig negativ verliefen. Über das Ergebnis der 55 Sitzungen, die in London stattfanden, meldet der Bericht, „daß keine Phänomene deutlich paranormaler Art erhalten wurden".

Ich halte nicht für überflüssig, nochmals zu unterstreichen, daß ich die Frage, ob es mit derartiger, besonderer, noch unerkannter „okkulter" Begabung ausgestattete Menschen gibt, schon mit Rücksicht auf die unbestreitbaren Tatsachen des tierischen Magnetismus, der Suggestion und Hypnose, offenlasse. Ebenso will ich unentschieden lassen, ob es richtig ist, daß die überempfindlichen Medien, wenn sie die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften wirklich besitzen, nur unter den ihnen bekannten Bedingungen reagieren. Verhält es sich so, dann ist jedenfalls bis jetzt die Echtheit der Phänomene nicht bewiesen. Es stimmt jedoch wiederum nachdenklich, daß eine von mir vorgeschlagene Versuchsanordnung, die sich bemüht, zugleich der Exaktheit der Methode und der Empfindlichkeit der Medien gerecht zu werden, niemals zur Anwendung gebracht werden konnte, weil Medium und Versuchsleiter immer wieder auswichen.

GÜNTHER SAWATZKI

Der junge Kierkegaard

Zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages (5. Mai 1813)

Menschenleer und ungastlich ist Dänemarks „eiserne Küste“ an der Nordsee; mit ihren seichten Buchten, langen Dünenzügen und kärglichen Heiden streckt sie sich tief ins Binnenland hinein, und der Schall des Meeres dringt von Westen her über die Öde wie das wilde Bellen eines großen Hundes, weswegen die Nordsee bei den Dänen auch „Westerhund“ genannt wird. Auf einer dieser öden Heideflächen hütete im Jahre 1768 ein zwölfjähriger Knabe die Schafe. Seine Eltern waren bitterarm; er selbst, abgerissen und halb verhungert, wußte nicht, wohin sich retten vor schneidenden Winden, Regengüssen und Sonnenglut. Eines Tages empörte sich sein Herz, er stieg auf einen Stein, „hob Augen und Stimme zum Himmel und verfluchte Gott den Herrn, der, wenn er da wäre, es übers Herz bringen könnte, ein hilfloses und unglückliches Kind so leiden zu lassen, ohne ihm zu Hilfe zu kommen“. Aber es war, als hätte der Himmel den Fluch vernommen; von Stund an ging es unheimlich rasch aufwärts mit dem Knaben Mikael Pedersen Kierkegaard. Noch im selben Jahre holte ihn ein reicher Onkel zu sich nach Kopenhagen, bildete ihn in seinem Geschäft aus und richtete ihm schließlich einen einträglichen Strumpf- und Kolonialwarenhandel ein. Mikael Pedersen war zweimal verheiratet und bekam sieben hoffnungsvolle Kinder. Aber in allen Geschenken, mit denen ihn das Schicksal unverdient überschüttete, witterte er nur den Hohn des Himmels. Wollte Gott ihm nicht nur zeigen, daß er ihn keineswegs vergessen hatte? Und diesem hellhörigen Gotte hatte er geflucht — war das nicht jene „Sünde wider den Heiligen Geist“, die niemals vergeben werden kann?

Mikael Pedersen Kierkegaard führte ein frommes Leben von strenger Rechtlichkeit; er war ein angesehenes Mitglied der Kopenhagener Brüdergemeine. Seine Kinder erzog er in der Furcht Gottes. Sören berichtet später, daß ihn der Vater oft mit herzerschütternder Traurigkeit betrachtet und geseufzt hätte: „Armes Kind — du lebst in stiller Verzweiflung; nur weißt du es noch nicht.“ Frühzeitig wies er seine Kinder auf die finsteren qualvollen Seiten des Christentums hin, und sein Leben lang vergaß Sören nicht das Bild des bespienen, blutigen Erlösers am Kreuz, der doch „der liebreichste Mensch war, der je gelebt hatte“. In dieser bedrückend frommen Umwelt gedieh keine Kinderfröhlichkeit. Vielleicht war der kleine blasse sommersprossige Sören noch empfindlicher als seine Geschwister. Er war als siebentes und letztes Kind auf die Welt gekommen, am 5. Mai jenes Jahres 1813, das Dänemark den Staatsbankerott brachte; viele Leute verloren ihr ganzes Vermögen, aber Sörens Vater wurde dabei aus einem wohlhabenden ein reicher Mann.

Der zarte und schmächtige Knabe fiel in der Schule nicht auf; er wirkte gleichmäßig still und freudearm. Er hatte keinen Vertrauten, sprach nie von daheim, führte nie einen Kameraden in sein Elternhaus. Er half niemand und ließ sich von niemand helfen. In der Turnstunde war er der Schwächste; ein Sturz von einem Baum, den er beim Spiel als Zwölfjähriger erlitt, mag ihn mehr geschädigt haben, als man zunächst sehen konnte; in späteren Jahren hören wir, daß Kierkegaard „schief" gewesen sei, während es in seiner Jugend nur heißt, er wäre vorgeneigt gegangen. Seine Mitschüler und Lehrer erinnerten sich später, als er zur allgemeinen Verblüffung berühmt geworden war, daß er „immer auf der Flucht" gewesen sei. Sören hatte nämlich eine scharfe Zunge und konnte seine Kameraden mit geringschätzigen stachligen Bemerkungen und leichtfertiger Ironie bis aufs Blut reizen. Diese Neigung war unbezwinglich, obwohl er manchen Knuff dafür bezog. Er war mit herrnhuterischem Ernst gekleidet, trug einen zweischößigen Rock und wurde deshalb „Chorknabe" genannt. Übrigens war er keineswegs Musterschüler, niemals Primus. Nur im Lateinischen tat er sich bald hervor und durfte für einen kurzsichtigen Professor die Hefte korrigieren. Seine eigenen schriftlichen Ausarbeitungen galten für apart und sonderbar, niemals für vorbildlich. Noch als Fünfundzwanzigjähriger schrieb er, nachmals Dänemarks größter Sprachkünstler, ein Lateinisch-Dänisch mit verzwickten Partizipialkonstruktionen und verschachteltem Periodenbau. Im ganzen war er seinen Kameraden, wie einer von ihnen später ausgesagt hat, „ein Fremdling und ein Gegenstand des Mitleids".

Aber er wäre kein echter Däne gewesen, wenn er Mitleid widerstandslos ertragen hätte. Im dänischen Volkscharakter steckt ein verzweifelter Stolz, den schon im frühen Mittelalter ein Chronist bemerkt hat, denn er berichtet: bei den Dänen halte es jeder, der zum Tode verurteilt werde, für eine Ehrensache, heiter lächelnd zu sterben. Diese Selbstbeherrschung, die noch die äußerste Verzweiflung und den tiefsten Schmerz hinter einem ironisch-leichtfertigen Lächeln verbirgt, ist als das dänische „Grinet" (Grinsen) weltberühmt und erregt heute noch den fassungslosen Zorn der robusteren Norweger. Es ist die geistige Waffe des Machtlosen, der alles Leben bejaht – außer seinem eigenen. Und so bediente sich auch Sören, ohne daß er das jemals bemerkt hat, dieses tarnenden Lächelns seiner Nation: „Meine einzige Freude, beinahe soweit ich zurückdenken kann, war, daß niemand entdecken konnte, wie unglücklich ich mich fühlte." Das war seine „Rache an der Welt", er „verbarg seinen Kummer und seine Tränen, während sein Lachen alle unterhielt". Er war stolz darauf, wenn er einen Klagenden trösten konnte und der ihm sagte: „Ja, du hast's gut – du bist glücklich!"

Sein letztes Schulzeugnis gibt ihm die Quittung für soviel Verstellungskunst. Es heißt da: er sei zwar gut begabt, aber „in hohem Grade kindisch" gewesen, und hätte sich nie zwingen wollen, eine begonnene Sache ernsthaft zu verfolgen.

Weil der Vater es so wünschte, läßt sich Sören im Oktober 1830 an der Universität Kopenhagen als Student der Theologie einschreiben. Die Vorexamina legt er bald ab, dann aber dauert es über zwanzig Semester, bis er seine Staatsprüfung besteht. In einem Kreis lebenslustiger Kameraden versucht er zunächst

die versäumte Jugend nachzuholen. Er nimmt nun Gewohnheiten an, die ihn auch später nicht verließen. Stundenlang flanierte er durch die Straßen, beobachtend, die Menschen ansprechend und neckend, ein dänischer Peripatetiker; er saß viel in Cafés, Zeitungen lesend und heftig rauchend, ging in die Oper und besuchte politische Debattierklubs, er nahm an Ausflügen und Gelagen teil. Die übrige Zeit füllte er mit regelloser Lektüre aus; das Theologiestudium geriet mehr und mehr ins Hintertreffen. So versuchte er mit allen Mitteln, die Welt und wohl auch sich selber darüber zu täuschen, daß er anders sei als die andern — „beinahe in jeder körperlichen Beziehung ohne die Voraussetzungen, um für einen ganzen Menschen gelten zu können", und also zerrissen, schwermütig, seelenkrank, „tief innerlich verunglückt".

Allmählich beunruhigt es ihn, was aus ihm werden solle. In welchem Beruf kann er sich verstecken? Pfarrer will er nicht werden — er findet das Christentum grausam; auch müßte er, um der Wahrheit willen, dann sein „Ausnahmesein" offenbaren. Vielleicht fände er als Naturforscher Beruhigung? Er hätte sich da geschäftig immer neuen Eindrücken zuwenden können. Aber vieles deutet darauf hin, daß er keine unmittelbare Liebe zur Natur aufbringt; und was nützte es ihm auch, etwa als Forscher in Südamerika lebend, immer neue Tiere und Pflanzen zu benennen und doch „keinen Namen zu wissen für sich selber"? Eine Zeitlang spielte er mit dem Gedanken, Jurist zu werden. Als Anwalt hätte er sich in das Dasein eines anderen Menschen hineinversetzen können und dabei sozusagen „ein Surrogat für sein eigenes Leben bekommen". Er ist ja eine „Ausnahme" — aber das würde niemand merken, solange er sich mit anderen Ausnahmen der menschlichen Gesellschaft, mit Verbrechern „assoziierte". An den Schriftstellerberuf hat er noch nicht gedacht, denn „ein Schriftsteller muß ja immer etwas von seiner Persönlichkeit geben", und eben das will er ja damals nicht. Flüchtig denkt er auch daran, Schauspieler zu werden; dann hätte er sich täglich in einer anderen Rolle verkriechen und sein eigenes Leben darin verbergen können.

Zwischen seinem Körper und seiner Seele herrscht unaufhörlich Krieg; aber gerade das spannt seine Geisteskräfte aufs höchste an. Die Menschenwelt, nach der er sich sehnt, die Allgemeinheit, in der er doch untertauchen möchte, kann seinen geistigen Ansprüchen nicht genügen: „Es ist mir nie eingefallen, daß ein Mensch lebte, der mir überlegen wäre, oder daß gleichzeitig einer geboren werden könnte, der es würde", gesteht er unbefangen. Es genügt ihm nicht, zu reden, was alle reden, mitzumachen beim endlosen Wiederkäuen von Bildungsphrasen, einzustimmen in die „geistige Bauchrednerei", die damals in Kopenhagen Mode war. Diese Gegensätze versucht er, auf einsamer Sommerreise nach Jütland, in selbstkritischen Tagebuchaufzeichnungen auszugleichen. Dreiundzwanzig Jahre ist er nun alt und hat immer noch nicht das „Erdreich" gefunden, in das er hineingehört. Erkenntnisse und Erlebnisse sind ihm reichlich zuteil geworden; was ihm fehlt, ist „eine Idee, mit der er leben und sterben kann". Zwecklos wäre es, um sie zu finden, sich noch tiefer in den Strudel des Weltlebens hinabzustürzen. Er will in der Einsamkeit sich selber ergründen; er möchte sich zu unangreifbar

kräftiger Eigentümlichkeit ausbilden und dann erst in die Welt zurückkehren. Um in dem chaotischen Stimmengewirr allgemeinen Geschwätzes zu durchdenken, was er eigentlich tun soll, will er sich „drei Jahre Schweigen" auferlegen.

Aber in den Stürmen, die jetzt über ihn hereinbrechen, faßt der neue Anker zunächst keinen Grund. Heimkehrend aus der Sommerfrische findet Sören seinen Vater, dies scheu verehrte Vorbild christlicher Lebensführung, im Zusammenbruch schwerster religiöser Melancholie. Der alte Mann glaubte, daß der Knabenfluch gegen Gott, vor siebzig Jahren emporgeschleudert in den Himmel über der jütischen Heide, nun endlich vernichtend auf ihn zurückfiele. In den letzten drei Jahren hatte eine unheimliche Kette von Todesfällen sein Gemüt von aller Lebensfreude abgesperrt. Jetzt, 1835, waren von seinen sieben Kindern nur noch zwei Söhne am Leben, und auch sie sah er bedroht. Denn er glaubte fest, daß Gott ihn verurteilt habe, alle seine Angehörigen vor sich ins Grab sinken zu sehen. So hielt er es denn für seine schwere Liebespflicht, die beiden noch übrigen Kinder, namentlich den flatterhaften Sören, mit dem Troste der Religion zu beruhigen, sie gleichsam für ihr Ende zu „versehen", damit ihnen wenigstens das Jenseits „offen stünde, wenn sie auch alles in dieser Welt verlören".

Sören wehrt sich verzweifelt dagegen, als Todeskandidat betrachtet zu werden. Aber die Bußreden seines Vaters haben ja ein unwiderlegliches Argument: wies nicht seine Körperschwäche von Jugend an darauf hin, daß er zu frühem Erlöschen bestimmt sei? Er rafft sich mit allen Kräften empor; er möchte beweisen, daß er nicht anders ist als die andern, daß er nur seinen starken Willen einzusetzen brauchte, um „das Mißverhältnis zwischen dem Leiblichen und dem Geistigen" zu überbrücken. So stürzt er sich, von des Vaters Schwermut gedrängt, in „Sünde und Ausschweifungen". Die Folgen dieser erquälten Zügellosigkeit scheinen dem Vater recht zu geben, seine Leiden steigern sich bis zu „teilweisem Irrsinn". Aber noch immer will er niemand zeigen, wie es um ihn steht. „Ich komme aus einer Gesellschaft, wo ich die Seele war. Der Witz entströmte meinem Munde, alle lachten, bewunderten mich, aber ich ging — — — (die Gedankenstriche müßten so lang sein wie Radien der Erdbahn) — hin und wollte mich erschießen"... Wahrscheinlich hat ihn in dieser Krise des Jahres 1836 nur der Zuspruch seines einzigen Freundes Emil Boesen am Leben gehalten. Von seinem Vater wendet er sich gänzlich ab und gibt sogar aus Trotz das Theologiestudium auf.

Denn immer noch war das „Christwerden", das der Vater als letzte Rettung empfahl, ihm „zu schwer". Er verabscheute ja seit langem den furchtbaren Ernst, die „stickige Luft", die im Christenglauben herrsche. Er sträubt sich, zu glauben, daß durch seines Vaters Knabensünde sein eigenes Schicksal vorher entschieden sein solle. Er leugnet die Erbsünde und weigert sich, die abgründige Dämonie anzuerkennen, die darin lag, daß seines eigenen Vaters Seelenangst ihn selber in Sünde gestürzt hat. Des Vaters Verdacht hat ihn „verführt", und er setzt sich zur Wehr. Nach einem neuerlichen Todesfall in der Familie — nun starb auch noch seines älteren Bruders Frau — verläßt Sören im Unfrieden mit seinem Vater das Haus und zieht in eine eigene Wohnung (1. Sept. 1837).

Er hatte nun eingesehen, daß es ihm nicht vergönnt sei, wie ein gewöhnlicher Mensch „das Allgemeine zu verwirklichen"; so entschloß er sich denn, das Steuer ganz herumzuwerfen und sich zu einem ganz „ungemeinen", unverwechselbar eigentümlichen „extraordinären" Menschen emporzubilden. Planmäßig studiert er nun die großen Vorbildgestalten eigentümlicher Existenz, die ganz isoliert außerhalb der menschlichen Gemeinschaft standen. Faust, Don Juan, der Ewige Jude — alles Lieblingsthemen der deutschen Dichtung, die er eifrig liest — erscheinen ihm jetzt als die entscheidenden Ausformungen des isolierten Selbstseins. Er fühlt sich als den „Faust unserer Zeit"; aber er spürt bald, daß der faustische Erkenntniszweifel umschlagen muß in die kaltherzige Genußsucht Don Juans und daß diese übergehen muß in die verdammte Unrast, die sich im Ewigen Juden symbolisiert. Er sieht auf dem Grunde aller individuell-romantischen Eigentümlichkeit die Verzweiflung. Wohin soll nun sein Weg weiterführen?

Plötzlich, im Mai 1838, vierzehn Tage nach seinem 25. Geburtstag, durchflutet ihn ein religiöses Erlebnis. Er gesteht sich ein, daß keine noch so romantische Pose, keine ansehnlich überhöhte Sonderexistenz, seiner Seele Ruhe geben würde. Er erkennt, daß die größte und schwerste, aber auch die erhabenste „Ausnahme" in der Menschenwelt allein „der Wahre Christ" sei — und er entdeckt mit schaudernder Ehrfurcht, daß sein greiser schwermütiger Vater der einzige Wahre Christ ist, den es in der Umwelt gibt. Diese Erkenntnis erschüttert ihn wie ein „Erdbeben", aber ihr folgt eine „unaussprechliche Freude", unmotiviert wie der Ausbruch des Apostels: „Freuet euch und wiederum Freuet euch!" Das Christliche hat ihn eingeholt, und er ahnt, daß es ihn immer wieder einholen würde. Er versöhnt sich mit seinem Vater. Im Juli 1838 nimmt er sich vor, zu arbeiten, „um in ein weit innerlicheres Verhältnis zum Christentum zu kommen". Als sein Vater im August unvorhergesehen stirbt, hatte Sören schon die Verpflichtung übernommen, sein theologisches Studium zu beenden. Er hat das Gefühl, daß sein Vater sich für ihn geopfert habe, „damit, wenn möglich, doch noch etwas aus mir werden könne".

Aber die Examensarbeit belastet ihn mit wochenlangen Depressionen. „Das ganze Dasein ist mir verpestet, von der kleinsten Mücke bis zu den Geheimnissen der Inkarnation." Im Juli 1840 besteht er endlich die Prüfung. Er hat damit seines Vaters letzten Wunsch erfüllt; eine Reise nach Jütland besiegelt diesen Lebensabschnitt. Auf dem Friedhof von Saedding, dem Geburtsort seines Vaters, sinnt er darüber nach, ob seine irdische Bestimmung nun erfüllt sei. Der erste Schritt ins allgemeine Leben hinein ist ihm wider alles Hoffen geglückt — soll er nicht auch den zweiten wagen? Er hat ein schönes, seelenvolles Mädchen kennengelernt, Regine Olsen. „Du blinder Gott der Liebe — du, der ins Verborgene sieht — willst du mich offenbar machen?" Ahnungsvoll ermahnt er sich, ein Ideal nicht mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Doch am 10. September 1840 verlobt er sich. „Den zweiten Tag sah ich, daß ich fehlgegriffen hatte... Wenn ihre lebensfröhlichen Blicke den meinen begegneten, ging ich hinaus und weinte bitterlich..." In seinem Innern vernahm er „die richtende Stimme": „Du sollst sie fahren lassen!" Er geht, um nicht eine Instanz zu überspringen,

zu einem Arzt und fragt ihn, „ob jenes Mißverhältnis in meinem Bau zwischen dem Seelischen sich beheben ließe... Das hat er bezweifelt. Von dem Augenblick habe ich gewählt." Regine wollte ihn nicht freigeben. Sie sah nicht, daß er alle seine Widerstände gegen die Ehe im Religiösen verankerte, und er wiederum konnte ihr das nicht „direkt" mitteilen. Was nun geschah, hat er als den Versuch einer „indirekten Mitteilung" auffassen wollen. Er stellt sich, als liebe er sie nicht. Oft genug hat er sich ja geübt, sein Inneres unter einem entgegengesetzten Äußeren zu verbergen, es muß auch diesmal gehen. Regine fühlt, daß sie ihm nicht glauben darf. Er bekennt, daß es schwerer sei, ein junges Mädchen zu betrügen, als die ganze Welt zum Narren zu halten. Am 11. August 1840 schickt er ihr den Ring zurück mit den Worten: „Eine seidene Schnur zu schicken bedeutet im Osten Todesstrafe für den Empfänger, einen Ring zu schicken wird hier wohl Todesstrafe für den Absender werden." Aber erst im Oktober läßt sie ihn frei. Die Maske Don Juans, die er sich vorgenommen hat, spricht an seiner Statt die letzten Worte, als sie ihn fragt, ob er denn nie mehr heiraten wolle, antwortet er: „Doch, in zehn Jahren, da werde ich ein ganz junges Mädchen freien, um mich zu verjüngen."

Während dieser Zeit hat er seine Dissertation ausgearbeitet; ihr Thema, „Über den Begriff der Ironie", trifft so genau ein Zentralproblem dänischen Geistes, daß die schwerverständliche Schrift in ganz Kopenhagen Aufsehen erregt.

Vierzehn Tage nach dem Bruch mit Regine verläßt er Kopenhagen und geht nach Berlin. Er hört in Schellings Vorlesung das ersehnte Stichwort „Wirklichkeit" mit entscheidendem Gewicht vorgetragen – dann erlahmt sein Interesse. Im Elend der verzweifelten Einsamkeit vollendet er während des Winters in seiner Wohnung am Gendarmenmarkt, das erste große Werk: „Entweder – Oder", das den Verfasser mit einem Schlage berühmt macht. Den Verfasser – nicht Sören Kierkegaard. Denn fortan verbirgt er sich unter Pseudonymen. Er, der jahrelang um die Möglichkeit eines unverwechselbar eigenen Sprachausdrucks gerungen, der sich mit eiserner Energie gegen den Strudel des allgemeinen Geschwätzes aufrechterhielt, hat nun eine Stimme bekommen: „durchdringend wie des Lynkeus Blick, erschreckend wie der Giganten Seufzer, ausdauernd wie ein Naturlaut, mit einem Umfang vom tiefsten Baß bis zu den schmelzendsten Brusttönen, moduliert von dem heiligsachten Flüstern bis zur feuerspeienden Energie der Raserei". Er, der sich zu dichten scheute, weil er sich dabei hätte offenbaren müssen, kann nun, wo sein Leben in der Unsichtbarkeit des Religiösen eingemündet ist, sich rückerinnernd der Sprache der überwundenen eigenen Stadien bedienen, ohne sich selber dabei zu verraten: er kann singen wie ein Dichter – „ästhetisch", und darf auch klug-nüchtern daherreden wie ein Beamter – ethisch. Denn in dem religiösen Stadium, in das er jetzt eingetreten ist, sind ja alle früheren Möglichkeiten beschlossen, „aufgehoben". Endlich löst sich ihm das „Zungenband des Geistes", und wie eine langgehemmte Flut stürzt eine schriftstellerische Produktion hervor, die in wenigen Jahren sein Land erschüttert und die Welt zu erschüttern noch nicht aufgehört hat.

MAX VON MILLENKOVICH-MOROLD

Richard Wagner in Wien

Sommer 1832. Richard Wagner kommt zum ersten Male nach Wien. Auf einer Vergnügungsreise, die ihm sein Gönner, der polnische Graf Tyszkiewicz, ermöglicht. Der Neunzehnjährige fühlt sich als angehender Dichter und Musiker. In dieser Werdezeit besonders als Musiker. Denn das Dichten lernt sich mehr oder weniger von selbst, das musikalische Können muß mit heißer Mühe erarbeitet werden. Wagner hat in seiner Vaterstadt Leipzig beim Thomaskantor Theodor Weinlig die gründlichsten Studien gemacht und nebst anderen Stücken eine Ouvertüre zu Raupachs „König Enzio" geschrieben, die im Leipziger Stadttheater aufgeführt wird. Drei weitere schon aufgeführte Ouvertüren und eine noch unaufgeführte Sinfonie führt er in seinem Reisekoffer mit und hofft, in Wien oder auf der Rückreise in Prag etwas damit zu erreichen. Er bringt aber an beiden Orten nicht mehr zustande, als daß einiges davon in den Konservatoriumsproben durchgespielt wird. Sonst ist das Ergebnis seiner Fahrt ohne äußeren Erfolg. Innerlich dagegen fühlt er sich in Wien sehr bereichert. In der lebhaften, großen Stadt mit der schönen Umgebung wird er bald heimisch. In der Hofoper am Kärntner Tor hört er die berühmten Sänger Wild, Staudigl und Binder, noch mehr fesseln ihn die Zauberpossen im Theater an der Wien, und förmlich hingerissen wird er in den Sträußl-Sälen beim Theater in der Josephstadt von Johann Strauß (dem Älteren), dem dämonischen Walzergeiger, der außer seinen Tanzstücken hauptsächlich Potpourris aus „Zampa" spielt. Diese Oper wird sowohl in der Josephstadt als auch am Kärntner Tor gegeben und begeistert die Wiener. Für Wagner ist sie eher ein Greuel. Aber der junge Mann fühlt sich von allem doch nur angeregt, das bewegte Treiben in der Stadt und die freundlichen Umgangsformen ihrer Bewohner nehmen ihn so stark für sie ein, daß er nur ungern scheidet, nachdem ihm die Mittel ausgegangen sind und er bereits Schulden gemacht hat, an denen er noch als Dresdner Kapellmeister zu zahlen haben wird, und daß er zwei Jahre später eine neue Wiener Reise plant, die allerdings nicht zustande kommt. Seine Eindrücke sind gekennzeichnet in seiner Erzählung vom Jahre 1840: „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven". Dort heißt es: „Die etwas oberflächliche Sinnlichkeit der Wiener dünkte mich frische Lebenswärme, ihre leichtsinnige und nicht sehr unterscheidende Genußsucht galt mir für natürliche und offene Empfänglichkeit für das Schöne." Und wie zur Entschuldigung der mangelnden Unterscheidungsfähigkeit läßt er Beethoven sagen: „Die Wiener hören täglich zuviel schlechtes Zeug, als daß sie immer aufgelegt sein sollten, mit Ernst an etwas Ernstes zu gehen."

Sommer 1848. Was hat sich seither alles ereignet und was begibt sich eben jetzt in Wien! Wagner hat gleich nach dem ersten Wiener Aufenthalte seine Laufbahn als Kapellmeister angetreten, die freilich, tiefer gesehen, nur ein Miß-

verständnis ist, und dennoch, ganz tief gesehen, die unvermeidliche Voraussetzung für sein Werk und die Erfüllung seiner Lebensziele. Bis nun hat er, unter außerordentlichen Abenteuern, die ihn nach Riga und von dort in das heißersehnte Paris führten, wo er bittere Not litt und wo das Heimweh nach Deutschland mit nicht mehr zu bändigender Kraft von ihm Besitz ergriff, eigentlich alles erreicht, was er wünschen und verlangen konnte: durch die Dresdner Aufführung seines „Rienzi" wurde er mit einem Schlage ein berühmter Mann, auch sein „Holländer" und sein „Tannhäuser" wurden in Dresden aufgeführt, er selbst wurde dort königlicher Kapellmeister. Mit dreißig Jahren hat er einen Namen, einen Rang und einen Erwerb, um die ihn viele Ältere, ehrlich Ringende beneiden müssen. Aber er ist nicht zufrieden. Er will die Kunst, nicht den Betrieb; das Große, nicht das Kümmerliche, das trotz allem Streben nach Glanz und Effekt im Hoftheater vorherrscht; er sieht den Dienst, dem er eingegliedert ist, durchsetzt von kalter Würde und dünkelhafter Unwissenheit, von einer starren, unvernünftigen Überlieferung, die mit einer unberechenbaren, geistlosen Willkür in den rein künstlerischen Fragen abwechselt. Die höheren Regungen der Künstler und Mitarbeiter werden dadurch ertötet, „frivole Interessen" machen sich geltend, „ein lächerlich steifer bürokratischer Apparat" hält das Ganze zusammen. Ihm gelingt es weder, die Meister der Vergangenheit so treu und wirksam zur Geltung zu bringen, wie es seinem Drang entspricht, noch findet er genug Teilnahme und Verständnis, um seinen eigenen Werken eine klare und überzeugende Darstellung zu sichern. Sein „Lohengrin", mit dem er Neuland beschritten, eine neue Kunstform erobert hat, wird geringschätzig beiseitegeschoben. Dresden aber ist nur ein Beispiel für die allgemeinen Zustände. Was das Leben der Kunst schuldig bleibt, das kommt von den zerrütteten und verrotteten Verhältnissen in Staat und Gesellschaft. Wagner wünscht und erwartet eine durchgreifende völkische Erneuerung, die allein den rechten Boden für die echte Kunst und ihre volkstümlichen Wirkungen gewinnen ließe. Er begegnet sich da mit der revolutionären Bewegung in ganz Europa, für die allerdings die Kunst kaum in Betracht kommt.

Richard Wagner. Wiener Aufnahme von 1862

Aber er erhofft sich etwas von der Revolution, er wird vorübergehend zum Politiker, er macht sich als solcher bemerkbar und — mißliebig. Ein Urlaub soll die aufgeregten Gemüter beschwichtigen. Er verbringt ihn in Wien, dessen Hoftheater ihm in bester Erinnerung ist, wo er Freunde und Anhänger hat, die ihn tätig fördern könnten.

Er gerät hier mitten hinein in die fieberhafte Erregung nach dem Sturze Metternichs und Pillersdorfs. Ganz Wien ist „radikal" und „national" geworden, Bürger und Studenten, Offiziere und Arbeiter beteiligen sich gemeinsam an festlichen Umzügen, alles ist mit den deutschen Farben geschmückt, und heller Jubel herrscht in den Straßen. Das „gemütliche" Wiener Leben geht trotzdem weiter. Die Schönheiten der Stadt und der Umgebung wirken auf den Künstler in diesen dramatisch gesteigerten Tagen doppelt reizvoll und verführerisch. Aber er läßt sich diesmal nicht zu sorglosem Genusse hinreißen. Er will den Plan zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters, den er schon für das Königreich Sachsen ausgearbeitet hat, womöglich in Wien verwirklichen. Er paßt ihn den Wiener Gegebenheiten an und meint, daß die fünf „sich elend dahinschleppenden" Theater Wiens durch eine „Föderativverfassung" zu gemeinsamer fruchtbarer Tätigkeit gelangen könnten. Dichter und Musiker erwärmen sich für seine Gedanken, auch das Unterrichtsministerium wird auf ihn aufmerksam, es ist sogar davon die Rede, daß er die Leitung der Wiener Oper übernehmen soll. Aber nach acht oder vierzehn Tagen sieht er ein, daß weder die Zeit noch der Ort seinen Absichten günstig sind. Der bedeutendste Wiener, den er aufsucht, Grillparzer, hat für diese überhaupt kein Verständnis; bei den anderen ist doch alles nur Strohfeuer und zum Teil grobes Mißverständnis; die in Wien zutage tretenden politischen Meinungen sind von unglaublicher Seichtigkeit; die Wiener haben auch diesmal zu wenig Ernst. Während Wagner, wie sein späterer Hauptgegner Hanslick berichtet, von dem Siege der Revolution „eine vollständige Wiedergeburt der Kunst, der Gesellschaft, der Religion, ein neues Theater, eine neue Musik" erwartet. Persönlich angeregt und durch manche ihm erwiesene Ehrung wohltätig erfrischt, kehrt Wagner dennoch unverrichteterdinge nach Dresden zurück, wo er aber den Kampf nicht aufgibt, wo er erst recht das Bestehende ablehnt, wo endlich das Dresdner Sturmjahr 1849 ihn verhängnisvoll mitreißt. Steckbrieflich verfolgt, flüchtet er in die Schweiz.

Sommer 1861. Zum dritten Male weilt Wagner in Wien, und vorerst als Sieger. In der Schweizer Verbannung, fern allen Hof- und Stadttheatern des sehr bald zahm gewordenen, nicht wiedergeborenen Deutschland, ohne Rücksicht auf praktische Möglichkeiten, aber aus dem gewaltigen Heimweh, das im Auslande von neuem seine Muse geworden, erwuchs ihm das urdeutsche Weltgedicht vom Ring des Nibelungen mit einer neuartigen, unerhörten Musik, für die es kein Vorbild und keine passende Bühne gab. Das vorhandene Theater war aber vom Künstler schon weitgehend erobert worden, und die Notwendigkeit, sich auch da siegreich zu behaupten und den einmal gewonnenen Ruhm nicht verkümmern zu lassen, führte zur Unterbrechung der Arbeit am „Ring" und zur Inangriff-

nahme eines kleineren, „leichteren", in Wahrheit unendlich schwierigen Werkes: „Tristan und Isolde". Als dieses vollendet war, schlug die Stunde der Rückkehr ins Vaterland. Seit einem Jahre darf Wagner wieder deutschen Boden betreten. Nun ist er in Wien, um zum ersten Male seinen „Lohengrin" zu hören und bei dieser Gelegenheit willige und geeignete Kräfte ausfindig zu machen für die in Karlsruhe geplante Uraufführung des „Tristan". Vom Wiener Erfolge des „Lohengrin" sind ihm Wunderdinge berichtet worden. Und sie bewahrheiten sich. Er ist überwältigt vom Werk, von der Darstellung und vom Jubel, mit dem er im Theater begrüßt wird. Er hat das Gefühl, daß nur hier, nicht in Karlsruhe der „Tristan" Aussicht hätte, in einer stilgerechten und eindrucksvollen Darbietung wirklich verstanden zu werden. An aufmunterndem Entgegenkommen fehlt es nicht, man ist scheinbar hochgeehrt, daß Wagner die Wiener Oper jedem anderen Theater vorzieht, und so läßt er sich in ernste Unterhandlungen ein, kehrt auch in diesem und in den nächsten Jahren mehrmals nach Wien zurück, wählt endlich den Vorort Penzing nächst Schönbrunn zu seinem dauernden Aufenthalt. Die nähere und fernere Umgebung der Stadt wirkt wohltätig auf sein Gemüt, der Verkehr mit bedeutenden Künstlern und treu ergebenen Freunden wie Peter Cornelius, Josef Hellmesberger und Josef Standhartner oder mit dem außerordentlich fähigen Kapellmeister der Hofoper, Heinrich Esser (der allerdings nicht sein Freund ist), belebt und erfrischt ihn, und in Wien entsteht, trotz seiner unsicheren Lage, trotz der quälenden Unruhe, die alsbald mit dem „Tristan" verknüpft ist, ein neues, nur den wonnigsten Seelenfrieden verkündendes Werk, ein aus der Tiefe des Herzens dringender Gruß an das wiedergewonnene Deutschland, „Die Meistersinger", gesegnet von den guten Geistern der Stadt und des Wiener Waldes, bei aller Wucht und Macht so innig-heiter und liebenswürdig, daß es unter den gewaltigen Schöpfungen des kühnen und strengen Meisters gewiß das — wienerischeste ist.

Der „Tristan" aber wird zur Quelle ungeahnter Pein. So schändlich und schäbig ist Wagner überhaupt noch nicht behandelt worden. Was nur je an Saumseligkeit, Unverläßlichkeit und vorsätzlicher Untreue gegen einen Künstler ver-

Alois Ander als Lohengrin

schworen war, das tut sich jetzt zusammen mit der oft so trügerischen und verhängnisvollen Wiener „Gemütlichkeit", um ihn abwechselnd einzulullen und aufzuschrecken, um ihn zu fangen, zu fesseln, auf die Folter zu spannen und dann hohnlächelnd zurückzuweisen. Alois Ander, der beste Lohengrin, einer der vornehmsten Darsteller, der aber den Keim des geistigen Verfalles in sich trägt, beginnt just in dem Augenblicke seine Stimme und seine Willenskraft einzubüßen, als er sich mit den ungewohnten, in gewissem Sinne unerhörten Anforderungen der Tristan-Rolle vertraut machen soll. Er hat nicht den Mut und die Kraft, ehrlich nein zu sagen, er sagt immer wieder ja und wird immer wieder zaghaft und gleichgültig. Ein brauchbarer Ersatz ist nicht vorhanden, die Theaterverwaltung ist auch gar nicht bemüht, einen solchen zu finden. Hanslick schürt und hetzt offen, Esser arbeitet im geheimen gegen Wagner. Fast zwei Jahre ziehen sich die Dinge hin. Nach 77 Proben, wie eine sagenhafte Chronik behauptet, ist der „Tristan" für Wien begraben. Damit sind auch andere Möglichkeiten versäumt oder vereitelt. Wagner hat viel kostbare Zeit verloren und seinem neuen Werke eher geschadet als genützt. Aber er lebt jetzt nur im neuesten, in den „Meistersingern". Das soll ihm nun in Wien gedeihen.

Doch die Stille und Ungestörtheit, die er seit Jahren vergebens sucht, sie wird ihm auch hier nicht zuteil. Wagner muß für seinen Unterhalt sorgen. Er gibt Konzerte in Wien, Prag, Pest, in Karlsruhe und Breslau, in Petersburg und Moskau; Konzerte, in denen zum ersten Male Bruchstücke aus dem „Ring", aus „Tristan und Isolde" und aus den „Meistersingern" zu hören sind; Konzerte, in denen er als Orchesterleiter hinreißend wirkt und die großes Aufsehen machen, die auch zum Teil (aber nur zum Teil) schöne Einnahmen bringen und die er dennoch nur als Last empfindet und die seinem Dasein keinen Halt verleihen. Er gibt mehr aus, als er einnimmt, er hat nicht wie einst in Paris die Fähigkeit, in Not und Elend Herrliches zu schaffen, er bedarf des äußeren Behagens, eines sorglosen Alltags, um das in vollendeter Weise gestalten zu können, wozu sein Geist ihn antreibt. Dabei locken und täuschen ihn immer neue Angebote. Ein nüchterner Geschäftsmann ist er nie gewesen, sein unbesieglicher Glaube an die baldige Erlösung aus allen Wirren macht ihn leichtsinnig und verschwenderisch, die Gewißheit, daß er mit seinen Werken der Welt viel mehr gibt, als sie ihm jemals zu bieten vermöchte, ist eigentlich eine klare Rechnung, aber diese Rechnung wird vorläufig noch nicht anerkannt. Das „grenzenlose Unglück", das ihm die Liebe zu Cosima von Bülow bereitet, erhöht die Überspannung seiner Nerven. Er wirtschaftet von einen Tag auf den anderen, beschafft sich Geld, wo und wie es eben möglich ist, gerät in Wuchererhände, wird schamlos ausgebeutet, und wie vordem Riga, Dresden, Zürich, so muß er Ende März 1864, um dem Schuldarrest zu entgehen, auch Wien fluchtartig verlassen — abermals vertrieben, ohne Heimstatt, ohne Bürgschaft einer besseren Zukunft.

Diese Wiener Jahre, an die man stets zuerst und zuletzt denken muß, wenn von Wagners Beziehungen zu Wien die Rede ist, sind ein Beweis für die ungeheure geistige und seelische Widerstandskraft des bereits Fünfzigjährigen. Die Aufregungen und Enttäuschungen seines Lebens nehmen kein Ende, es drohen

ungeahnte Verwicklungen, aber wer die Dichtung der „Meistersinger" liest, wer die in Wien geschriebenen Teile der Partitur erklingen hört, der spürt nichts von einer persönlichen Tragik des Mannes, der so dichten und komponieren kann, und wer seine Schriften zur Hand nimmt, der findet zwei der schönsten und gehaltvollsten Aufsätze, die in Wien verfaßt sind. Der eine ist auch für Wien bestimmt, die Schrift „Das Wiener Hofoperntheater", ein Musterbeispiel sachkundiger Beratung für eine nach wahrhaft künstlerischen Grundsätzen geleitete

Nikolaus Oesterlein

Bühne und zugleich ein begeistertes Loblied auf Wiener Musik und Theater, auf den wahren Ernst, dessen auch der Wiener fähig ist, wenn er seine reiche Kunstbegabung natürlich-ungehemmt entfalten kann. Der andere ist das an alle deutschen Kunstfreunde gerichtete Vorwort zum „Ring des Nibelungen", das den Festspielgedanken, der mit dem Werk unzertrennlich verbunden ist, zum ersten Male breit und ausführlich darlegt. Wagner meint aber auch, daß die Mittel zu solchen Spielen, wie er sie im Sinne trägt, durch einen Fürsten zu beschaffen wären, der den Mut hätte, dieselbe Summe, die jahraus jahrein für eine zweifelhafte Kunstpflege ausgegeben wird, einmal einem großen, volkhaften Zwecke zuzuwenden. „Wird dieser Fürst sich finden?" Diese schicksalbange Frage, die zugleich einen seherischen Blick in die nächste Zukunft bedeutet, stellt Wagner in Wien.

Kaum hat Wagner Wien verlassen, so ist der Fürst gefunden. Anfang Mai 1864 beruft Ludwig II. von Bayern den Künstler zu sich und räumt ihm alle Möglichkeiten ein, um die Wiener Schulden zu bezahlen, in Ruhe zu schaffen und die Werke aufzuführen. Wenn Wagner bald wieder in Wien auftaucht, so geschieht es nur, um seine Verbindlichkeiten zu ordnen und noch einiges von seinem verpfändeten Hausrat zu sichern. Dann hat er Wien für eine Weile vergessen. Der „Tristan" und die „Meistersinger" erleben in München ihre

Richard Wagner. Wiener Aufnahme von 1873

Photos aus der Sammlung C. Danhelovsky, Wien, freundlichst zur Verfügung gestellt.

glanzvolle Uraufführung. Auch die Festspiele werden mit Hilfe des Königs aus einem Gedanken zur Wirklichkeit. In Bayreuth wird 1872 der Grundstein zum Festspielhause gelegt. Doch der König ist bloß Helfer. Die ganze Wagner-Gemeinde soll mitbeitragen zum Werden und Gelingen des gewaltigen Unternehmens. Wagner gibt wieder Konzerte, deren Erträgnis aber nicht ihm persönlich, sondern nur den Festspielen zugute kommt. Das führt ihn in den 70er Jahren öfter nach Wien zurück. Mit ihm kommt seine Gattin und verstehende Gefährtin: Cosima von Bülow ist Cosima Wagner geworden. Die Wiener Konzerte sind besonders erfolgreich. Von den Philharmonikern ist Wagner ehrlich begeistert, das Wiener Publikum so empfänglich und dankbar wie kein anderes. Wagner nimmt auch in der Wiener Oper an einer Neueinstudierung des „Tannhäuser" und

des „Lohengrin" teil und leitet selbst eine „Lohengrin"-Aufführung zum Besten des Opernchores, der den Philharmonikern gleichwertig ist. Am nächsten Tage – Anfang März 1876 – verläßt Wagner die Stadt, die ihm so viel Freud und Leid gebracht, mit dem Vorsatze, sie nicht mehr wiederzusehen. Die Führung der Oper, die Theaterverhältnisse haben ihn nicht befriedigt. Seine Mitarbeit, die zum Teil vergeblich war, hat ihn von neuem darüber belehrt, daß der tägliche und den verschiedenartigsten Bedürfnissen dienende Betrieb auch unter den günstigsten Voraussetzungen meist gedankenlose Arbeit liefert, die dem Großen und dem Ungewohnten nicht gerecht wird. Noch mehr aber verdroß ihn das Verhalten der Wiener Presse. Für ihn gibt es fortan nur mehr Festspiele, in denen alles einem Willen untergeordnet ist und die Kunst allein herrscht und die Juden nichts dreinzureden haben. Mit dem „Ring" und dem „Parsifal" 1876 und 1882 gibt er in Bayreuth die hehren Beispiele einer wahren Volkskunst edelster deutscher Art. Seine Gattin wird die Spiele erhalten und weiterführen und Bayreuth für alle Zeiten festigen.

An der Bayreuther Arbeit beteiligt sich Deutschland. Wien bleibt nicht im Hintergrunde. Wiener Künstler, Sänger und Musiker, sind Jahrzehnte hindurch treue Stützen der Bayreuther Gesamtkunst. Der Wiener Wagner-Verein wirkt vorbildlich im Sinne der Kunstlehre und der Weltanschauung des Meisters. Hans Richter, der Bayreuther Dirigent von 1876, ist der Statthalter Wagners in Wien. Aber die Verbindung Wien–Bayreuth wird dadurch kaum gelockert. Auch der Gedanke eines Wiener Wagner-Denkmals ist lebendig und reift allmählich der Verwirklichung entgegen. Und es ist zu wenig bekannt, daß das Wagner-Museum in Eisenach, eine Grundlage der Wagner-Forschung, die Schöpfung eines Urwieners ist, des glühenden Wagnerianers Nikolaus Österlein. Sein vierbändiger „Katalog einer Richard-Wagner-Bibliothek", die ebenso gewissenhafte als lebendige Beschreibung der von ihm zustande gebrachten Sammlung, die dann von der Stadt Eisenach erworben wurde, ist ein unentbehrliches Handbuch in jeder Musikbücherei. Österlein war aber kein Gelehrter, nur ein schlichter Mann aus dem Volke. Das Verständnis der Wiener für den Bayreuther Meister war immer verwurzelt in der ursprünglichen Wiener Kunstbegabung. Wagners Beethoven hat recht: Die Wiener sind stets aufgelegt, mit Ernst an etwas Ernstes zu gehen, wenn ihnen das Beste geboten wird.

Rundschau

Unklare Verhältnisse. Die Nadel, die im politischen Manometer die Stärke des Druckes angibt, zeigt weite Ausschläge um den roten Gefahrenstrich; bald entfernt von ihm: Entspannung, bald ganz nah: Spannung. Die Ereignisse der Berichtszeit kann man danach einordnen: die Wahlen in Großdeutschland mit dem erwarteten Ergebnis, die die Anerkennung der geschaffenen Tatsachen besiegelten; erfolgreicher Abschluß der englisch-italienischen Verhandlungen; in Frankreich das Kabinett Daladier mit vielversprechendem Start, das unter für Frankreich günstigem Stern in London sehr weitgreifende Verhandlungen führt und mit Italien in Besprechungen eintreten wird; weitere Erfolge Francos, zeitweise sich versteifender Widerstand seiner Gegner; ernste Schwierigkeiten der Japaner in China; Fortschreiten der militärischen Entmannung Sowjetrußlands durch Beseitigung und Verhaften von Offizieren in hohen Stellen; unterdrückter Putschversuch in Rumänien; klare Ankündigung der sudetendeutschen Forderungen. Die politischen Wetterpropheten haben reichlich Stoff und viele Möglichkeiten. Wo bleibt die Nadel stehen?

Michaelskreise. In einer durch ihre Kühnheit und Paradoxie reizvollen Bemerkung der „Fröhlichen Wissenschaft" sagt Nietzsche: „Der größte Fortschritt der Massen war bis jetzt der Religionskrieg: denn er beweist, daß die Masse angefangen hat, Begriffe mit Ehrfurcht zu behandeln ... so daß selbst der Pöbel spitzfindig wird und Kleinigkeiten wichtig nimmt, ja es für möglich hält, daß das ewige Heil der Seele an den kleinen Unterschieden der Begriffe hänge." Die Bemerkung übersieht freilich (und dies bewußt), daß „Begriffe" und Begriffsunterschiede nur „klein", unwichtig sind, solange man die Wichtigkeiten der menschlichen Existenz auf der naturhaften Lebensebene sieht. Darüber aber — und wer ginge nicht täglich, stündlich über sie hinaus — ist der Begriff das „Wesen aller Dinge" für jedes menschliche Denken, auch wenn es niemals etwas von Hegelscher oder sonstiger idealistischer Philosophie vernommen hat. Denn Begriffe leben nicht nur in dem, was wir eigentlich Denken, Nachdenken nennen; sie sind auch zugleich in einer Umkehr des Augenscheins sozusagen der „Leib" unserer Taten und Handlungen, aus dem diese „emanieren", wie umgekehrt wiederum das Denken vom natürlichen Leibleben gespeist wird. Die richtige Kausalität dieser Zusammenhänge wird nun nirgends besser verdeutlicht als eben am „Tatleben" in seiner reinsten, erklärtesten Prägung: im Menschen als Kämpfer, Krieger, Soldat. Man kann es zugespitzt so ausdrücken: kein Gewehr läßt sich abschießen, keine Handgranate lösen, ohne daß letzte „Begriffe" des betreffenden handelnden Menschen die Zündung einleiteten. Wenn das gewöhnliche Menschenleben über weite Strecken ohne entschlossene Klärung seiner moralischen, religiösen, weltanschaulichen Gestalt auszukommen vermag, dann ist der Krieger und Soldat in jedem höheren, stärkeren Sinne ohne einen „Glauben" schlechterdings nicht möglich. Die gegenwärtige Krise und Konfliktfülle unseres Glaubenslebens bietet nun „das" Material für eine Erläuterung dieser Zusammenhänge. Die Vorwürfe gegen das Christentum

zentrieren sich immer wieder in dem Argument, das bereits die Nietzschesche Polemik bestimmte: der christliche Glaube hindere die Tat, fessele die Kraft des starken Lebens, neutralisiere die kriegerischen Instinkte; er sei zuletzt vom „Weibe" im Menschen erfunden und getragen. Gegen den Ernst dieser Vorwürfe wird wohl immer zunächst geschichtlich geantwortet werden müssen, und die Gelegenheit spielt uns zur Zeit ein Buch in die Hände, das in dieser Hinsicht eine verdienstliche Antwort bringt: Hermann Sauer, Abendländische Entscheidung. Arischer Mythus und christliche Wirklichkeit" (J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig). Der interessanteste Gedanke dieses umfangreichen, ebenso gelehrten wie lebendigen Werkes scheint uns die Herausarbeitung der vom Verfasser so benannten „Michaelskreise" zu sein. St. Michael ist ja in der christlichen Angelologie der Krieger unter den Erzengeln. Michaelskreise sind demgemäß die Perioden der christlichen Geschichte, in denen die Entscheidungen auch für den Glauben vom Schwerte abhingen, während die typischen Michaelsvölker in der Geschichte des Christentums die Grenzen seiner Welt öfter gegen den Ansturm des Widerchristen zu verteidigen hatten und haben, vor allem also die Spanier im Süden, die Deutschen, das eigentliche „Michels"-Volk im Osten. Ein Blick auf den heutigen „Osten" zeigt uns nun, daß vielleicht wiederum eine Michaelszeit vor der Tür steht; eine Zeit, in der die entschlossene antichristliche Gestalt des östlichen Widersachers, wenn sie wahrhaft bezwungen werden soll, auch in uns den Engel mit dem Schwerte lebendig machen muß. „Wo große Wunder geschehen sollen, so wird Sankt Michael ausgesandt", heißt es in der „Legenda aurea" des 13. Jahrhunderts, und der Verfasser des obigen Buches fügt hinzu, daß immer „Kriegsereignisse die geistige Grundlage nordischen, christlichen Mannestums geschaffen haben". Dieses aber nun nicht in faulem Kompromiß zwischen heidnischer, heroischer Blutsanlage und Geistesartung auf der einen Seite, innerlich unwahrem, nur angenommenem Christentum auf der anderen Seite, sondern in einer beiderseitigen sich steigernden Erfüllung des Menschenwesens wie des geschichtlichen Volkstums. So hat noch der „Geist von Potsdam" genau wie der der Ordensritter oder des ersten Heinrich ausdrücklich ein Kriegertum gemeint, das den Gottesfrieden, die mittelalterliche „Treuga dei" als obersten, Diesseits und Jenseits verschränkenden Ordnungsbegriff bekannte. Von hier aus findet sich dann aber auch eine weiterreichende, nicht mehr nur geschichtlich gestützte Antwort auf die Einwände gegen den christlichen „Quietismus", die sogenannte christliche Knochenerweichung der Seele: nötiger als das Christentum die Bestätigung durch diese oder jene Haltungen und Existenzweisen des geschichtlichen Menschen hat, hat umgekehrt gerade die stärkste Form der Weltbejahung, die kämpferische Lebenshaltung in Sieg oder Niederlage, die Kraft und die Ausrichtung auf eine mehr als natürliche Seinsordnung, wovon nicht zuletzt der „alte Soldat", der das „Erlebnis des Krieges" hinter sich, nicht vor sich hat, immer wieder das ernsteste Lied zu singen weiß.

Cornelius Gurlitt †. Er gehörte in die letzte Generation der großen Kunsthistoriker, die den Grund zu schaffen, das Material zusammenzutragen hatte, auf

dem die Späteren dann die Detailarbeit leisten konnten. Die Heutigen können sich den Zustand der Zeit vor Dehio, Bezoldt, Gurlitt, Lübke gar nicht mehr vorstellen, so sehr ist das, was diese Männer geleistet haben, selbstverständliche Voraussetzung für alle geworden. Gurlitt hatte bereits vor fünfzig Jahren, Ende der 80er Jahre, eine Arbeit geleistet, die als Lebenswerk hingereicht hätte — als er, ein Mann Ende der Dreißig, seine große Geschichte des Barockstils und des Rokoko herausbrachte. Diesem Werk ist es in der Hauptsache zu danken, wenn der Barock heute gleichwertig neben den großen Stilepochen der älteren Vergangenheit steht, während er bis dahin als Verirrung und Entartung behandelt wurde. Gurlitt ging mit der ganzen Unbefangenheit des Mannes, der von der Praxis, nicht von der Theorie herkommt, an die Betrachtung und Bewertung der historischen Denkmäler: er sah wie Dehio zuerst das Bauwerk, dann das Gebilde der Kunst, und das bekam auch der Kunst ausgezeichnet. Er entdeckte als erster die Grundrißreize der wunderbaren Kirchen des süddeutschen Barock — den noch die romantische Zeit der Reißbrettgotik so verachtet hatte, daß in Bamberg nicht nur die vielen hundert Barockaltäre des Doms als Brennholz verkauft, sondern auch die Barockausstattung des herrlichen Böttingerhauses in alle Winde zerstreut werden konnte. Cornelius Gurlitt brachte den Wandel, um sich dann mit der gleichen Energie und Unbefangenheit anderen Aufgaben zuzuwenden. Er schrieb seine Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts, die wohl das unhistorischste Buch des saeculum historicum und doch ein Dokument eines sehr besonderen Menschen ist; er schrieb im Krieg das große Werk über die sächsischen Bauten Polens und nach dem Krieg das Buch über August den Starken, mit dem er es auch mit den Historikern verdarb. Daneben las er Kolleg um Kolleg an der Dresdner Technischen Hochschule, raufte mit Karl Schaefer, dessen Ausbau des Ott-Heinrich-Baus und des Meißner Doms er zornig bekämpfte, und setzte sich für einen modernen Städtebau ein: er war lange führender Mann im Bund Deutscher Architekten und zog sich erst in einem Alter in die Stille zurück, in dem andere längst aufgehört haben. Er war einer der Repräsentanten jener vitalen Zeit des zweiten Kaiserreichs, die selbst einmal als ein später Ausklang des Barock in die Geschichte eingehen wird.

Religiöse Erneuerung in Rußland. Rußland zählt jetzt zwanzig Jahre Glaubensverfolgung ohnegleichen, gestützt auf Verbannung und Hinrichtung, auf allgemeine Enteignung und kommunistisches Arbeitgebermonopol, bekräftigt durch Kirchensprengung und systematische Gotteslästerung ... Und die Folge davon: eine gewaltige Belebung, eine wahre Erneuerung des Glaubens ist jetzt im Gange — im ganzen ein hochbedeutsames, oft erschütterndes Lebensbild! — Stützen wir uns nur auf amtliche Sowjetquellen und sammeln die Einzelheiten ... Im Januar 1937 wurde eine allgemeine Volkszählung durchgeführt. Die Ergebnisse fielen so unbefriedigend für die Regierung aus, daß die ganze Volkszählung öffentlich diskreditiert wurde und die Zahlen unterdrückt blieben. Nach und nach kam dennoch einiges hervor. Anstatt des endgültigen Triumphs der Gottlosigkeit mußte man feststellen, daß rund zwei Drittel der Gesamtzahl der Dorfbewohner (also etwa

80 Millionen Menschen von 120 Millionen) und ein Drittel der vorhandenen Städter (etwa 13 Millionen von 40 Millionen) den Mut gefunden haben, sich als „gläubig" einzutragen, trotz aller Drohungen und Gefahren. Und wie viele von den übrigen haben nur den Mut dazu nicht aufgebracht? Über 30000 religiöse Gemeinden sind jetzt eingetragen; und die Sowjetzeitungen klagen andauernd über weitere geheime, kirchenlose und priesterlose — Gemeinden. Jede eingetragene Gemeinde zählt mindestens 20 aktive, verantwortliche Mitglieder: „die leitende Oberschicht — rund eine Million Menschen", heißt es amtlich. Höchst beunruhigt zieht die Sowjetregierung den Schluß: „die Religion stirbt nicht ab..." Die sogenannten „sozialen Wurzeln" des Glaubens (d. h. der Kapitalismus, das Privateigentum, der reiche und selbständige Klerus) sind ausgemerzt, und der Glaube behauptet sich im Lande. Man stellt fest, daß die jüngere Generation (geboren nach 1910), die eigentlich die vorrevolutionäre Lebensordnung gar nicht mehr kennt, anstatt gottlos zu werden, immer mehr zum Glauben neigt. Die Kinder werden getauft (oft im geheimen); die Schüler tragen unter den Kleidern kleine Taufkreuze und besuchen die Kirche; Studenten singen im Kirchenchor; Jungkommunisten beteiligen sich an Kirchenriten und spenden für Kirchenbau. Man sieht zuweilen Kirchen voll von Jugendlichen (nicht über 30 Jahre). In Gefängnissen und in Konzentrationslagern, wo über 150 eingekerkerte Bischöfe schmachten, werden insgeheim neue Priester ausgebildet und ordiniert. Ohne feste Gemeinde durchziehen sie dann in Lumpen das große Land, unerkannt von Feinden, für Gläubige gut zu erkennen. Das sind „Schuster", „Töpfer", „Ofensetzer", die tatsächlich ihren Beruf kennen und darüber hinaus ordinierte Priester und Prediger sind. In jedem Wald, in jeder Schlucht gibt es einen Stein, wo die Messe zelebriert werden kann. Jedes Bauernhaus kann in wenigen Minuten in ein kleines, provisorisches Gebetshaus umgewandelt werden. In jeder Wohnung kann man die Taufe flüsternd verrichten; an jedem Siechbett kann das Abendmahl gereicht werden. Das alles ist verboten — und geschieht dennoch. Gebetbücher werden in Handschrift vervielfältigt. Es werden geheime Klöster geschaffen: für den oberflächlichen Blick bleibt alles beim alten, nichts ist zu merken, und eine wahre Frömmigkeit blüht in den Herzen nach echter, uralter Ostklostersitte. Die Gläubigen suchen sich und finden sich durchs ganze Land. Der fromme Arbeitslose bekommt einen geheimen Ausweis, „er wäre ein braver Mensch, ihm wäre zu helfen", und findet überall Unterschlupf, Verpflegung und Arbeit; bei Gefahr wird er weitergeschoben... Und die große Lehre? Glaubensverfolgungen festigen den Glauben. Die unterdrückte Frömmigkeit geht in die Katakomben; sie wird durch Gefahr gefestigt, durch Leiden geläutert. Der kluge Soziologe Le Bon sagte einmal, zwanzig, dreißig Jahre wären im tausendjährigen Leben eines Volkes und für dessen seelische Unterschicht nicht mehr als eine Episode: der eingestürzte Boden gleicht sich aus, und die uralte Volksmentalität ist wieder da. Nur — geläutert, gefestigt, veredelt. Die Bakterien werden überwunden, der Mensch lebt, liebt, betet und schafft weiter nach eigener Art, aber auf höherem Niveau. Wem Gott genommen wird, der sucht nach Gott und findet ihn selbständig, und damit ist der Grundstein eines neuen Charakters gelegt.

Berliner Theater. Die Front der Klassiker hat sich gegen Ende des Theaterwinters verbreitert. Zu den im Spielplan gebliebenen Stücken kamen neu hinzu Grillparzers „Hero und Leander" (Deutsches Theater), Kleists „Käthchen von Heilbronn" (Staatliches Schauspielhaus), Shakespeares „Der Sturm" in einer neuen Bearbeitung von Erich Engel, Schillers „Jungfrau von Orleans" (Deutsches Theater), Goethes „Clavigo" (Theater in der Saarlandstraße) und in gebührendem Abstand von den echten Klassikern Kotzebues „Die Kleinstädter" (Theater in der Friedrichstraße) und Beaumarchais' Revolutionsstück gleich zweimal: einmal als „Figaro in Sevilla" (Deutsches Theater), zum anderen als „Der tolle Tag" (Staatstheater), so daß hier ein eigenartiges Vorspiel Goethes Clavigo einleitete. Gerhart Hauptmanns Jubiläum brachte verschiedene Aufführungen seiner Werke, unter denen die des „Michael Kramer" mit Werner Kraus in der Titelrolle (Staatliches Schauspielhaus) besonders bemerkenswert war. Auch Sudermanns lebendige Bühnenwirksamkeit bewährte eine Aufführung seines Schauspiels „Das Glück im Winkel" (Theater in der Saarlandstraße) und eine sehr eindrucksvolle Wiedergabe der Komödie „Die Raschhoffs" mit Paul Wegener (Theater am Kurfürstendamm). Paul Ernsts Trauerspiel „Kassandra" (Deutsches Theater) bestand die Bühnenprobe wegen des schweren Gedankengepäcks in undramatischer Form nicht ganz. Als eine der letzten Vorstellungen des „Kleinen Hauses" gab es Goldonis Lustspiel „Der Lügner" in der Bühnengestaltung von Anton Hamik. Zu den Klassikern darf man heute auch wohl schon Björnsons „Ein Fallissement" rechnen (Volksbühne), wie Ibsens „Hedda Gabler" (Renaissance-Theater). Von Bernard Shaw gab es eine Wiederbelebung seiner politischen Komödie „Der Kaiser von Amerika" (Deutsches Theater) und eine bestes Theater verkörpernde Aufführung von „Frau Warrens Gewerbe" (Staatliches Schauspielhaus). Auch sonst waren Engländer vertreten in der eigenartigen Bilderfolge aus dem Leben der Königin Victoria „Victoria Regina" von Lawrence Housman (Renaissance-Theater) und mit dem Lustspiel nach einer Idee von Oskar Wilde von Dietrich Loder „Das Horoskop seiner Lordschaft" (Kammerspiele). Das Staatliche Schauspielhaus brachte das Struenseedrama von Eberhard Wolfgang Moeller „Der Sturz des Ministers" heraus ebenso wie Hans Rehbergs letztes Hohenzollernschauspiel „Der Siebenjährige Krieg". Das „Kleine Haus" und die Kammerspiele blieben der heiteren Muse treu: im „Kleinen Haus" die Komödie von Bruno Wellenkamp „Ich heiße Lülf" und Hans Schweikarts „Lauter Lügen", in den Kammerspielen „Das schöne Abenteuer" von de Caillavet, de Flers und Rey als einzigen Franzosen. Natürlich gehört in diese Reihe auch das Theater in der Behrenstraße mit der Komödie von W. G. Klucke „Eine Frau, die denkt". Im Theater am Horst-Wessel-Platz hatte ein bayerisches Volksstück von Anton Lippl, „Der Holledauer Schimmel" Erfolg, im „Theater des Volkes" Millöckers unsterblicher „Bettelstudent" und „Der Hofball in Schönbrunn" von Josef Wenter mit Musik von August Pepöck. — Die Politik hat in diesem Theaterwinter vor dem Vorhang haltgemacht, und die Kunstanstalten waren wirklich dem Vergnügen der Einwohner geweiht.

INA SEIDEL

Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias 1726

Als Tobias Lennacker früh am Morgen des 21. Mai das Logierhaus am Markt verließ, war er sich dessen bewußt, daß der hiermit angetretene Spaziergang ihm dazu dienen sollte, sein durch die Erlebnisse des vorhergegangenen Abends und fast mehr noch durch den seelischen Aufruhr der nun glücklich überstandenen Nacht verstörtes und in Unordnung geratenes Gemüt zu sammeln und in jene Verfassung zu bringen, die nicht nur der Aufgabe, die ihn nach Dresden geführt hatte, sondern vor allem seiner selbst und der Haltung seines ganzen bisherigen Lebens angemessen war. Selbstbesinnung! Niemals noch meinte er ihrer stärker bedurft zu haben! „Habe ich denn gesündigt, Herr?" hatte er wieder und wieder gefragt, wenn er sich in dieser Nacht immer von neuem wachend auf dem ungewohnten Lager gefunden und vergeblich versucht hatte, durch Anrufung des Höchsten, durch lautloses Hersagen von Kernsprüchen, von Liederversen die Bilder zu bannen, die ihn umgaukelten und ihn zu seinem ratlosen Erstaunen mit einem so innigen Entzücken erfüllten, wie er sich nicht erinnern konnte, es jemals angesichts des Zaubers dieser Welt empfunden zu haben. Sünde? Nein — Sünde war es noch nicht, meinte er endlich erkannt zu haben, als er sich im Morgengrauen erhoben hatte, um der Verwirrung durch Tätigkeit zu begegnen. Sünde nicht — aber vielleicht die stärkste Versuchung, die ihm jemals zugemutet worden war, um so unheimlicher, weil er ihr Wesen noch nicht völlig durchschaute, weil er sich noch wehrte, zu begreifen, was denn die Wonne an diesen Bildern von einem erlaubten frommen Vergnügen an der Schöpfung unterschied — weil er sich vorerst noch nicht zugab, daß der Unterschied im G r a d dieses Entzückens und in der dadurch bewirkten, ihn bis ins tiefste durchdringenden süßen Beunruhigung lag. Es war ihm gelungen, seine Morgenandacht zu halten und dabei der Seinen daheim recht herzlich eingedenk zu sein; er hatte dann auch einen hinreichenden Bericht über seine erste Unterredung mit dem Superintendenten Löscher für den Vater aufzusetzen vermocht. Er hatte es aber nicht verhindern können, daß alles, was er begann, in einem regenbogenfarbenen Nebel geschah, und daß selbst das Lesen des Bibelabschnitts und das einfältige Gebet, mit dem er in freimütigem Vertrauen Gott anheimstellte, ihn aus diesem Irrsal hinauszuführen, von dieser unbändigen Erregung des Herzens durchzittert war, die er endlich nicht mehr ertragen zu können meinte. Er wollte sich im Freien ergehen und in ernster Versenkung zu ergründen versuchen, warum er so aller Fassung beraubt war. Dazu war notwendig, daß er sich von Anbeginn an genau zurückrief,

was er gestern erlebt hatte. Versunken durchschritt er die Straßen, und der Vorsatz der Selbstprüfung ward ihm zum Anlaß der holdesten Tagträumerei.

Es war klar, daß die Verzauberung schon mit seinem Aufbruch von Reinerswaldau ihren Anfang genommen hatte; dadurch nämlich, daß die Freundlichkeit des Grafen Philipp ihm für die Reise Luna zur Verfügung gestellt hatte – Luna, die isabellenfarbene Stute, die bis vor kurzem noch der alten Gräfin selbst als Reitpferd gedient, ehe ihr der letzte Winter so böse zugesetzt, daß sie nur noch im Wagen fuhr. Luna war fromm, wenn auch zweifellos von verhaltenem Feuer; vor allem war Luna sehr schön mit ihrem Schwanenhals und dem zierlichen Kopf, den rötlichen Muscheln der Nüstern und dem eigentümlich rubinenen Funken im feuchten Schwarz des verständigen Auges. Ihre Mähne und ihr Schweif waren weißlich wie Lindenblüten. Tobias Lennacker hatte zuweilen abfällige Bemerkungen über Lunas Gestalt, über ihren leicht eingesunkenen Rücken und die Art ihres Ganges vernommen; er selbst vermochte solche Fehler, die mit ihrem Alter zusammenhängen sollten, nicht anzuerkennen und kaum wahrzunehmen. Für ihn blieb Luna das märchenhafte Tier, auf dem er als ein halber Knabe seine einstige Spielgefährtin, Therese Berka, im silberblauen Reitkleid inmitten der Kavalkade ihrer Brüder und anderer junger Standesherren bei einer zur Feier ihres fünfzehnten Geburtstags veranstalteten Jagd hatte dahinfliegen sehen, und dieser Eindruck webte verworren mit der Erinnerung an die gleichzeitige Lektüre der „Fairy-Queen" des englischen Dichters Pope in selten erschlossenen Hintergründen seines Gedächtnisses.

Als Begleiter auf dieser Reise durch die Lausitz nach Sachsen hatte er den wackeren Verwalter Methmann auf seinem vierschrötigen Braunen gehabt, der im Auftrag des Grafen irgendwelche Geschäfte in Dresden zu erledigen hatte. Er hatte aber Methmann seit ihrer Ankunft in der Residenz noch nicht wiedergesehen, jeder von ihnen war sogleich seinen eigenen Aufgaben nachgegangen. Was ihn, Tobias, betraf, so hatte er sich, sobald er sich vom Staub der Reise gesäubert und sich umgezogen hatte, stracks zum Superintendenten Löscher begeben, um den Brief des Vaters zu überbringen, der ihn als Bevollmächtigten in der zwischen dem Konsistorium und der Pfarre zu Reinerswaldau schwebenden Verhandlung auswies. Er war sogleich vorgelassen und aufs liebreichste aufgenommen worden. Die väterlich-gütige Art des Superintendenten hatte ihm das Herz aufgeschlossen, und, nachdem ein befriedigendes Einverständnis über die in Frage stehende amtliche Angelegenheit erzielt worden war, hatte er sich so unverhohlen aussprechen können, wie es ihm nicht mehr geworden war, seit er vor zwei Jahren nach Ablegung der Magisterprüfung seinem Lehrer und geistlichen Führer, Francke, zum letztenmal gegenübergesessen hatte. Diese Unterhaltung mit Löscher war es, die sich Lennacker auf seinem Wege durch die morgenstillen Gassen, über den Markt und am Schloß vorüber zur Elbpromenade zunächst wieder vor die Seele zu rufen trachtete, ohne daß es ihm gelang, dahinterzukommen, wohin die Unruhe zielte, die diese Erinnerung ihm bereitete. Nur darüber konnte kein Zweifel sein: er war voller Vorbehalte gewesen, als er die Schwelle der alten Superintendentur an der Kreuzkirche überschritten hatte. Hatte er nicht mehr als einmal Stoßseufzer

Franckes anhören müssen, des Inhalts, daß, wenn nicht der liebe Gott, so doch der Dresdener Hof dem Löscher endlich einmal das Maul verbieten möchte — Ausbrüche eines Sanftmütigen, dessen leidende Geduld auf die härteste Probe gestellt worden war? Er hatte also erwartet, in Löscher den verknöcherten Orthodoxen, den engstirnigen Gegner der Halleschen Theologie, den verbohrten Vertreter erstarrter kirchlicher Überlieferung zu finden; aber vor dem Auftreten des kleinen, fast zierlichen Mannes und seiner unbetonten Würde, vielleicht auch schon vor dem gütig forschenden Blick seines Auges hatten solche Vorbehalte sich aufgelöst wie Reif an der Sonne. Als Tobias sich später unversehens bei einer Darlegung seines Studienganges fand, wobei er sich selbst fragen mußte, was ihn eigentlich zu einer ihm so ungewohnten Ausführlichkeit verlockte, und als er, nicht eben unabsichtlich, mehrmals Francke erwähnte, war von Löschers Seite die versöhnliche Äußerung gefallen, daß er sich ja in dem Ziel, Herz, Wandel und Wesen des Menschen zu erwecken und auf Gott hin auszurichten, ganz einig mit Halle fühle —: „Warum nur, Freund — warum können wir uns auf die Mittel und Wege nicht einigen?!" — und dieser Seufzer einer echten und ehrlichen Bekümmernis über die leidige Zerrissenheit der Kirche hatte ihn aufhorchen lassen und ihm das Herz vollends aufgeschlossen. Recht wohl aber entsann er sich auch des Augenblicks, mit dem diese Aufgeschlossenheit sich von neuem, wenn auch unter andren Vorzeichen, in Widerstand zu wandeln begonnen hatte. Unbefangen hatte er erzählt, daß er nicht, wie Löscher anzunehmen schien, schon ein eigenes Pfarramt verwaltete und nur vorübergehend in Reinerswaldau weilte, sondern daß er nach abgelegtem Examen ins Vaterhaus zurückgekehrt sei, den Vater wohl in der Gemeindearbeit unterstützte, nicht aber als ordinierter Prediger, sondern nur in der Weise eines erweckten Gemeindeglieds, wie es unter den böhmischen Brüdern üblich war, und daß er im übrigen als Gehilfe in der Werkstatt eines alten böhmischen Zimmermanns arbeitete, der ihn schon als Knaben in das Handwerk eingeführt hatte und dem er darüber hinaus mehr an Erleuchtung zu verdanken meinte, als irgendeinem wissenschaftlichen Kompendium. Das Erstaunen, dem Löscher nach Anhören dieser Mitteilungen Ausdruck gab, hatte einen besonderen Unterton gehabt, der ihm stärkere Berechtigung zu verleihen geeignet war, als Tobias sie diesem ihm allzu gewohnten Widerspruch gegen seine vermeintliche Verirrung zuzugestehen bereit war; und so hatte er sich wieder in sich selber zurückgezogen. Das ging ja nicht an, daß er sich hier an dem irremachen ließ, worin ihn selbst der Vater, zögernd zwar, aber mit Ergebung in eine schwer begreifliche Seelenführung gewähren ließ — an der Überzeugung, daß er ein geistliches Amt nicht eher antreten dürfe, als er den unmißverständlichen Wink und Ruf des Herrn erfahren habe, daß es ihm mithin nicht anstand, nach einem Amt zu rennen und zu jagen, sondern sich still zu verhalten, seiner Hände Arbeit zu leben und abzuwarten, was Gott mit ihm vorhatte. Dem Vorwurf des Quietismus, den Löscher unverblümt ausgesprochen hatte, hielt er gelassen stand — den kannte er ja. Zurückzunehmen hatte er, daß er bisher nach Halleschem Brauch alle Streiter der orthodoxen Richtung unbesehen wenn nicht als Unerweckte, so doch als Unbekehrte und Nichtwiedergeborene betrachtet hatte. Ja, es hatte ihm geschehen

müssen, daß er bei der ersten Begegnung mit dem Vorkämpfer dieser vom wahren Heil noch Geschiedenen jenen Anhauch des Geistes, jenes Rieseln und Strömen der Freude und Wärme verspürte, die das unverkennbare Anzeichen der Annäherung einer von Gott erwählten und geretteten Seele bedeuteten! Nun aber schob Lennacker die Fragen, die ihm bei dieser Erinnerung an die erste Unterredung mit Löscher zum Grübeln verlocken wollten, beiseite — sie verwirrten ihn, sie lenkten von seinem augenblicklichen Ziel ab; er mußte sich zwingen, mit seinen Gedanken einfach dem Ablauf des gestrigen Nachmittages zu folgen.

Der Superintendent hatte ihn verabschieden müssen, da er für den Rest des Tages durch Amtsgeschäfte in Anspruch genommen war. Er hatte ihn aber aufs freundlichste eingeladen, ihn am nächsten Vormittag wieder aufzusuchen und über Mittag, wenn nicht sein, so doch seines Amtsbruders, des Archidiakonus Hahns, Gast zu sein; er selbst habe um zwölf Uhr eine Trauung und hätte die Aufforderung, an dem Hochzeitsmahl teilzunehmen, nicht abschlagen können, er meine aber zuversichtlich, sagen zu dürfen, daß Magister Hahn sich eine Freude daraus machen würde, den Boten aus Reinerswaldau bei sich zu sehen! Tobias blieb jetzt stehen und überschlug unwillkürlich, wieviel Zeit ihm noch bliebe, bis er sich in der Kreuzgasse einzufinden habe; Löscher hatte ihn auf elf Uhr bestellt, und es hatte vor kurzem acht von den Türmen geschlagen — es blieben ihm also noch reichlich drei Stunden. Gut! Er ging weiter. Er hatte also die Superintendentur verlassen und sich zu seiner eigenen Überraschung in der Lage eines freien Reisenden gesehen, der einen Nachmittag in einer fremden Stadt hinbringen muß, so gut es ging. Und — als gelangte er jetzt ganz zum Bewußtsein, wo er sich eigentlich befände, und daß dies Dresden nicht nur der Sitz des geistlichen Ministeriums, sondern auch die Residenz des Kurfürsten und Königs von Polen, die Stadt des Hofes sei, von dessen rauschendem Leben auf und nieder im ganzen Lande ebensoviel Wunderbares erzählt als Widerliches und Böses geraunt wurde — hatte er, zufrieden vor sich hinlächelnd, beschlossen, sich einmal durch Augenschein zu überzeugen, was denn nun eigentlich an dem vielen Gerede sei. Er hatte also aufs Geratewohl die Richtung eingeschlagen, von der er annahm, daß in ihr das Schloß läge, und daß er auf diesem Wege den Mittelpunkt des ganzen Zaubers entdecken müßte. Dabei hatte er sich durch den Kopf gehen lassen, was ihm Methmann unterwegs vorgeredet hatte, während sie durch die maiengrüne Landschaft geritten waren. Alle diese Geschichten über den König und sein verwerfliches Treiben, über seinen Abfall von Luthers Kirche — die Aufgabe seines Erstgeburtsrechts für das Linsengericht der polnischen Krone — über seine Laster, seine Prunksucht, seine Verschwendung waren ihm zum Überdruß bekannt, was nicht ausschloß, daß er sich dieses alles im Einzelnen niemals recht als Wirklichkeit vorgestellt hatte. Vielmehr verschwammen seine Vorstellungen von Dresden mit denen, die er sich seit seiner Knabenzeit von dem biblischen Babel und von dem päpstlichen Rom gemacht hatte, und da er von jeher vermied, seine Einbildungskraft mit der Erzeugung greifbarer Gesichte widergöttlicher Dinge zu beschäftigen, so war er einzig im Besitz eines in blutrotem Nebel verschwimmenden unförmigen Angstgebildes, in dem Babel, Rom und Dresden eine dampfende

Einheit bildeten. Indessen hatte dieser Alptraum doch nicht die Gewalt besessen, ihn zu beunruhigen, als er sich nun im Auftrage des Vaters zur Reise nach jenem Dresden aufmachen mußte; als sein Ziel war es eben der Sitz des geistlichen Ministeriums und weiter nichts. Jene blutrote Wolke, an die er unterwegs manchmal, wie um sich zu warnen, zu denken versucht hatte, schien sich vor der heiteren und alltäglichen Wirklichkeit der sich allmählich wandelnden Landschaft, vor den Eindrücken der Dörfer und kleinen Städte, die er berührte, und vor der unwiderstehlichen Täuschung eines Augenscheins, als sei die Welt allüberall nur ein jeweilig etwas abgewandeltes Reinerswaldau, ein Halle in kaum veränderter Zusammensetzung, völlig verflüchtigt zu haben. Kaum, daß die Vorstadt der Residenz, in die sie gestern am frühen Nachmittag eingeritten waren, diese Annahme Lügen zu strafen vermochte, und dann, innerhalb des Tores: eine Stadt wie andre, nicht wahr, weitläufiger – gewiß! – volkreicher, bunter und mit prächtigeren Bauten geschmückt als irgendeine, die er jemals gesehen, aber für seine kindlichen Augen einstweilen nur schöner und sehr erstaunlich, sehr merkwürdig durch die Auftritte hundertfältigen Lebens, die sich allenthalben abspielten. Hatte sich in der Tiefe seines Herzens damals schon der Gedanke geregt, dies alles könnte sich als Blendwerk erweisen und eben die Schönheit – die Schönheit sei das Gefährliche und unter ihr laure das Verderben wie unter Blumen die Schlange? Er hatte jedenfalls keine Zeit gehabt, dem nachzuhängen. Und nun, da er nach dem Besuch bei Löscher seinen Weg durch die Gassen suchte, fühlte er sich in der durch das gute Gespräch bewirkten Lösung seines innersten Wesens viel zu stark in seinen eigensten Kreisen geborgen, um sich irgendeiner Bedrohung durch das ihn umbrausende farbige Leben zu vergewärtigen.

In der ersten Hauptstraße, die er betrat, war er in einen Strom von Fußgängern geraten, von dem er sich sorglos mitziehen ließ, wobei er ganz vergaß, daß er eigentlich zur Residenz gewollt hatte. Es mußte der unsagbar heitere Frühlingstag sein, der die Leute in solchen Scharen ins Freie lockte. Nicht nur behäbige Bürgersfamilien mit fröhlichen Kindern aller Altersschichten waren auf den Beinen, auch kleine Trupps blitzender Offiziere, Gruppen junger Frauenzimmer in blumenbunten Kleidern, ehrwürdig aussehende Herren mit Meerrohren, vertieft in zweifellos staatsbewegende Gespräche, gewaltige Fregatten seidenraschelnder Matronen mit Sonnenschirmchen und Pompadours ausgerüstet zogen dahin, und dies alles war gar nichts gegen die ununterbrochene Folge prächtiger Karossen und Reiter, die sich auf der Mittelbahn der breiten Allee, in die die Straße übergegangen war, vorwärts bewegte. Mit fast noch größerem Erstaunen als auf die von Brokat und Silberspitzen schimmernden Damen, die in den Wagen lehnten, und auf ihre eleganten Begleiter starrte Tobias auf die den federbuschgeschmückten Gespannen vorauskeuchenden Läufer, auf die von blitzenden Tressen und Knöpfen überladenen Kutscher und Lakaien, unter denen er mehr als einen turbangekrönten Mohren entdeckte. Die Lust des Schauens, die er empfand, war derart, daß er allmählich in einen leichten, aber durchdringenden Rausch zu geraten vermeinte, mit der ganzen Entrücktheit und Selbstvergessenheit, die die Anzeichen dieses Zustandes sind. Das weiche junge Laub der Bäume,

die blühenden Fliederbosketts und die Rabatten mit den seidenbunt strahlenden Tulpen – das Hörnerblasen, das von irgendwoher aus einer nahen Ferne herüberscholl, zusammen mit dem unermüdlichen Jubel der Vögel in den Alleebäumen steigerten die Bezauberung, in der er sich von der Menge mit in den Park hineinziehen ließ, dem die ganze Wallfahrt galt. Er erkannte ihn nun plötzlich im goldenen Schein der schon schrägstehenden Sonne um sich her wie die fabelhafte Welt eines anderen Sterns, zwischen deren Heckengängen antike Götter in seligen Gebärden erstarrt waren, um die Vollendung ihrer überirdischen Freiheit den Sterblichen zu überlassen, die an ihren Postamenten vorüberdrängten. Tobias, der niemals dergleichen gesehen hatte, staunte, indem er seinen Schritt mäßigte, die kolossalen Gestalten eines Herkules und eines Atlas an, die den mächtigen Ball des Weltalls von einem Nacken zum andren rollen ließen, als er plötzlich das Gefühl hatte, nicht nur daß ein Schritt neben ihm sich dem seinen anpaßte, sondern daß auch Augen saugend an seinem Gesicht hingen, so daß er nicht anders konnte, als den Blick zur Seite zu senken und eine ihm auf so stumme und rätselhafte Weise abgeforderte Kraft dorthin strömen zu lassen, wo sie begehrt ward.

Es war ein etwa vierzehnjähriger Knabe, der neben ihm ging und zu ihm aufblickte. Er war nicht groß und sehr zierlich gebaut, dennoch wäre es unmöglich gewesen, ihn für ein Kind zu halten, denn der Ausdruck seines bräunlich blassen Gesichtes war alles andre als kindlich. Tobias, der ihn zunächst für zudringlich halten wollte, änderte sogleich diese Meinung und schaute verwundert in die wissende Traurigkeit der dunklen Augen, in denen keine Neugier stand, sondern etwas, das mehr war: ungläubiges Forschen und zugleich zaghafte Überraschung und Freude. Jetzt bewegte der Junge die Lippen und schien eine Anrede wagen zu wollen; da aber gleichzeitig ein auf der stiller gewordenen Mittelbahn mit Räderrollen und heftigem Hufgetrappel herannahendes Gefährt zusammen mit dem aufgeregten Rufen und Reden der plötzlich sich stauenden Menge seine Stimme in einem Schwall zusammenrauschenden Lärms ertrinken ließ, und Tobias hilflos den Kopf schüttelte und durch Gebärden andeutete, daß er nichts verstehen könne, ging unvermittelt ein Lächeln von solchem Zauber in dem immer noch emporgewandten Gesicht des Knaben auf, daß Tobias nun in Verwirrung stehenblieb. Er kannte dieses Gesicht, dieses Lächeln – und kannte es wiederum nicht... Da er jetzt den Kopf hob und ins Leere sah, gleichsam um den endlosen dämmerigen Flur in eine versunkene Vergangenheit hinunterzuspähen, ob sich in den Gründen dort hinten nicht lautlos eine Tür öffnen würde, aus der die Gestalt hervortreten könnte, an die ihn der Fremde gemahnte, schien der Kleine anzunehmen, er versuchte Ausblick auf das zu gewinnen, was dort die Fahrbahn herangebraust kam, denn nun ergriff er Tobias am Ärmel und zog ihn eifrig zum Postament der Herkulesgruppe, das, nach unten ausladend, mehrere Stufen bildete. Er erklomm die unterste, und Tobias folgte ihm willenlos; gleich darauf mußte er bemerken, daß das Beispiel Schule machte und daß die ehrbarsten Leute sich eilfertig zu bemühen begannen, ebenfalls einen Standort auf dem immerhin schmalen steinernen Rand zu ergattern. Ein allgemeines Gedränge ent-

stand und schließlich kam niemand zum rechten Genuß des begehrten Aussichtspunktes: die glänzende Flucht des silberblau geschirrten Apfelschimmelgespanns mit den signalblasenden Vorreitern und den Trabanten war vorübergebraust, noch ehe jemand recht zur Besinnung gekommen war. Über die Menschen kam nun eine wogende Unruhe; hastig, als gälte es, diesen Wagen einzuholen, strebten sie vorwärts, dorthin, wo hohe beschnittene Hecken die Allee abschlossen und die Fortsetzung des Weges nur durch den heiteren Bau eines zierlichen steinernen Tors möglich war. Lennacker, als einziger noch auf dem Vorsprung des Denkmals verharrend, blickte hinüber und erkannte hinter den Hecken die Dächer eines großen und, an den Seiten, mehrerer kleinerer Gebäude. Also war es doch der richtige Weg! sagte er sich; und nun, als bedürfe es keiner besonderen Einleitung mehr, wandte er sich, hinabsteigend, an den Knaben wie an einen alten Bekannten. „Es verwundert mich, daß der König so weit vor der Stadt wohnt", sagte er. „War er es, der in dem Wagen saß? Warum laufen die Leute so? Gibt es ein Fest dort im Schloß?"

Der Knabe betrachtete ihn nachdenklich. „Ein Fest?" wiederholte er — „ja — das Maienfest! Aber der König saß nicht in dem Wagen — das war doch die Gräfin!"

„Die Gräfin?" Tobias mußte sich zuerst darüber klarwerden, daß es sich weder um die alte Gräfin daheim in Reinerswaldau noch um die Komtesse Therese handeln konnte. „Die Gräfin — war es die Gräfin Orselska?" fragte er in aufleuchtendem Verstehen, aber in jenem Ton schaudernder Abneigung, mit dem dieser Name — Name der jüngsten Favoritin Augusts, von der alle Welt behauptete, sie sei seine natürliche Tochter — in seinen Kreisen genannt zu werden pflegte, Inbegriff letzter, nicht mehr zu unterbietender Verworfenheit. Der Knabe nickte und sah ihn jetzt mit unverhohlener Neugier an. „Ich habe es mir gleich gedacht, daß der Herr fremd ist", sagte er mit einer Stimme, deren samtene Heiserkeit Tobias auffiel; sie stimmte in etwas zu dem gleichsam bestaubten Glanz der dunkelen Augen. „Nicht wahr, der Herr ist aus Böhmen — wie ich!" setzte er mit einem Ausdruck zuversichtlichen Vertrauens hinzu und legte dabei seine kleine braune Hand auf Lennackers Arm, als sei es unmöglich, diese von seinem Herzen geforderte Berührung zurückzuhalten — genug, daß er die Hand gleich wieder wegzog, wozu er die Brauen hob, und so, mit zusammengepreßten Zähnen, mehr einem Lechzenden als einem Lächelnden glich. Tobias sah es mit einer leichten Erschütterung, während ihm plötzlich klarwurde, was ihn von Anfang an so vertraut angemutet hatte: der Junge war ein Spiegelbild seiner selbst, so wie er ausgesehen haben mochte, als er aus der Kindheit herauswuchs, er hätte sein jüngerer Bruder sein können. Zögernd, in der Sorge eine Enttäuschung bereiten zu müssen, gab er zu: wohl, er hätte eine Mutter böhmischer Herkunft, aber sie sei bei seiner Geburt gestorben, und sein Vater sei Deutscher; er selber könne nur Sachsen sein Vaterland nennen. Dabei hatte er den Jungen zum erstenmal etwas genauer gemustert und sich über das kurze Samtjäckchen von verschossenem Apfelgrün, die Goldlitzen und blanken Knöpfe, mit denen es verziert war, über das unsaubere kleine Spitzenjabot, die Atlaskniehosen, die prallsitzenden weißen

Strümpfe und zierlichen Schnallenschuhe seines Anzugs gewundert; die Kinder einer Seiltänzertruppe, die einmal durch Reinerswaldau gezogen war, waren ihm eingefallen. Ins Böhmische fallend, fragte er: „Wie lange bist du denn schon in Dresden? Wo warst du zu Hause? Leben deine Eltern noch und wie bringt ihr euch durch? Wer ist euer Prediger?" Lauter Erkundigungen, die eine jäh entstandene Teilnahme in ihm aufsteigen ließ, und die er so schnell hervorbrachte, daß der Bursche dadurch vielleicht verwirrt wurde. Jedenfalls drehte er sich bei Lennackers letztem Satz auf den Hacken um, als wollte er Zeit gewinnen, und nun schien er mit einigem Schrecken zu erkennen, daß nur noch wenige Nachzügler auf das Tor zu eilten. Im Umsehen hatte er Tobias wieder am Ärmel und zog ihn hastig mit fort: „Schnell, schnell! Der Herr muß eilen, wenn er den Anfang noch sehen will!" Welchen Anfang? wollte Lennacker wissen. Ei, den Anfang der Pastorale, die mit dem Schlage fünf Uhr im Parterre vor dem Schlosse beginnen werde, ja, wohl bereits begonnen habe, da denn die Gräfin bereits eingetroffen sei und man die Herrschaften niemals warten ließe! Was — der Herr wolle sich das gar nicht ansehen? Sei gar nicht deshalb herausspaziert? Hätte gar nicht einmal gewußt, daß hier ein derartiges öffentliches Divertissement stattfinden solle und meine, es würde ihm zu teuer kommen? Diese von Tobias hervorgestammelten Einwände wiederholte der Knabe anscheinend mit großer Belustigung, wobei er stehenblieb und sich gebärdete wie ein kleiner Komödiant. Er machte es aber so anmutig komisch und war so unverkennbar aufrichtig besorgt um die Unterhaltung des Fremden, daß es unmöglich war, ihm böse zu werden oder ihn gar mit rauher Entschiedenheit abzuschütteln. Der Eintritt zu diesen Sommerbelustigungen im Großen Garten koste nichts, sagte er; jede anständig gekleidete Person könne sich dazu einfinden wie zu den Redouten und Maskeraden im Winter, und — möge der Herr nur hinhorchen! — heute wirke das italienische Orchester des Königs mit, und es gäbe ein Ballett — ein Ballett ...

Auf einmal stand Tobias allein da. Der Junge, der immer schneller geredet hatte, hatte sich mit einem unvermuteten Sprung so hastig in Bewegung gesetzt, als müsse er ein unverzeihliches Versäumnis einholen. Lennacker blickte ihm verständnislos nach, einer behenden kleinen Gestalt, die mattschimmernd wie ein fremdartiger Riesenfalter durch den Glast der Nachmittagssonne davonflatterte, in schönen langen Sätzen auf und nieder schwingend. Nur vereinzelte Erscheinungen eilten noch auf das Tor zu, hinter dem es geheimnisvoll summend brauste. Plötzlich erschien dort von innen hervortretend ein phantastisch wie ein Papagei in Grün und Rot gekleideter Kerl, er rief und klatschte in die Hände; das Geräusch war dünn zu vernehmen und ließ den Jungen seine Geschwindigkeit nach Kräften noch steigern. Mit einer geschickten Wendung gelang es ihm, an dem Grünen vorbei den Eingang zu gewinnen, ohne am Schlawittchen erwischt zu werden, was wohl beabsichtigt gewesen war. Der Mann griff ins Leere und hatte es dann eilig, auch zu verschwinden. Nun war es ringsum ganz leer, bis auf eine Abteilung gelbblau uniformierter Soldaten, die, wie von einem Uhrwerk getrieben, die Allee heraufmarschiert kamen. Tobias stand noch eine Minute ver-

steinert da und starrte auf die Fülle blühenden Goldregens, Rotdorns und Flieders, die ringsum leuchtete. Er hörte wieder das überschwengliche Amselsingen aus den Gründen des Parkes, vermischt mit den Tönen des stimmenden Orchesters hinter dem Heckenwall, und vielleicht waren es diese abgerissenen, klingenden Lockrufe, die das letzte Bedenken in ihm zum Schweigen brachten. Sehr schnell, beinah laufend legte er die Entfernung zurück, die ihn noch von dem Geheimnis trennte. Etwas atemlos, mit fühlbar pochendem Herzen, aber wieder wie in leichtem Rausch, mit traumhafter Sicherheit, durchschritt er den Torbau, in dessen Mitte ein riesiger goldstarrender Türhüter mit hohem beknauftem Stabe stand, wie ein pompöses barbarisches Bildwerk, und unversehens befand er sich innerhalb des rechteckigen Raumes, den drüben das Schloß und zu beiden Seiten Reihen lustiger Kavaliershäuser eingrenzten. Wenige Schritte vor ihm senkte der Platz sich zu einem Parterre, auf dessen Grunde sich die natürliche Bühne befand, während die gestaffelten Rasenbänke des Abhangs den Zuschauerraum bildeten. Hier also war der Strom der bunten Spaziergänger, der prangenden Insassen der Karossen gemündet! Tobias starrte geblendet hin — wie das funkelte, schimmerte, leuchtete! Wie die Fächer der Damen sich gleich riesigen Schmetterlingen über kostbaren Blumen bewegten — wie es sich dann bei genauerem Hinsehen ergab, daß in diesem ganzen großen Terrassengarten voll tropischer Wunder so viele hübsche, heitere, gutgekleidete Menschen versammelt waren, wie Lennacker sie noch nie auf einem Haufen beisammen gesehen hatte! Es blieb ihm aber durchaus keine Muße, sich am Anblick des Publikums zu ergötzen, denn kaum hatte er Fuß gefaßt, um sich umzublicken, so kam auch schon eine lichtblaue, mit silbernen Klunkern reichlich verbrämte Figur auf ihn zu und bedeutete ihm majestätisch, sich auf dem freien Eckplatz der nächsten Bankreihe niederzulassen. Fast im gleichen Augenblick setzte das Orchester ein. Für die nächsten zwei Stunden war Lennacker so völlig von der Musik und den Vorgängen auf der Bühne in Anspruch genommen, daß er vergaß, wo er war, vielleicht auch, wer er war und wozu er sich berufen geglaubt. Auch in den Pausen des Spiels fand er sich so entrückt wie in einem tiefen Schlaf zwischen unerhörten bezaubernden Träumen.

Weder Reinerswaldau noch auch Halle hatten ihm Gelegenheit geboten, das Theater kennenzulernen. In Halle galt es als der Sache nach sündlich und widergöttlich, vor allem, wenn es sich um Komödien handelte, die zu unnützem Lachen verführten. Der Tragödie sprach man unter Umständen eine gewisse erbauliche Wirkung nicht ab. Er hatte nicht geahnt, daß es etwas so Betörendes geben könnte, wie das, was sich nun mit Tanz und Gesang, begleitet von einer zurückhaltenden und dennoch alles mit sicherer Begleitung durchdringenden Musik vor ihm abspielte. Zunächst entzog sich ihm der Zusammenhang der einzelnen Bilder; später entglitt er ihm wieder, denn er vermochte weder Phyllis, Chlorinde und Doris, noch Damon, Dafnis und Alexis zu unterscheiden oder ihre jeweils wechselnde Zusammengehörigkeit festzuhalten. Verwirrend stoben Scharen von Faunen und Nymphen dazwischen, und immer wieder nahm das große Ballett die einzelnen Auftritte in sich auf, wirbelte die drei Paare durcheinander und löste die Handlung in rhythmisch wogende Bewegung auf, aus der die einzelnen Dar-

steller sich nur noch als Figuren mit Gesten hervorhoben. Traten Pausen ein, waren Akteurs und Tänzer von der Bühne verschwunden und liefen dort nur Diener ab und zu, um unter Anleitung des Grünroten, den er wohl wieder erkannte, Kübel mit Oleander- und Lorbeerbäumchen, ja mit Orangenstämmchen voll goldener Früchte hin und her zu schleppen, die Szenerie umzubauen — geriet gleichzeitig die Zuschauerschaft in Bewegung, schlenderten Offiziere und Stutzer durch die Ränge, um Besuche abzustatten, liefen Aufwärter mit Erfrischungen umher und riefen sie anbietend aus — lachte und plauderte es rings um ihn her — so war er kaum imstande, Spiel und Wirklichkeit wieder zu trennen. Dies alles war ein Leben, von dem er für gewöhnlich ausgeschlossen, und in das er nur für die kurze Frist dieser Stunden, magisch überwältigt durch seine bezauberten Sinne, einbezogen war, durch Auge und Ohr, die über alles, was er sonst noch darstellte, in einem ihnen noch niemals zugestandenen Ausmaß triumphierten. Er staunte um sich, die Augen erschrocken abwendend, wenn sie fremden Blicken begegneten; er machte höflich Platz, wenn Menschen sich an ihm vorbei aus der Bankreihe heraus und wieder hereinmühten, verwirrt den Duft ihrer Kleider einatmend und die körperliche Nähe empfindend. Seinen Nachbarn, einen behaglichen Herrn in tabakfarbenem Rock und geblümter Schoßweste, der sich ihm als Goldschmied vorstellte, „Jegermann, zu dienen, Inhaber der Gold- und Silberhandlung der Firma gleichen Namens!", stieß er vor den Kopf, indem er nicht nur die Vorstellung mitnichten erwiderte, sondern auch auf jede weitere Anrede nur mit dem Kopf schüttelte oder nickte, als sei er der deutschen Sprache nicht mächtig, und auch keines andren europäischen Idioms, soweit sich der gutmütige Dresdner radebrechend in ihnen versuchte, bis er verschnupft von ihm abließ. Ebenso verhielt er sich gegen den Kuchenverkäufer, der ihm seine Ware anpries und in letzter Steigerung, indem er völlig erstarrte, gegen eine vor ihm sitzende Dame, die ohne Begleitung war und, nachdem sie die ganze Umgebung abschätzig gemustert, sich plötzlich mit berückendem Lächeln an ihn wandte: ob der Herr wohl geneigt sein würde, sie hernach in die Stadt zurück zu geleiten, da sie heute keinen Anschluß für den Besuch des Theaters gefunden habe und es doch schon zu dunkeln begänne... Wenn aber der Herr vielleicht die Absicht hätte, auch noch der Italienischen Nacht beizuwohnen, die nach dem Schauspiel im Park stattfände, so würde es ihr nur Vergnügen bereiten, ihm dabei Gesellschaft zu leisten... Die Dame war ihm von Anfang an zuwider gewesen, sei es durch das starke Parfüm, das ihre hochgetürmte Haartracht auszuströmen schien, sei es durch den Anblick ihres stark entblößten, gepuderten Nackens, auf dem zwei aufgeklebte winzige schwarze Pflästerchen seine Augen in ärgerlicher Weise immer wieder beschäftigt hatten. Er blickte an ihr vorbei, er tat, als hörte und sähe er sie nicht, und es war gut, daß das Spiel auf der Bühne gerade wieder begann, so daß er sich nicht weiter um ihr böses Auflachen und höhnisches Achselzucken zu kümmern brauchte. Was sich jetzt auf der Bühne begab, übertraf alles Vorhergegangene.

Die Dämmerung hatte in der Tat schon eingesetzt. Sie war weit genug vorgeschritten, um das Auftreten der Fackelträger, die nun im Laufschritt den Schau-

platz umkreisten und Aufstellung nahmen, erwünscht und willkommen zu machen. Ganz in Gold gekleidet, erstarrten sie aus der Bewegung zu reglosen Kandelaberfiguren, vom lebendigen Feuer in ihren Händen rot überloht. Die hereinwogende Gruppe der Tänzer war jetzt in schillerndes Blaugrün gewandet, und daß sie Tritone und Najaden darstellen sollten, ward durch ihren Anführer bestätigt, der sich durch sein silberschuppiges Kostüm und den Dreizack in seinen Händen als Neptun auswies. Er war es, der durch seine Gebärde den Reigen der rhythmisch bewegten Brandung sich teilen und zurückfluten hieß, worauf er selber ins Knie sank, um der aus dem Schoß der Wellen Hervorgetauchten zu huldigen. Aphrodite mußte es sein, keine andere, sagte Tobias sich, mit brennenden Augen dorthin starrend, wo die von schaumigem Schleiergewand umwehte Tänzerin ihre Figuren beschrieb, während die drei Paare, die sich offensichtlich am Strand des Meeres befanden, niederknieten und mit erhobenen Händen um den Segen der Göttin zu flehen schienen. Und wiederum, wie in den vorangegangenen Bildern, nahte sich ihnen von außen her jene Gestalt eines Knaben: Eros, von einer kurzen regenbogenfarbenen Tunika kaum verhüllt, den silbernen Köcher über die schmale Schulter gehängt, den Bogen spannend, einen Blütenkranz im braunen Gelock – Eros! aber – kein Zweifel – zugleich der böhmische Knabe, sein Wegweiser, dessen Verlockung er hierher gefolgt war! Tobias hatte sich halb erhoben und einen leisen Laut der Überraschung nicht zu unterdrücken vermocht. Erst jetzt war er seiner Annahme ganz sicher geworden, und die Leistung, zu der der Junge sich aufschwang, flößte ihm erschrockene Verwunderung ein. Es war nicht nur das Solo der berückenden Göttin, es war zugleich das ihres schelmischen Sohnes: eine kleine Handlung für sich, die in Neigen und Beugen, in Annäherung und Flucht, in dem Ausführen einer magischen Einkreisung der Liebenden und einfach durch die Vollendung, mit der das alles ausgeführt wurde, in ihrer Wirkung der eines geheimnisvoll ergreifenden fremdartigen Kults gleichkam. Tobias hatte sich wieder niedergelassen; unwillig hatte man ihn von rückwärts am Rock gezupft und ihm ärgerliche Worte in die Ohren gezischt. Er saß ganz still, ganz ins Schauen versunken und fühlte sein Herz stark und unruhig klopfen. Was ihn am meisten ergriff, war, daß Aphrodite und Eros einander glichen, als seien sie wirklich beide Angehörige der gleichen seligen Götterheimat. Die Tänzerin war nur um soviel vollkommener als ihr Partner, als ihre Gestalt und ihre Züge schon die zarte Erfüllung erster Reife besaßen; dem Knaben aber verlieh eben die Schmächtigkeit seines Alters jene Spur von Herbigkeit, die seine Anmut vor Süßlichkeit bewahrte.

Das Spiel klang aus mit einem Chor der Wald- und Meergeister, der die Wechselgesänge der dankbaren Liebenden zuerst nur begleitete, schließlich aber in sich aufnahm und mit dem Schlußbild des Balletts eine große Verherrlichung der Macht der Liebe darstellte. Das begriff Lennacker wohl, so wenig er im Einzelnen von Text und Zusammenhang aufgefaßt hatte. Der rings um ihn ausbrechende lärmende Beifall und der Aufbruch der Zuschauer erweckte ihn aus seliger Benommenheit, und mit Erstaunen fühlte er Tränen auf seinen Wangen, obwohl er so glücklich war. Er ließ sich dem Ausgang zu schieben und erlebte,

daß sich der Park inzwischen in ein Feenland verwandelt hatte, das im sanft glühenden Schein unzähliger blauer, grüner, roter und gelber Lämpchen von den phantastischen Schattengestalten der Bäume erfüllt war und von lockender Musik widerhallte. Indessen war er so weit zu sich gekommen, daß er keinerlei Versuchung empfand, sich in dem Labyrinth der Laubgänge zu verlieren und zu erforschen, wohin sie führen würden. Vielmehr überkam ihn, nun, da der Bann, den die Eingliederung in den Zuschauerkreis ihm auferlegt hatte, sich lockerte, etwas wie ein Erwachen, das mit einem unklaren Erschrecken, einer mahnenden Beunruhigung einherging. Er schlug den Weg zur Stadt ein, als einer der Wenigen, die sich aus der Menge lösten und die gleiche Richtung nahmen. „Habe ich unrecht getan?" fragte er, und fragte nicht sich selbst, sondern wandte sich, wie ihn von Kind auf gelehrt worden war, an den unsichtbaren Teilhaber solcher inneren Zwiegespräche. „Habe ich unrecht getan?" wiederholte er bange und dringlich, da die Antwort ausblieb, und atmete auf, als die gewohnte Stimme sich nun zart, doch untrüglich vernehmen ließ.

Wechselrede — immer war dies seine Form der Bewußtwerdung gewesen, die Art seiner Selbstprüfung in demütiger Unterordnung unter das, was „der Andre" ihm klarmachte — jener, der nicht „ein andrer", sondern „der Eine" war. Den höchsten Namen hatte er ihm niemals zu geben gewagt, aber er zweifelte nicht daran, daß er ein Bote des Höchsten war, sein Führer, der ihn einmal dorthin bringen konnte, wo Gott selbst zu ihm sprechen würde. Während er aufatmend die Allee betrat und sich immer weiter von der vom düsterroten Licht zweier Pechpfannen unheimlich wie von Leben überflackerten Gruppe des Herkules entfernte, versuchte er zu verstehen, was ihm „der andre" da vorhielt, der wieder das Mittel anwandte, das er in gewissen Fällen zu Lennackers Unbehagen mit unfehlbarer Sicherheit handhabte: er vertauschte die Rollen und anstatt zu antworten, begann er mit einer Gegenfrage. „Warum denn glaubst du, unrecht getan zu haben?" Tobias hatte es wohl vernommen. Beklommen seufzte er auf. Die Erwiderung, die am nächsten gelegen hätte, nämlich, daß doch dieser Besuch eines öffentlichen Schauspiels gegen alle Regeln und Vorschriften der Franckeschen Stiftung, wie sie ihm seit seiner Schülerzeit in Fleisch und Blut übergegangen waren, gewesen sei und eben darum als Sünde betrachtet werden müsse — diese Erwiderung verwarf er vor sich selbst als allzu bequem. Ich glaubte, unrecht getan zu haben, entschied er sich endlich, weil mir beim Verlassen des Theaters auf einmal klarwurde, daß ich meinen Fuß aus meiner Heimat in eine andere Welt — ja, in die Welt gesetzt hatte, ohne daß mir diese Welt böse und verabscheuenswürdig erschienen war, weil ich mich an ihr ergötzt hatte, nicht anders wie an einer blühenden Wiese oder an einem schönen Abendrot oder am Gesang der Vögel am Morgen. Und Unrecht wurde Sünde dadurch, daß mein Verstand es wohl klar erkannte, daß aber mein Herz es nicht wahr haben wollte. Und — schloß er mit verzweifelter Folgerichtigkeit — weil es auch jetzt noch zuzugeben sich sträubt, daß, was so hold, so anmutig sei, was sich in so schöner Ordnung vollzieht, gleichsam wie unter dem in der Natur waltenden göttlichen Gesetz — daß das Sünde sein könne!

Hierauf sagte die Stimme weiter nichts als: Erstes Buch Mose, Kapitel drei, Vers sechs...

Es genügte, um Lennacker so zu treffen, daß er stehenblieb und die Hand auf sein Herz preßte. Er wußte, was das geschrieben stand! „Und das Weib schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre..." Ist es das? flüsterte er vor sich hin. Er hatte den Blick zum Himmel erhoben: in dem jung belaubten Geäst der finsteren Bäume hingen die Sterne wie goldene Fische in Netzen der Nacht, die vom gelinden Wehen wie von einer Strömung sanft hin und her bewegt wurden. Hinter ihm rauschte von neuem Musik auf. Nur wenige Menschen wanderten nach der Stadt zurück, sie hasteten schattenhaft an ihm vorüber, und er fing abgerissene Worte ihrer Gespräche auf, wie ein Bettler nach einem Brocken, nach einer Münze hascht, die unbeachtet zu Boden fallen. Ein Gefühl der Verlassenheit hatte ihn überkommen, schaurig wie niemals zuvor. Er gewahrte, daß er sich umwandte und die Entfernung abschätzte, die ihn von dem Bereich der farbigen Lichter, der Musik, des Tanzes und des Gelächters trennte. Wie? Dachte er denn daran, umzukehren? Vielleicht, meinte er schwermütig, vielleicht, wenn er mit gewecktem, erschlossenem Gewissen noch einmal zurückginge, daß er dann begriffe, daß es ihm aufginge, warum Francke den Erleuchteten und Wiedergeborenen jede Freude an Scherz und Spiel, am Tanz und an der Komödie absprach... Er wurde der Entscheidung enthoben. Ohne daß er darauf geachtet hatte, hatten sich wiederum Schritte genähert, und zwei Gestalten tauchten aus der Schwärze tieferen Dunkels in dem matten Grau seines nächsten Gesichtskreises auf, eine Frau und ein Kind, wie ihn dünkte. Da sie ihren Schritt verlangsamten, als sie ihn bemerkt zu haben schienen, wandte er sich hastig, um weiterzugehen. „Nun – wie hat dem Herrn die Pastorale gefallen?" hörte er da eine Stimme hinter sich sagen. Es war eine unausgeglichene Knabenstimme von sonderbar samtiger Heiserkeit; sie brachte die Worte in fremdartiger Betonung hervor, die ihn dennoch berückend vertraut anmutete. An dem freudigen Erschrecken, das ihm vorübergehend das Herz stocken ließ, erkannte er: dies war es wohl, worauf er gehofft, ja, was er ersehnt hatte – wenn nicht eine neue Begegnung mit dem böhmischen Knaben, so doch, daß eine Stimme, eine menschliche Bruderstimme ihn freundlich anreden möge. Er lächelte in das Dunkel hinein und sagte so zufrieden: „Da bist du ja wieder!" als hätte er in der Tat ein verlorengegangenes Brüderlein wiedergefunden. „Zu dienen, Monsieur! Es freut mich, daß Monsieur mich noch kennt! Monsieur waren wohl sehr erstaunt, daß ich vorhin ausriß, ohne Urlaub zu nehmen! Monsieur werden gedacht haben: das ist ein unhöflicher Sperling, ein Gassenvogel, der nicht weiß, was sich ziemt – das hat mir die ganze Zeit über den Kopf warm gemacht. Aber vielleicht hat Monsieur inzwischen doch bemerkt, weswegen es mir derart pressierte?"

Die letzte Frage wurde mit spitzbübischer Pfiffigkeit, aber auch mit einem Unterton gravitätischen Stolzes vorgebracht, der Tobias erheiterte. Allerdings, gab er zu, allerdings sei es ihm mitnichten entgangen, wer die wichtigste Person in eben stattgefundener Veranstaltung gewesen sei. Und – fuhr er zögernd fort,

denn dies war er doch der Höflichkeit schuldig – nicht in Abrede könne er stellen, daß ein gewisser Jemand seine Sache vorzüglich gemacht habe, wenn schon... Er kam nicht dazu, den pädagogischen Bedenken, die er denn doch nicht verschweigen zu dürfen meinte, Worte zu leihen. „Was? Wichtigste Person? Der Kupido? Ich?" war es entrüstet zurückgekommen. „Die Venus war die wichtigste Person in der ganzen Pastorale, wie jeder Kenner zugeben wird! Es freut mich, daß dem Herrn meine Sprünge gefallen haben, aber wenn er ein Kenner ist, wird er nicht abstreiten, daß der Kupido vor der Venus, der Bruder vor der Schwester ein Waisenkind ist!" („So schweige doch, Stephan!" hatte eine leise Stimme dazwischengeworfen, war aber gänzlich unbeachtet geblieben.)

„Der Bruder vor der Schwester?" fragte Lennacker etwas verwirrt. „Aber ja! Seraphine war doch die Göttin! Die Venus war meine Schwester: Demoiselle Seraphine Horawitz! (Stephan Horawitz, zu dienen, Monsieur, das bin ich!) – Aber", fügte er bekümmert hinzu, „der Name stand ja nicht auf dem Komödienzettel! Wenn Monsieur dort nachgelesen hat, wer die Venus machte, so wird er denken, das sei doch Demoiselle Clément gewesen. Aber Demoiselle Clément ist krank, meine Schwester hat sie vertreten dürfen." Er legte die Hand auf den Arm der neben ihm gehenden Dame, die einen ungeduldigen kleinen Ausruf getan hatte, als wollte er sie beruhigen, und fuhr in anscheinend unbezähmbarer Begeisterung fort: „Sollte Seraphine nicht immer die Venus machen – meint der Herr das nicht auch? Sie ist hunderttausendmal besser als die Clément mit ihren Elefantenfüßen, das sagt auch unser Ballettmeister. Aber die Clément – sie hat eben Protektion..."

Tobias war so bestürzt, daß er seine Gangart unwillkürlich beschleunigt hatte. „Was fällt dir nur ein, den Herrn so zu langweilen!" hörte er die Frauenstimme wieder aufklingen, heiter, als sei sie von unterdrücktem Lachen bewegt. „Ist das wahr? Langweile ich den Herrn?" widersprach Stephan ungläubig. „So – das war also deine Schwester...", sagte Tobias, denn etwas anderes wäre ihm um die Welt jetzt nicht eingefallen, und er ging etwas langsamer, indem er entschlossen den Kopf drehte und versuchte, seine Begleiter ins Auge zu fassen. Das Mädchen lachte nun wirklich, es klang nicht viel anders als der tiefe Glockentriller einer der Nachtigallen, die hier und dort im Gebüsch zu schlagen begonnen hatten. „Es scheint Ihnen nicht gefallen zu haben, mein Herr", sagte sie mit so anmutigem Ausdruck, daß Lennacker ganz verstört aufhorchte. „Nun, man tut, was man kann. Es war eine große Chance für mich, Demoiselle Clément vertreten zu dürfen, aber einem verwöhnten Geschmack kann eine bescheidene Anfängerin wie Dero gehorsame Dienerin gewiß nicht genügen. Und nun bitte ich den Herrn, sich doch durch uns nicht aufhalten zu lassen! Stephan hat sich wieder einmal recht aufdringlich benommen, er ist ein böser Knabe und lernt nie, was sich schickt. Aber, mein Herr, vielleicht kommt das daher, daß er nie einen Vater gekannt hat . . ."

Die letzten Worte kamen mit Stocken, als wandle Reue die Sprecherin an, daß sie sich zu einer persönlichen Äußerung hatte hinreißen lassen. Sie hatte den Arm um die Schultern des Knaben gelegt und ihren Schritt verlangsamt,

als wollte sie Lennacker Gelegenheit geben, voranzugehen. Lennackers Verwirrung hatte sich bis zu einem Zustand gesteigert, in dem sein Handeln wieder folgerichtig zu werden begann. Jedoch war die Ebene, auf der er nun handelte, die des Traumes, und die Wirklichkeit, die er wahrnahm, hatte den Zusammenhang mit seiner eigenen Vergangenheit für ihn eingebüßt. Er sagte, daß er nicht daran denke, allein weiterzugehen, wenn er es in so angenehmer Gesellschaft tun könne; er sagte auch, Mademoiselle beschäme ihn tief, wenn sie annähme, die Pastorale und vor allem ihr Tanz habe ihm nicht gefallen! Er sei nur ungeübt; sie möge ihm glauben oder nicht, es sei aber das erstemal, daß er einer solchen Vorstellung beigewohnt habe, und es sei ihm alles so natürlich erschienen, daß es ihm vorerst noch schwerfalle, zu begreifen, dies alles sei einstudiertes Theater gewesen. „Es erschien mir", sagte er schwärmerisch und von der Dunkelheit zu der Täuschung verführt, als hinge er in einem Selbstgespräch seinen Eindrücken nach — „nicht anders erschien es mir, als eine Folge jener lieblichen Bilder und Gleichnisse, mit denen unsere Phantasie den Ablauf der Jahreszeiten zu begleiten versucht ist, zumal wenn wir bei einem eingezogenen ländlichen Leben in Beschaulichkeit den Wechsel der Szenerie zu betrachten Gelegenheit haben, den die Natur in Wald und Garten, in Feld und Wiese mit Blühen, Reifen und Welken vollzieht. Ich war sehr glücklich beim Zuschauen und auch beim Zuhören, Mademoiselle! War die Musik nicht über die Maßen schön? Ich habe nie gewußt, daß dergleichen so zum Gemüt zu sprechen vermag — und ich weiß nicht, warum, was so heiter und dankbar stimmt, Sünde sein soll..."

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Peter Bamm als I-Punkt

Peter Bamm hat der „Kleinen Weltlaterne" den „I-Punkt*" folgen lassen. Ein Arzt und Chirurg ist ein reputierlicher Mann, etwas Festumrissenes, einer, der weiß, was er will, wenn er mit dem Messer zu schneiden beginnt: eine Realität, ein vernunftgemäßes Wesen. Ein Schriftsteller ist schon schwerer bestimmbar, vor allem, wenn er die holden Unbegreiflichkeiten des Lebens bevorzugt und sich selbst und seine Mitmenschen nicht mit Arztesaugen betrachtet, sondern eben in ihrer Unbegreiflichkeit, ihrer privaten Atmosphäre, dort, wo man komisch oder närrisch zu sein pflegt. Peter Bamm nun ist beides; wann es ihm beliebt, kann er die Hülle des Chirurgen abstreifen und in das bunte Gewand des Spaßmachers schlüpfen. Der eigene Reiz auch seines neuen Buches liegt darin, daß der Leser hinter den Einfällen zugleich immer den Mann der Erfahrung spürt.

Dieser sächsische Diogenes, der mit seiner Laterne durch die Gefilde schreitet und den I-Punkt sucht, hat zudem ein Stück Welt gesehen und den Whisky des Daseins an mancherlei Orten, in China so gut wie in Afrika, gekostet und vertragen. Auch das spürt der Leser, und wenn er die Fährte Bamms verfolgt hat, ist ihm, als habe auch er den I-Punkt gefunden: die gelassene Heiterkeit, die diese Plaudereien eines Globetrotters erfüllt. Wenn aber ein Buch, das im Grunde nur von den kleinen Dingen des Alltags handelt, solches vermag, so ist das viel. Auch dieser Weltlaterne zweiter Schein ist eine Sammlung der Aufsätze, die der Chronist Bamm als „Mosaik der Woche" in der „Deutschen Zukunft" zu veröffentlichen pflegt, ergänzt durch Beiträge, die in der „neuen linie" erschienen sind. Es spricht für die Geistigkeit des Verfassers, daß diese Wochenerzeugnisse nicht mit dem Tage verfliegen, sondern im geschlossenen Rahmen des Buches die gleiche Wirkung ausüben, wie sie es tun, wenn sie einzeln serviert werden. Ja, man merkt um so mehr, daß dieser Bamm nicht allwöchentlich am Federhalter kaut und verzweifelt nach Stoff sucht, sondern daß er die seltene Gabe besitzt, aus der Fülle zu arbeiten, gleichgültig, ob er eine Bar mit der agora der Griechen vergleicht oder die Unentbehrlichkeit der Faulheit besingt, ob er sich mit luministischer Eleganz über Auroras kleinen Finger oder die Kunst zu Streiten ausläßt. Und dann finden wir inmitten dieser heiteren und besinnlichen Betrachtungen ein afrikanisches Intermezzo, das farbig die Erlebnisse einer Afrikareise zusammenfaßt und dabei wirksam und wirklichkeitsnah die Atmosphäre und Probleme eines Erdteils nachgestaltet. Kurz, mit der Heiterkeit allein ist es nicht getan. Der echte Humor wächst ja erst aus dem echten Ernst, und weil dieser auch bei den lustigsten Schnurren im Hintergrunde mitschwingt, wagen wir es, trotz der Abgebrauchtheit des Wortes, diesen Bamm einen Humoristen zu nennen. Und das wieder ist die beste Empfehlung, die wir diesem unterhaltsamen Narrenspiegel mit auf den Weg geben können. Nicht zu vergessen: Olaf Gulbransson hat meisterhafte Illustrationen beigesteuert, die jede für sich auch einen I-Punkt darstellen.

Werner Wirths.

Neues von Werner Bergengruen

Anläßlich einiger Randnoten zur Entstehungsgeschichte des „Großtyrannen" berichtet Werner Bergengruen, wie man ihn darauf aufmerksam gemacht habe, daß in den meisten seiner Novellen eine „Verwirrung von Recht und Nichtrecht erscheint, die dann in einer großen Gerichtsszene von einem erhöhten Platz aus gelöst wird". Ein ähnlicher ideenmäßiger Zusammenhang besteht zwischen seinen verschiedenen Romanen: ihr eigentliches Thema ist die Zwiespältigkeit der menschlichen Natur, die Sehnsucht und das Streben nach

---

* Der I-Punkt. Von Peter Bamm. Der Kleinen Weltlaterne zweiter Schein. Mit Zeichnungen von Olaf Gulbransson. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 4,50.

der verlorenen Einheit. Indem Menschen vor Entscheidungen und in Kämpfe des Gewissens gestellt werden, zeigt sich, wieweit sie, ihrer Bestimmung gehorchend, der unendlichen Aufgabe gewachsen sind, einig zu werden mit sich selbst, oder, Opfer ihrer Zerrissenheit und Willenslähmung, sich nicht aus der Verstrickung zu befreien vermögen, es sei denn, daß ihnen die göttliche Gnade zuteil werde.

Von einem Gericht, das über die Herzen verhängt ist, handelt auch „Der Starost" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938. RM 4,80), die Neufassung des 1926 erschienenen Romanes „Das große Alkahest". Vieles an diesem Buch war fragmentarisch geblieben. Bergengruen hat die Überarbeitung nun in der Weise vorgenommen, daß er, ohne Grundgedanken und Aufbau des Werkes anzutasten, die Handlung straffer durchführte, die schicksalhaften Verkettungen folgerichtig ineinander übergreifen ließ und die Konturen der einzelnen Charaktere deutlich gegeneinander absetzte. Alles Beiwerk ist fortgefallen; der Sprache eignet Geschmeidigkeit, aber auch die zuchtvolle Strenge und Klarheit, zu der sich der Dichter des „Großtyrannen" durchgerungen hat. So bedenklich Neufassungen von Jugendwerken zu sein pflegen – diese ist wirklich wie aus einem Guß gelungen. Als eine bedeutende erzählerische Leistung darf „Der Starost" den wenigen wesentlichen Büchern des gegenwärtigen deutschen Schrifttums zugerechnet werden.

Im Mittelpunkt der Geschehnisse dieses Romanes steht der Starost von Karp, einer Riesengestalt der Frühzeit gleichend. Selbstherrlich in seinem Tun, von unbeugsamem Stolz erfüllt, verharrt er in Gegnerschaft zu dem Hause Biron, das mit Hilfe Katharinas der Zweiten den kurländischen Herzogsthron gewonnen hat. Gewohnt, bei seinen Untergebenen unbedingten Gehorsam zu finden, muß er erfahren, daß sein einziger Sohn in ein leichtfertiges Abenteuer verstrickt wird, nach Petersburg flieht und, als er ihm die Rückkehr befiehlt, offen gegen den väterlichen Willen aufbegehrt. Ohne daß es ihm selbst recht zum Bewußtsein käme, ist Christian nur ein Unterpfand in den Händen der herzoglichen Partei, die den Starosten zur Versöhnung zu bewegen wünscht. Eine gewichtlose, schwächliche Natur, meint der Jüngling, eigenen Antrieben zu folgen, läßt er sich von den Wundern des Augenblickes überwältigen, um schließlich zu erkennen, daß er unter einem dunklen Willen steht, dem er nicht zu widerstehen vermag, der ihn vernichtet. Der Starost aber wird vor die Entscheidung gestellt: soll er auf seiner Vatergewalt beharren oder, sich selbst verleugnend, dem Ungehorsamen verzeihen, auf daß die Zukunft des Geschlechts gesichert werde? Er begibt sich seines Stolzes, nimmt fremden Beistand an und sucht den Sohn zurückzugewinnen. Vergebens. Nachdem er vorübergehend seine einstige kraftvolle Sicherheit wiedererlangt hat, erliegt Karp, müde und alt geworden, ein zweites Mal der Versuchung. Allein, die aufgenommene Spur erweist sich als eine Täuschung, Christian bleibt verschollen. Dem Starosten ist nicht bestimmt, Trost zu finden, sondern den Einklang von Sein und Tun aufs neue herzustellen, das Gesetz seines Wesens zu erfüllen, einsam und herrenhaft zu beharren, ohne nach Schuld oder Nichtschuld zu fragen.

Gegenspieler des Starosten ist Przegorski, Nachfahre von Alchimisten, selbst den geheimen Wissenschaften und aller Mystik mit Leidenschaft ergeben. Halb deutscher, halb polnischer Herkunft, offenbart sich die Zwiespältigkeit seines Wesens in einem Schwanken zwischen verstandesmäßiger Kälte und rauschhafter Selbstvergessenheit. Manche Züge hat Przegorski mit dem Großtyrannen gemeinsam: die Neigung, Triebfedern des Handelns und seelischen Beziehungen nachzuspüren, mit Menschen und Dingen ein Spiel zu treiben, „das über das Spielerische ins Schicksalhafte hinauswächst"; andere erinnern an Sperone, doch ist er von dessen Einfalt weit entfernt. Vielmehr sehnt er sich beständig danach, „der nicht mehr Versprengte, in sich selber Einige" zu werden, „einig mit seiner Bestimmung vor der Ewigkeit". Przegorski bewundert die „Ungehälfteten", beneidet die Selbstherrlichkeit des Starosten und die ruhige Festigkeit Agathens, Christians Braut, die nach schweren Erschütterungen heimgefunden hat in die eigene Art. Diese verwirklichen ihr Gesetz im irdischen Dasein; ihm, dem Schuldbeladenen und Sehnsüchtigen, ist Erlösung beschieden, als er sterbend die Grenze der Welten überschreitet.

Gleichzeitig mit diesem Prosawerk veröffentlicht Bergengruen einen Lyrikband, „Die verborgene Frucht" (Verlag Die Rabenpresse. Berlin 1938. RM 4,80), der neben in früheren Sammlungen Enthaltenem

eine größere Anzahl neuer Gedichte umschließt. Die Mitte des Buches nimmt der „Capri"-Zyklus (1930) ein. So sehr sich der Dichter sonst subjektiver Bekenntnisse enthält, in diesen Versen klingt persönliches Erleben nach: zuerst bedrängt, überwältigt von der Fülle der Bilder, spürt der in sich selbst Verfangene, „wie sanft der Schleier fällt", der sein „Herz vom Weltenherzen trennt", erschließt sich ihm mit dem Zauber der homerischen Landschaft das tiefe Geheimnis von der Einheit des Seins. Das Erlebnis des Südens ist für Bergengruen ebenso bestimmend gewesen wie die entschiedene Wendung zum Christentum. Selbst im Ausdruck des einfachen Naturgefühles erscheint seine Lyrik im Religiösen verankert. Oftmals schwingt in Bergengruens Gedichten ein selten vernommener Klang, von tiefer Inbrunst beseelt, schlicht und wahr, wie aus versunkenen frommen Tagen und doch ganz einmalig, gegenwärtig. Wie innig und heiter zugleich sind doch die beiden „kaschubischen Weihnachtslieder", wie trefflich versteht es der Dichter, im Ton der Volksweise die Empfindungen einfältiger Hirten vor dem Wunder der göttlichen Geburt zu schildern; wie ernst hinwieder ist der Gesang, der „das Steigende" ruft, das sich mehrende Licht, welches die ewige Freiheit verheißt!

Bergengruen gehört zu denen, die verhältnismäßig spät die eigene Form finden und von diesem Zeitpunkt an freilich auch ihr Bestes zu geben imstande sind. Die Gedichte des Fünfundvierzigjährigen besitzen einen hohen Grad der Reife und Gelöstheit, sie sind ebenso kostbar an sprachlichem Adel wie an gedanklicher Tiefe und Reichtum der Anschauung; manche tragen das Siegel der Vollkommenheit in sich („Die Flöte", „Weil alles erneut sich begibt", „Die Mühle", „Sommer"). Gläubiges Weltvertrauen, das sich durch nichts erschüttern läßt, ein Wissen um Dauer, um die ewige Wiederkehr der Dinge und die Erkenntnis, daß der Mensch zugleich Bürger des Jenseits ist, welches in das irdische Dasein hineinragt — derart ist die Weisheit, von der Bergengruens Gedichte künden. Nur den Widerschein des Göttlichen vermögen wir zu schauen, nur schmale Trümmer zu fassen, ist menschliches Los: „Aber die verborgene Frucht ist g a n z".

Ronald Loesch.

Echo lyrischer Begegnungen

Die Begegnung mit dem großen lyrischen Wort, das in Gültigkeit und Anspruch immer ein magisches Wort ist, ein Wort der großen Erfahrung und der entrückten Begegnung, ist für den im Dickicht der Literatur heftig umgetriebenen Betrachter noch ein Erlebnis von so ursprünglicher Gewalt, daß sich ihm unter der Fülle der Verzauberung das sonst so gefällige, immer bereite Wort der Deutung, das so leicht sich zu verselbständigen, sich in schönrednerische Artistik zu verflüchtigen droht, versagt; das gültige Gedicht, der Bereich des gefestigten, festgebrannten, lebenskundigen Lesers, verschlägt auch ihm, wie immer, die Stimme. So ist es fast eine Erleichterung, aus vielerlei gewichtigen Gründen zu einer sehr kurzgefaßten Anzeige neuer lyrischer Bücher gezwungen zu sein; zu einer Anzeige im Stile eines Stichwortverzeichnisses, bei der es durch den Verzicht auf feinere Unterscheidungen und auf eindringliche Beredsamkeit wohl nicht völlig ohne einige Gewaltsamkeit abgeht, darin die Kürze von Anmerkung und Hinweis aber das Echo dieser lyrischen Begegnungen volltönend bewahren soll.

Josef W e i n h e b e r, „Späte Krone" (Alb. Langen/Gg. Müller, München) — atemengende, das Herz brennenmachende Lyrik, darin alle Schauer und Beglückungen des großen Gedichts leben. Voll der brennenden Kühle von jenem kalten Feuer Platos, berauschend in der erregenden Musik aus hohem Wohllaut und zuchtvoller Strenge; orphischen Urworten gleich werden hier Adel und Würde des Menschen in zauberischen Beschwörungen besungen. Ein Buch tiefster Erschütterung und höchster Entrückung, darin vor dem Schatten Michelangelos erneut ein Wort aufsteht und mahnende Forderung wird: Du mußt dein Leben ändern!

Richard E u r i n g e r, „Die Gedichte" (G. Grote, Berlin) — von großer Bedeutsamkeit als lyrisches Tagebuch eines politischen Menschen; darin Lyrik von mancher Erfüllung, von großer Gültigkeit und Forderung, darin Anruf und Aufruf; gleichsam „Die Politeia" eines um neue Lebensinhalte ringenden dichterischen Menschen.

Hermann H e s s e, „Neue Gedichte" (Bermann-Fischer, Wien) — die leicht resignierte, trotz einiger Müdigkeit männlich gefaßte

Stimme eines abendlichen Menschen, die Stimme der aller Zwiespältigkeit, aller Zwiegesichtigkeit des Weltbildes zum Trotz ewig-betörenden, berückenden Romantik.

Kurt Heynicke, „Das Leben sagt Ja!" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) — lyrische Feier der Begegnungen des Lebens, gebändigter, in strenge Zucht des Worts genommener Rausch und Überschwang, wie Anruf und Zuspruch und wohlbegründete Mahnung zum amor fati!

Hans Friedrich Blunck, „Balladen und Gedichte" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) — das lyrische Gesamtwerk des Dichters, überraschend in seiner Fülle und seiner ausgebreiteten lyrischen Wirksamkeit; starken, nachhaltigen Eindruck weckend vor allem mit den Balladen und den zwingend-eindringlichen Verdichtungen von Landschaften und von gleichsam magischem Zwielicht umzitterten Gestalten aus germanischem Kulturkreis, voll Erlebnisfülle aber auch in Liedern und Versen helleren Gesichts.

Heinrich Lersch, „Das dichterische Werk" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) — enthält die bekannten Versbücher des Dichters „Mit brüderlicher Stimme" und „Mensch im Eisen". Noch einmal, zusammengefaßt nun, ruft die Stimme des frühen Toten das Herz an, noch einmal fällt mit den Schauern eines gewaltigen Gewitters das herrische und zugleich so innige, das anklägerische und gleichzeitig tröstliche Wort eines wahrhaft brüderlichen Menschen auf uns. Man hat manchen Vers aus den früher bekannten Fassungen gestrichen, hat Lerschs Werk gleichsam „gereinigt"; da es einem Toten geschah, da es an einem Werk geschah, das immerhin bereits von dem versöhnlichen Glanz der Historie umschimmert scheint, wird das peinigende Gefühl eines Unrechts wach.

Gottfried Kölwel, „Irdische Fülle" (Propyläen-Verlag, Berlin) — stille, zärtliche, verliebte, von einem innigen Naturgefühl getragene Verse zum Lob der Jahreszeiten und ihrer Offenbarungen; sehr melodische, verführerische und tröstliche Verse, gültig in Gefühl, Bild und Gestalt.

Friedrich Sacher, „Maß und Schranke" (Adolf Luser Verlag, Wien) — Verse der Mahnung, der Grenzen und der kosmischen Abhängigkeiten des Menschen eingedenk zu sein; Verse zum Lobe der Mitte, Anrufungen, das Herz in die Ordnung zu nehmen; voll Klang und Farbe übersonnter Weite.

Herbert Lipp, „Umbrandete Heimat" (Edwin Runge Verlag, Berlin) — Gesänge auf das Memelland, auf Weg und Schicksal memelländischer Menschen; das schwere Schicksal von Grenzlandmenschen, ihr mutiges Ausharren unter härterem Gesetz, ihre große Not und ihre größere Sehnsucht werden eindringlich und sehr bildhaft verdichtet.

Hans Niekrawietz, „Bauern und Bergmannsgesänge", und Luise Meineck-Crull, „Die Stimme des siebenten Tages" (beide Bücher im Verlag „Der Oberschlesier", Oppeln) — sind gewichtige, Landschaft und Menschen trefflich verlebendigende Verse aus dem oberschlesischen Raum; in den Gesängen von Niekrawietz ist das Schwere in Mensch und Landschaft, diese umkämpfte, zerwühlte, mit Blut und Schweiß gedüngte, von Essen und Schloten umstellte Landschaft, ganz ins Wort gebannt; in den Gedichten der Meineck-Crull lebt die schwermütige, träumereiche Musik des oberschlesischen Menschen, ein Klang, der in seiner in das Leben verliebten heiteren Schwermut volksliedhaft anspricht und nicht ohne Beglückung an Eichendorff gemahnt. E. K. Wiechmann.

Ina Seidel

Selten geht eine rein epische Begabung mit einer lyrischen so Hand in Hand, wie es bei Ina Seidel der Fall ist. Sie gehört nicht nur zu den größten deutschen Epikerinnen, sondern schließt sich auch sinnvoll unseren größten Lyrikerinnen, der Droste, der Miegel und Lulu von Strauß und Torney an. Der vergangene Herbst brachte uns nun nach der zuletzt von ihr erschienenen Gedichtsammlung „Die tröstliche Begegnung" eine noch umfassendere. Der neue Band „Gesammelte Gedichte" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) enthält mit wenigen Ausnahmen alle diejenigen, welche von 1914 bis 1934 überhaupt erschienen, und umfaßt außerdem noch eine Anzahl von bisher ungedruckten Gedichten, deren Entstehungszeit sogar bis auf 1900 zurückgeht. Die Anordnung der Gedichte in einer dreifachen Gliederung erfolgte aber nicht nach chronologischen, sondern nach inhaltlichen Gesichtspunkten. Es ist nicht zuviel

gesagt, wenn wir diesen Ina Seidels bisherige Lyrik zusammenfassenden Band für den besten der bisher erschienenen halten und entsprechend begrüßen.

Elisabeth Gerner-Waldmann.

Bücher der Besinnung

In der sich gut einführenden Reihe „Bücher der Besinnung" (Leipzig, Amthorsche Verlagsbuchhandlung. Je Band RM 2,50) sind acht Bände erschienen, deren jeder das Ziel in seiner Art verfolgt, die Möglichkeiten des Glückes durch Selbstbesinnung und das Offenhalten der Augen auf die Dinge neben dem lauten Tagestreiben zu zeigen. Neben Clemens Brentanos „Leben lebt allein durch Liebe", mit Handzeichnung von Hedith Wecker, eine Auswahl, die Karl Rauch traf, und die auch bisher Unbedrucktes bringt, treten Otto Brües mit seinen Erlebnissen zwischen Alltag und Sonntag „Heiterkeit des Herzens", Handzeichnungen von Fritz Zalicz, Arnim Renker mit Briefen eines Vaters an seine Kinder, in denen er ihnen die ewige Schönheit der Natur erschließen will: „Die Heimat ist stark", mit Handzeichnungen von Hans Beckers, Karl Bröger, gleichfalls mit einem Bekenntnis eines Vaters an seine Söhne, „Vier und ihr Vater", mit zehn Handzeichnungen von Fritz Fischer, und Karl Röttger, der in seiner Art Begegnungen mit Beethoven, Friderike Brion, Clemens und Bettina Brentano und Jean Paul schildert, Handzeichnungen von F. Ahlers-Hestermann, unter dem Titel „Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir". Die beschworenen Geister haben ihn gehört und ihm geantwortet. Ernst Stemmann steuert ein feines und innerliches Büchlein bei „Wenn über ihm die Rosen blühn", vom Glück und eigener Erfüllung im Kinde; Kindheitserinnerungen wählte Karl Rauch aus der Fülle der Aufzeichnungen von Goethe bis Carossa: „Ich träume als Kind mich zurück" (beide mit Handzeichnungen von Hedith Wecker), und Otto Urbach gibt unter dem Titel „Ehrfurcht, Stille, Besinnung" eine kluge und feinsinnige Sammlung deutscher Weltanschauung, gegliedert nach den Abschnitten: das All; die Persönlichkeit; die Gemeinschaft; die Ewigkeit. Alle diese Bändchen haben ein Gesicht, in dem sich der innere Gehalt ausprägt. Sie geben Kraft und Bereicherung und sind daneben sehr hübsch ausgestattet. Also willkommene Geschenkbücher.

Vom deutschen Kolonialreich

Der unsern Lesern wohl vertraute Professor Georg Wegener hat ein Buch erscheinen lassen: „Das Deutsche Kolonialreich" (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. RM 4,50). Wegener gibt hier eine Geschichte der deutschen Kolonien, indem er schildert, wie das deutsche Kolonialreich entstand, wie es war und wie es verlorenging. Er ordnet diesen wichtigen Abschnitt deutscher Geschichte mit sicherer Hand, gestützt auf ein umfangreiches Material, in den Ablauf der deutschen Gesamtgeschichte ein. So ist ein Buch entstanden, das man nicht mehr entbehren möchte, vom ersten Erwerb deutscher Kolonien an über eine ausgezeichnete Schilderung der einzelnen deutschen Kolonialgebiete und ihrer Bedeutung bis zu ihrer Verteidigung, die wahre Heldenleistungen zeitigten, und ihrem Verlust. Dieses Bild gewaltiger deutscher Leistung wünschen wir auch in die Hände unserer deutschen Jugend. Denn hier wird eindeutig gezeigt, daß das deutsche Volk zu größter kolonialer Leistung befähigt war.

Die Südafrikanische Union

Einen sehr lesbaren Beitrag mit ausgezeichneten Bildern zur Frage der Südafrikanischen Union bildet „Das Süd-Afrika-Buch von Paul Skawran (Berlin, Freiheits-Verlag. 138 Tiefdruckbilder, 3 Zeichnungen im Text. 93 Seiten). Skawran wirkt seit einer Reihe von Jahren als Universitätsprofessor in der Union. Er gibt in zwangloser Folge durch die Zusammenstellung einer großen Reihe von Artikeln, die er seit 1929 erscheinen ließ und nun zum Buche abrunden ließ, Rechenschaft von seinen Erfahrungen und scharfäugigen Beobachtungen in seiner neuen Heimat. Das Buch geht jeden an, der sich für Südafrika interessiert, und niemand, der hinüberzugehen beabsichtigt, sollte es unbeachtet lassen. Das Buch ist in einem persönlichen und nicht wissenschaftlichen Stile geschrieben, und die Erkenntnisse

werden so leicht vermittelt. Trotz der scheinbaren Unsystematik wird der ganze Fragen- und Problemkomplex behandelt, von denen besonders die Rassenfrage hervorgehoben sein soll.

Ein englischer Soldat

Der Staatschef des britischen Tankkorps im Weltkriege Generalmajor J. F. C. Fuller hat in seinem Leben viel geschrieben und einen unermüdlichen Kampf geführt, um im Kriege und nach dem Kriege der englischen Obersten Heeresleitung andere und modernere Auffassungen beizubringen. Zeitweise hat er bei den Militärs anderer Länder stärkere Beachtung gefunden als in seiner Heimat, da er in vielen Dingen zweifellos bahnbrechend gewirkt hat. Jetzt sind die „Erinnerungen eines freimütigen Soldaten", so lautet der deutsche Titel der „Memoirs of an unconventional soldier" (Berlin, Rowohlt. Mit vielen Skizzen und Karten. 412 Seiten). Man muß schon sagen, daß dieser Soldat sehr freimütig ist, und man könnte es verstehen, wenn seine Personalakten stets in dem bekannten Fache U. U. (unbequeme Untergebene) gelegen hätten. Seine Kritik an den Vorgesetzten ist sehr bitter. Besonders hart ist sein Urteil über Sir Douglas Haig. Gelegentlich urteilt er so schroff, daß man sich wundern muß, wenn die so kritisierten englischen Soldaten überhaupt Leistungen vor sich gebracht haben. Denn von wenigen abgesehen, die Fuller unterstützten, erscheinen die andern mehr oder weniger als Idioten. Aber man lernt die Schärfe des Tones verstehen, denn Fuller ist zweifellos ein Soldat, der mehr von dem Wesen des modernen Krieges verstand als die Männer, gegen deren Widerstand er oft fast hoffnungslos kämpfte. Er glaubt unbedingt an die Macht der Technik in allen kommenden Kriegen, er hat eine klare Konzeption von fast visionärer Deutlichkeit von dem Krieg der Zukunft, mit der er steht und fällt. Kein Wunder, daß ihm Männer des schablonenhaften Denkens entgegentraten. Für jeden Soldaten sind seine Ausführungen von höchstem Interesse, aber nicht nur für die Soldaten. Denn Fuller ist ein Mann von geschlossener geistiger Konzeption, sicherlich ein kühler Skeptiker, aber voll Achtung vor dem Irrationalen, und ein Mann, auf dessen Wort und Rat man auch bei der Gestaltung eines künftigen Europa hören sollte. Für uns bestätigt sein Buch, soweit es sich mit dem Weltkriege befaßt, wiederum die traurige Tatsache, daß wir zu wiederholten Malen näher am Endsiege waren, als unsere Berechnungen es erhofften. — Es ist schade, daß die Übersetzung nicht sorgfältiger gemacht ist. Es dürfte heute nicht mehr vorkommen, daß in einem lesbaren deutschen Buche es nur so wimmelt von Worten wie „derselbe, dieselbe, dasselbe", daß nach einem Komperativ „wie" steht statt „als" und daß man in dem oft sehr umständlichen deutschen Text immer wieder nach der Klarheit des englischen Originals Bedürfnis empfindet. Auch den guten alten „Traveller's Club" sollte man doch nicht in einen „Klub der Reisenden" verdeutschen.

François Villon

Des französischen Archipoeta „François Villon. Dichtungen" erscheinen jetzt in einer schlechthin musterhaften Ausgabe. Martin Löpelmann hat den französischen und deutschen Text nebeneinandergesetzt, eine ausgezeichnete Einleitung geschrieben und reiche Anmerkungen hinzugefügt (München, G. D. W. Callwey. 228 Seiten). Diese Ausgabe der Werke eines der genialistischen Menschen, die der Weltliteratur angehören, war um so not-

wendiger, als zwei deutsche Bücher in keiner Weise der Aufgabe gerecht geworden waren, sein Werk und seine Persönlichkeit dem deutschen Volke in richtiger Form zu erschließen: das 1907 erschienene Buch „François Villon. Balladen" von K. L. Ammer und die Ergänzung „Die Balladen und lasterhaften Lieder des Herrn François Villon" in deutscher Nachdichtung von Paul Zech. Beide Bücher erfahren ihre gebührende und temperamentvolle Erledigung durch Löpelmann. François Villon ist in seinem Dichten und Leben nur zu verstehen auf dem Hintergrunde der furchtbaren Zeit, in die er hineingeboren war und deren Opfer er wurde. Niemals war er ein Revolutionär, als welchen ihn frühere Herausgeber auszugeben versuchten, noch war sein Schaffen die Schweinerei, als welche es angepriesen wurde. Das Vorwort Löpelmanns zeichnet mit Meisterschaft und Klarheit den geschichtlichen Hintergrund, auf dem dies Leben und dies Genie wuchs. François Villon trägt neben den Zügen der Zeit das ausgesprochen französische Gesicht. Im Todesjahr der Jungfrau von Orleans ist er geboren, und in ihm und ihr verkörpern sich zwei auch heute wirksame Komponenten des französischen Wesens. Wir sind dankbar, daß wir jetzt die Möglichkeit haben, das in dieser trefflichen Ausgabe vorliegende Werk nun mit seinem vollen Gewicht dem deutschen Schatz der Weltliteratur einzuverleiben.

Die Hugenotten

Ausgehend von der Erkenntnis, daß bei der Ablösung einer bedeutenden Epoche der Menschheitsgeschichte politische, religiöse und wirtschaftliche Veränderungen unlösbar ineinander verkettet sind, hat Otto Zoff sein Buch „Die Hugenotten" geschrieben (Wien. E. P. Tal. 381 Seiten. 10 Tafeln). In lebendiger Darstellung gibt er eine gut fundierte Geschichte des Kampfes um die Hugenotten bis zum bitteren Ende. Die Fülle der starken und todesmutigen Charaktere in den großen Namen der Condé, Guise, der Vallois und der Colignys mit ihren harten und bösen Gegenspielern gibt ein Bild menschlicher Kämpfe und Leidenschaften, das recht nachdenklich stimmt. Aber aus der Kenntnis dieses Geschichtsablaufes wird erneut bestätigt, daß der Mensch, der die Fähigkeiten zu allem Bösen in sich trägt wie kein anderes Geschöpf der Welt, allein durch persönlichen Mut ausgezeichnet ist. Gegen den Glauben, wenn er echt und tief ist, und wenn der Mensch ihn als fanatischer Träger hegt, gibt es kein Mittel, und die äußerlich vielleicht triumphierende Gewalt bleibt immer in der Geschichte der Menschheit zuletzt die besiegte.

Aron

Wie man im Wassertropfen Schöpfung und Schöpfer erkennen kann, wenn Herz und Sinn aufgeschlossen und fähig sind, im Kleinen das Große zu sehen, so entwickelt Gustav Schenk in seinem Buche „Aron oder das tropische Feuer" (Hannover, Adolf Sponholtz. 128 Seiten) an der geheimnisvollen Blume, dem Zeigwurz, dem Aronstab, von dem das Sprichwort sagt: „Aron aller Kräuter Kron'", eine Naturphilosophie und ein auf ihr beruhendes Weltbild. Es ist ein merkwürdiges Buch, das, weil von einem Dichter geschrieben, seltsam anzieht auch dann, wenn man seine Schlußfolgerungen nicht bejahen kann. Schenk fand die Verbindung vom Aronstab zu den Orchideen, und hierdurch ward ihm die Erkenntnis, daß in der Natur alles wahrhaft zusammenhängt und nichts getrennt werden kann, weil Alles in Allem ist. Zu diesen sehr persönlichen Ausführungen läßt Abschließendes sich nicht sagen, jeder muß schon persönlich Stellung

nehmen. Aber eine Auseinandersetzung mit diesem Buche, das durch viele Schwarz-Weiß-Zeichnungen im Text und bunte Zeichnungen auf Tafeln seine Thesen belegt, wird lohnend sein.

Ein Schiffspanoptikum

Ein ungewöhnlich unterhaltsames Buch ist die von Dr. Max Müller-Iserlohn ins Deutsche übertragene Übersetzung von Stanley Rogers „Freak Ships" mit dem Titel „Wunderliche Schiffe" (Leipzig, F. A. Brockhaus. RM 5,–). Das Buch ist mit einer unverzagten Frische geschrieben und bietet eine amüsante Übersicht über die Irrungen und Wirrungen des Schiffsbaus. Es gibt mit der Fülle von närrischen Versuchen, bei denen eine ausgewucherte Phantasie ihre Gebilde in die Wirklichkeit übersetzen konnte — zu gleicher Zeit ein amüsanter Beitrag zu dem nicht unbedenklichen Kapitel Erfinder — auch manches nachdenkliche Beispiel zur Leidensgeschichte schöpferischer Menschen. Denn es ist zweifellos, daß manche Pläne nur deshalb nicht zum epochemachenden Erfolge wurden, weil ihre Träger der eigenen Zeit um viele Jahrzehnte voraus waren. Stanley Rogers hat mit guter Spürnase wohl wirklich alle Absonderheiten aus dem Schiffbau zusammengetragen, und es ist verblüffend, welche Blasen die Phantasie getrieben hat. Die 140 Bilder bringen Schiffsgestalten von einer so grotesken Form, daß man wirklich von einem Abnormitätenkabinett sprechen kann. Da gibt es kreisrunde Schiffe, Schiffe in Gestalt eines Schwans, Schiffe ohne Heck, Schiffe in Walzenform usw. usw. Man kann sich vorstellen, wieviel Spaß es dem Verfasser gemacht hat, diese Raritätenschau zusammenzustellen, nachdem er sich in gründlichen und tüchtigen Arbeiten mit der Geschichte und der Entwicklung der Schiffe und der Seefahrt so oft befaßt hatte. Diesen Spaß empfindet der Leser mit. Rudolf Pechel.

Vor dem Anschluß

Die Österreichdeutschen Schriften des Verlages Eugen Diederichs Verlag, Jena, vermitteln gründliche Kenntnisse über Deutschösterreich, seine Geschichte und Landschaft, seine Bewohner und ihre Leistungen. Österreicher selbst sind die Verfasser; jedes Thema, das in diesen handlichen Bänden erörtert wird, zeigt die größeren Zusammenhänge auf: die Bedeutung, die diesem Teil des deutschen Volkes und Volksbodens von jeher zugekommen ist. So behandelt Heinrich von Srbik den Weg Österreichs in den schweren Jahren von 1804 bis 1806, und wenn er diese „Schicksalsstunde des alten Reiches" beschwört, erhalten wir, über den vorliegenden geschichtlichen Abschnitt hinaus, einen umfassenden Einblick in die Fragen der deutschen Gesamtgeschichte: vom Standpunkt einer gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung aus, die das Schmerzvolle und Erhebende in dieser Geschichte gleichermaßen begreift und „ein Amt am Volke und seiner Zukunft ausübt, wenn sie ihm den Spiegel der Vergangenheit vor das Antlitz hält, und wenn sie eine Wegbereiterin zu kommenden, vollendeteren Daseinsformen der einheitlichen Nation wird". Die Schrift Srbiks erschien, bevor der Anschluß Wirklichkeit wurde; sie zeigt so nur um so anschaulicher, wie die in ihr lebendige Geschichtsbetrachtung dem Ziel der Einheit gedient hat. Die Bilder aus gesamtdeutscher Geschichte von Wilhelm Deutsch, einem Historiker der jungen österreichischen Generation, als „Weg zum Großdeutschen Reich", beziehen schon das Erlebnis der Wirklichkeit der Wiedervereinigung ein und begründen sie aus der Geschichte und dem Ablauf eines Jahrtausends, in dem das deutschösterreichische Volk, ob innerhalb oder

außerhalb des Reiches stehend, ja oft genug im Zwiespalt zwischen den Pflichten gegenüber Volk oder Staat, seine gesamtdeutschen Aufgaben, die Sicherung oder Bereicherung des deutschen Volksbodens, erfüllt hat. Der ältere Historiker, Srbik, hat dies Bekenntnis des Jüngeren, „das dem Südostdeutschen in Österreich den deutschen Nordosten näherrücken und dem Deutschtum die Werte deutscher Leistung Österreichs ins Bewußtsein rufen soll", verständnisvoll eingeleitet. — In einem weiteren Bande schildert Gerhard Neumann das Friedensdiktat von St. Germain, die Verbotspolitik der Westmächte gegenüber dem Anschlußwillen, der dennoch nicht niederzuwerfen war. Wir spüren am Schicksal, das diesen Paragraphen bereitet wurde, wie sehr auch sie in ihrer Sinnlosigkeit und Härte dazu beitrugen, die gesamtdeutsche Verbundenheit zu stärken. Diese geschichtlichen Betrachtungen der Schriftenreihe werden durch eine Darstellung Wiens als der „Grenzstadt im deutschen Osten" durch Bruno Brehm und die Würdigung des deutschösterreichischen Soldatentums im Weltkriege durch Karl von Bardolff ergänzt. Die soldatische Leistung der Deutschösterreicher kann dem Reichsdeutschen nicht oft genug ins Bewußtsein gebracht werden, trugen doch die deutschen Länder der Donaumonarchie einen weit größeren Blutzoll als die nichtdeutschen, aber auch einen größeren als das Reich. Und die deutschösterreichischen Soldaten kämpften nicht, wie die Reichsdeutschen, im einheitlichen Verbande, sondern inmitten einer Vielvölkerarmee, deren eigentlichen Zusammenhalt sie bildeten und deren Schlagkraft sie immer wieder durch den eigenen Einsatz stützen mußten. — Die übrigen bisher erschienenen Hefte befassen sich vor allem mit dem Wesen und der Struktur des deutschösterreichischen Volkstums. In diesem volksmäßigen Zusammenhange stellt Joseph Kallbrunner die deutsche Erschließung des Südostens seit 1683 dar, schildert Karl Giannoni „das Erbe in Denkmal und Landschaft", das uns Deutschösterreich in all seiner landschaftlichen Schönheit und in den Werken seiner unvergänglichen Kultur und Kunst überliefert hat, stellt Hans Kloepfer Leben und Art der Bergbauern dar, gestaltet Felix Kraus das Wesen des Deutschen im Alpenraum, wie es durch Schicksal und Geschichte geformt wurde. Gerade dies Heft, das wir zum Schluß erwähnen und hervorheben möchten, kennzeichnet die Vorzüge dieser Schriftenreihe besonders anschaulich; die geschichtlichen Wertungen der Historiker werden hier am Beispiel des bodenständigsten Teils des deutschösterreichischen Volkstums aus der Anschauung heraus von einem ausgezeichneten Sachkenner noch einmal unterbaut und uns so der deutsche Mensch Österreichs in seiner Wirklichkeit nahegebracht.

Werner Wirths.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Sophie Freifrau v. Wangenheim, Plön i. Holstein — Professor Dr. Friedrich v. der Leyen, München — Dr. Walter v. Gulat-Wellenburg, München — Dr. Günther Sawatzki, Mannheim — Hofrat Max Millenkovich-Morold, Wien — Ina Seidel, Starnberg — Dr. Werner Wirths, Berlin — Ronald Loesch, München — Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin — Dr. Elisabeth Gerner-Waldmann, Berlin

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirrmeister, Leipzig • DA. I. Vj. 1938: 3703 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12 — RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

EUGEN DIESEL

Doch wieder Krieg?

Europa fragt, ob es bald Krieg haben wird, oder ob die Möglichkeit besteht, ohne einen großen Krieg in das Zeitalter des großen Friedens einzutreten. Es ist in diesen Wochen kein müßiges Unterfangen, die Dinge ins Auge zu fassen. Wir wollen nicht prophezeien, aber wir können den Versuch machen, Fragestellungen, Gedanken, Stimmungen auszudrücken, von denen heute viele Europäer bewegt werden.

Die große Undurchsichtigkeit der Weltlage läßt viele Zeitgenossen sich nach Prophezeiung, Verkündigung und Heilsverheißung sehnen, und noch so ehrliche Denker haben gegen Propheten aller Art einen schweren Stand. Aber auch nur mit einiger Gewißheit voraussagen zu wollen, welche Ereignisse in der nächsten Zeit eintreten werden, oder gar welche Zustände herrschen und welche Grenzen gelten werden, wenn die Zeit der sogenannten Weltkrise erst einmal hinter uns liegt, ist so gut wie unmöglich. Allzu viele miteinander verflochtene Vorgänge und Erscheinungen auf allen Gebieten lassen uns an der Möglichkeit einer klaren Analyse unserer Zeit fast verzweifeln, und zudem kennen wir die Gedanken und Entschlüsse der führenden Staatsleute nicht. Wenn wir gleichwohl im folgenden gelegentlich in den Ton der Voraussage fallen, so gelte zur Entschuldigung, daß es sehr schwer ist, Stimmungen und Erwägungen, die nun einmal um unsere Zeitnot und große Schicksalsfrage kreisen, anders zum Ausdruck zu bringen. Aber den Ehrentitel Prophezeiung beanspruchen wir nicht.

*

Alle Menschen und Länder der Erde befinden sich, wie man weiß, in schwierigen Zuständen, überall herrscht Bewegung, Nervosität, Sorge. Frühere Mittel zur Lösung der politischen und sozialen Probleme müssen durch neuartige, an die Masse und die Folgen der Technik angepaßte Methoden ersetzt werden, wobei manche politischen und sozialen Experimente glücken, andere mißglücken. Viele Zustände tragen offenbar einen recht vorläufigen Charakter. Die große Wandlung fordert ihre Jahrzehnte. Die räumlichen und zeitlichen Bedingungen unseres Daseins haben sich eben völlig geändert, in alte Lebensfarben mischen sich neue Farben aus der Palette einer recht unklaren Zukunft, die schon halb zur unklaren Gegenwart gehört.

Aus allgemeinen Feststellungen dieser Art lassen sich nur allgemeine Schlußfolgerungen ziehen. Eine Epoche wahrhaften Friedens wird z. B. gewiß nur durch die Zusammenarbeit und gemeinschaftliche Zielsetzung vieler Völker herbeigeführt werden können. Wenn die ganze Menschheit gleichzeitig in das gleiche Schicksal gerissen wurde, so werden nunmehr auch Klärung und Aufstieg in die Ordnung eines neuen Zeitalters ganz gewiß nicht anders als gemeinschaftlich zu vollziehen sein. Es ist utopisch, seine Suppe allein am Weltbrand kochen und sie in Sicher-

heit löffeln zu wollen. Zusammenarbeit zwischen vielen Völkern ist aber überaus schwierig. Sucht man doch wie in der Kinderstube die Urheber seiner eigenen Schwierigkeiten zunächst immer beim bösen anderen! Unter dieser, den Haß nährenden Tatsache hat Deutschland, dieses geographische Zentrum des politischen und geistigen Weltaufruhrs, besonders und oft ungerecht genug zu leiden. Aber uns soll es fern liegen, nun unsererseits die meiste Schuld bei den anderen zu suchen.

Solche und ähnliche allgemein philosophischen Feststellungen sagen indessen recht wenig über Armeekorps, Grenzen, Staatsformen, Bilanzen, Lebensmittelmengen, Währungen, politische Persönlichkeiten, Kabinettsumbildungen und ihre Folgen, Revolutionen der näheren oder der ferneren Zukunft aus, nichts über Feldherren, Weltanschauungen und Systeme. Es sind aber diese Mosaiksteine des Weltgeschehens, welche das Auge des Durchschnittsmenschen vorzugsweise sieht und aus deren Zusammensetzen zu einer Art von Geduldspiel er die politischen Rätsel lösen möchte, vor allem auch das eine große, ob wir sehr bald wieder in einen Krieg gerissen werden. Je nachdem, ob Eden oder Chamberlain gerade im Spiel sind, wird dann anders orakelt. Von diesem Krieg der Zukunft möchte man auch wissen, in welcher Bündniskonstellation, unter welchen taktischen und strategischen Bedingungen, ob er vor oder hinter der großen Befestigung, vorwiegend auf der Erde oder in der Luft geführt werden wird, ob er eher durch Blockade und durch wehrwirtschaftliche Manipulationen als durch blutige Schlachten gekennzeichnet wird, und wie die Erfolgsaussichten für die einzelnen Teilnehmer liegen. In kaum einem anderen Zeitalter sind so viele Fragen von erfahrenen Fachleuten sachgemäß in allen Einzelheiten behandelt und mehr oder weniger bestimmt beantwortet worden. Vieles von dem, was festgestellt wurde, ist zweifellos richtig. Man kennt ja die Wehrtechnik, die Methoden der Propaganda, das Gewicht und die Taktik staatsmännischer Äußerung Pro und Kontra, die wehrpolitischen Organisationen, die Stimmungen, den Verlauf vieler politischer, selbst „geheimer" Vorgänge. Erinnern wir uns nur etwa daran, in welch erstaunlicher, kaum zu überschätzender Weise England seine Wehrwirtschaft organisiert, die Hilfsmittel fast der ganzen Welt herbeischafft, um auf lange Sicht dem größten und längsten auch nur denkbaren Krieg standhalten zu können. Seien wir überzeugt, daß England genau Bescheid weiß, wie es bei allen übrigen Völkern wehrwirtschaftlich steht, und daß es glaubt, vor allem infolge seines folgerichtigen wehrwirtschaftlichen Aufbaus siegen zu müssen. Aber gegen welchen Gegner richtet sich eigentlich diese gigantische Organisation der englischen Wehrwirtschaft? Hier beginnt die Spekulation, beginnt das Schwanken zwischen Sorge und Hoffnung. England rüstet, soviel kann man bestimmt sagen, gegen Möglichkeiten der einen oder der anderen Art, gegen viele aus dem Schoß der Weltkrise entspringende Überraschungen, Zufälle, Konstellationen. Läßt sich heute schon mehr sagen? In dem unerhörten Zusammenspiel geistiger, wirtschaftlicher, militärischer, psychologischer Faktoren der Weltpolitik können selbst die gescheitesten Köpfe in Zweifel und Wirrnis geraten. Was ist denn überhaupt noch mit einiger Sicherheit analysierbar und

wißbar? Von der Handgranate bis zur Propaganda zwar sind die Zusammenhänge klar. Darüber hinaus, im Schicksalsraum selbst, tappen wir fast blind umher. Seine Majestät der Zufall tritt mit auf den Plan! Nie war eine solche Menge möglicher Zufälle mit im Schicksalsspiel. Und Zufälle vermögen weise Propheten zu Narren und prophetische Narren zu bewunderten Weisen zu machen. Soll man festzustellen wagen, daß es, wie seit Jahrhunderten, auch heute wieder um nichts anderes als um das europäische Gleichgewicht geht?

Wir wollen nicht darüber spekulieren, wie die Mächte gegenseitig verpflichtet sein mögen, was ihre einzelnen ideologischen, wirtschaftlichen, territorialen Ziele und Gegensätze sind, wie sich die neuartig organisierten und ausgerüsteten Heere bewähren und schlagen werden, was die taktischen und strategischen Erwägungen von heute in Wirklichkeit morgen bedeuten. Man ist im eigenen Volk befangen, und Irrtümer können nicht ausbleiben. Es sei nur daran erinnert, wie sehr man sich während des englisch-italienischen Konfliktes über die Unvermeidbarkeit des Krieges, den Kriegswillen, die Rüstungen irrte, und wie heute, selbst nach der mit lebhafter Hoffnung begrüßten englisch-italienischen Aussprache die Lage wiederum undurchsichtig genug bleibt (wahrscheinlich deswegen, weil sie auch für die leitenden Staatsleute undurchsichtig blieb und wegen der Unzahl mitsprechender Faktoren nicht ungern in einer gewissen Schwebe gelassen wird).

*

Von den konkreten politischen und militärischen Fragen eines engeren Zeitabschnittes ist unsere philosophisch-geschichtliche Frage, ob es überhaupt bald wieder größere Kriege geben wird, unabhängig, und man kann versuchen, sie auf Grund der allen Völkern gemeinschaftlichen Schicksalslage zu beantworten.

Wer fragt, ob es in Zukunft europäische Kriege geben wird, dem antwortet man am besten mit einer Gegenfrage: Bist du wirklich davon überzeugt, daß es in aller Zukunft keine Kriege geben wird? Nur wenn du diese Frage verneinst, also einen großen Krieg überhaupt nicht für möglich hältst, kannst du behaupten, daß auch Europa bald keine größeren Kriege mehr zu erleben braucht.

Man spricht viel davon, daß die Erfahrungen des Weltkrieges neue Kriege verhindern. Es fragt sich, ob es sich um eine grundsätzliche Neueinstellung oder nur um ein Zaudern und Zögern handelt. Wie dem auch sei, jedenfalls spielt die entsetzliche Vorstellung, einen neuen Krieg entfesseln zu müssen, eine überaus wichtige Rolle, so daß manche Ursachen, die früher unweigerlich Kriege ausgelöst hätten, in den letzten Jahren keine Kriege hervorriefen. Man schluckt unbegreiflich viel hinunter, ehe man einen Krieg erklärt. Kaum ein anderes Zeitalter war so reich an Kriegsursachen und so zögernd beim Kriegsentschluß. Der Weltwiderwille gegen den Krieg hat die Ungerechtigkeit und Torheit des Versailler Friedens zum großen Teil ausgeglichen. Es konnte bei der herrschenden Antikriegsstimmung für die Ententemächte noch keine Kriegsursache darstellen, diesen historisch schon zusammengebrochenen Vertrag mit Gewalt zu verteidigen.

Man darf also bis zu einem gewissen Grade damit rechnen, daß früher als kriegsauslösend angesehene Ursachen heute nicht mehr zu Kriegen führen,

aber morgen sind vielleicht neue Kriegsursachen aufgetaucht, und der endgültige Untergang von Versailles schafft ganz neue psychologisch-politische Ausgangsorte. Vergessen wir zudem nicht, daß seit dem Weltkriege bis zum japanisch-chinesischen Krieg immerhin eine Reihe großer und blutiger, wenn auch nicht eigentlich europäischer Kriege geführt worden sind! Sie beweisen, daß es in der Welt grundsätzlich beim Krieg geblieben ist, daß man auch heute noch kein anderes Mittel an seine Stelle zu setzen verstand, und daß wir sonach töricht wären, europäische Kriege für unmöglich zu halten. Neue Kriege sind sogar sehr wahrscheinlich, und sei es nur darum, weil der Spannungszustand als unerträglich empfunden wird, weil man seit Jahren einem Krieg nach dem anderen ausgewichen ist und nun hilfloser ist als je, wie man denn nun endlich doch ans Ufer der neuen Zeit eines echten Friedens hinübergelangen soll. Ganz irrational, ganz ohne einleuchtende rationale Kriegsursache, die dann freilich auch jederzeit vorhanden wäre, kann in solch überhitztem Zustand jederzeit ein Krieg ausbrechen. Starrt die Welt nicht von Ansprüchen, Problemen, rätselhaften und gefährlichen psychologischen Situationen, von ungeheuren, sich innerhalb der Völker vollziehenden Machtverschiebungen, Machtverschiebungen ohne Krieg — stauen sie nach altpolitischer Auffassung nicht Kriegsursachen an wie vor einem Wehr?

Daß der Anschluß Österreichs keinen Krieg auslöste, ist kein Zufall. Hier handelte es sich um etwas, das, wie alle Welt fühlte und wußte, den Deutschen in der Tat zustand. Aber wie, wenn irgendwo in der Welt bei irgendeinem Volk Ansprüche sich anmelden, die nicht so klar auf moralischem und rechtlichem Boden stehen? Wieviel Streitfälle gibt es überhaupt, bei welchen man den Gegenspieler auch nur halbwegs von der eigenen Rechtsauffassung überzeugen könnte?

Die Völker „wollen" gewiß keinen Krieg. Aber sie schaffen nicht die Voraussetzung dafür, einen Krieg nicht schließlich doch wollen zu müssen. Die Völker verzichten ja auf nichts, was ihnen vermeintlicherweise zusteht. Wenn sie es tun, fühlen sie sich schwach, dekadent und in ihrem Prestige bedroht.

*

Die Technik hat die Völker zweifellos einander nähergerückt. Ein fortschrittlicher Optimismus hat früher einmal geglaubt, daß Näherrücken Friede bedeute. Aber die psychologischen Wirkungen sind recht andere. Wir sehen ganz nah die Großbilder des fremden Anderssein und Anderswollen, wir leben Schulter an Schulter im technischen Raum und spüren mehr als je den heißen Atem der Gefahr. Nur Abstand läßt sich überbrücken. Nun aber stecken wir mit allen Problemen *ineinander*, weswegen ja auch jeder Krieg sich gegen einen selbst kehrt. Das Brückenschlagen ist vorbei. Das Ineinander erfordert eine andere politische Technik als das Nebeneinander. Das Zeitalter ist auf der Suche nach diesem neuen Verfahren. Genf hat versagt. Wir leben im zwanzigsten, nicht im neunzehnten Jahrhundert. Es ist verzweifelt schwierig, jetzt schon ausführen zu wollen, worin denn diese neuen Verfahren bestehen werden. Der Nationalismus unserer Zeit ist vorderhand auf die Vereinigung des eigenen Volks

gerichtet. Aber schon greift — noch sehr unklar — etwas von dem neuen Stil in die übernationale Sphäre hinüber.

Trotzdem scheint Friede — echter großer Friede — mehr als je erst nach einer großen Auseinandersetzung denkbar zu sein. Vorher nimmt offenbar der Wahn kein Ende, daß man immer im Recht sei und der andere im Unrecht. Dieser Glaube nährt den Forderungswahn, und so entsteht der Verteidigungskrampf gegen vermeintliche Angriffe von überall. Wenn nicht die Idee des Friedens mächtiger wird als alles das, was dem Kriege dient, wie sollte denn der Friede werden, den die Welt braucht? Aber liegt denn in Europa die Idee des Friedens nicht schon in der Luft? Dem Willen zum Krieg ist der Wille zum Frieden in der Tat als Kennzeichen der Epoche beigeordnet. Kein Wunder, daß diese erstaunliche neue Tatsache Verwirrung hervorruft. Man hat noch nicht die Mittel und Einrichtungen gefunden, um den Krieg oder wenigstens eine unerhörte Rüstung entbehren zu können. Viel zu viele Fragen sind ungelöst: die Territorien sind nicht bereinigt, die völkische Idee als Idee der Epoche bei mehreren Völkern nicht verstanden, Systeme und Propagandaapparate kämpfen gegeneinander. Schließlich tritt zu allem, wie gesagt, die einzigartige Weltlage, treten psychologische Spannungen und unberechenbare Faktoren. Welch gefährlich-verheißungsvolle Lage zwischen einem jenseits von allem Pazifismus liegenden Streben nach Frieden und einer Art von verzweifelter Unfähigkeit, diesen neuen Zustand ohne Krieg herbeizuführen! Die Lage ist so widerspruchsvoll, daß es zuweilen nicht ungefährlich ist, auch nur den Widerspruch aufzudecken. Könnte das nicht die Energie des kriegerischen Vorgehens lähmen, die erforderlich ist, um sein Volk zu schützen?

Widersprüche sind indessen nicht dazu da, um verewigt zu werden oder gar um aus der Qual der Lage wieder die Münze kleiner politischer Vorteile zu schlagen. Sprechen wir aus, daß es zum mindesten sehr tragisch ist, nach Frieden zu streben, wie es Europa im Grunde tut, und dabei gezwungen zu sein, aufzurüsten, nicht nur im eigentlich militärischen, sondern ebenso im geistigen Sinn. Weniger die Tatsache des materiellen Rüstens steht dem Frieden im Wege, als die Unmöglichkeit, wirksam aufzurüsten, *wenn man nicht den Wehrwillen des ganzen Volkes erweckt.* Aber das kann man nur tun, wenn man überzeugt ist, daß die Aufrüstung notwendig ist. Umgekehrt haben Abrüstung und Schwächung des Wehrwillens ganz gewiß niemals im geringsten dazu beigetragen, Kriege zu verhindern.

Verheißungsvoll bleibt, daß der Friede als großes Hauptziel überall ehrlich ersehnt wird, und daß man hoffen kann, daß ein Krieg, wenn er wirklich kommen sollte, um die Idee des europäischen Friedens geführt und derjenige besiegt wird, der dieser Idee abhold ist. Bewußt oder unbewußt also wird der kommende Krieg den Charakter eines Ringens um die Idee eines allgemeinen Friedens tragen, und dieses kriegerische Ringen vieler Völker um den Frieden scheint die nächste Phase der Weltgeschichte zu sein. Nur freilich weiß man nicht, wohin die einmal entfesselte Kriegsfurie die Völker tragen wird.

Eine der gefährlichsten Klippen ist, daß die politischen Ideen der Völker zu

sehr auseinandergelaufen sind, daß alle Völker von Schwierigkeiten in Atem gehalten werden, deren Ursachen sie im Benehmen der anderen Völker, beileibe nicht im eigenen Volk erblicken, daß sie ferner alle eine Reihe von Opfern bringen müßten, die zu bringen sie nicht willens sind. Aber ohne Opfer ist in dieser Welt nichts zu erreichen, zum wenigsten nicht das große Ziel des echten europäischen Friedens.

Seien wir darauf gefaßt, Krieg erleben und bestehen zu müssen. Seien wir zugleich auch in dieser Hinsicht getrost: es würde sich um den Krieg handeln, der bewiese, daß wirklich ein Friede echter Art kommen muß. Die Zunahme der technischen Rüstung allein schafft den Krieg nicht aus der Welt. Der seelische und geschichtliche Zustand der Menschheit hinkt — das ist ja oft geäußert worden — hinter der technischen Entwicklung her. Heute stehen wir fassungslos vor der erschreckend großen Aufgabe, einen Weltzustand, der noch in voller Gärung ist, in Übereinstimmung zu bringen mit Gesetzen der neuen Welt, die wir noch gar nicht genügend erkannt haben. Diese Aufgabe erfordert Männer, die sehr weit über die Beschränkung der altpolitischen Zustände und die Grenzen des eigenen Volkes hinausblicken. Vielleicht ist unsere Kriegsahnung trügerisch. Vielleicht finden die großen Politiker schon bald den Weg des Friedens. Aber verschweigen wir nicht die Kriegsgefahr! Der Sache des europäischen Friedens ist besser gedient, wenn man die Wahrscheinlichkeit eines Krieges sachlich feststellt, also sich zum Realismus bekennt und dann gerade aus diesem Realismus das Ideal des Friedens aufstellt, als wenn man sich über den erschütternden Ernst dieser Monate täuscht und mit einem Friedensideal hausieren geht, das nicht übereinstimmt mit dem Zustand der Welt und der Menschheit. Der Pazifismus alter Art war vertreten von unsachlichen Idealisten, die der Sache mehr schadeten als nützten. Das Ideal des Friedens besteht auch für uns, ein Ideal, das viel schwieriger und langwieriger zu verwirklichen ist, als man früher dachte.

*

So wie sich die Dinge heute darstellen, könnte ein Krieg in Europa ebensogut von heute auf morgen, wie in einigen Jahren oder irgendwann zwischen heute und 1945 losbrechen. Es gibt Faktoren, die Anhaltspunkte für eine annähernde Berechnung zu bieten scheinen, z. B. Stand und Entwicklungen der Rüstungen, Fragen der Wehrwirtschaft, die Rohstofflage, die Finanzfrage, allgemeine wirtschaftliche Probleme, die mehr oder weniger lenkbare psychologische Lage von Volksgruppen, die Kriegslage im Fernen Osten und in Spanien. Aber nur weniges davon ist wirklich unzweideutig und terminmäßig einzuordnen, abgesehen von der schon erwähnten Macht des Zufalls. So bleibt im wesentlichen immer wieder nur der Hinweis auf die tatsächlich vorhandene unglaubliche Spannung.

Aber wer wollte die Möglichkeit ausschließen, daß durch psychologische und politische Wandlungen im Verhältnis von Volk zu Volk (derartiges haben wir schon erlebt) eines Tages eine ganz neue Lage auftritt, daß auch ohne Krieg auf viele Jahre hinaus so etwas wie ein europäischer Friede sich gleichsam aus der fürchterlichen Gärung dieser Jahre entwickelt? Sind die großen Staatsleute viel-

leicht schon von diesem Plan erfüllt? England und Italien haben verhandelt. Allen Propheten zum Trotz hat es den oft und für einen bestimmten Zeitpunkt vorausgesagten Krieg im Mittelmeer bis jetzt nicht gegeben. Indessen hat gerade auch dieser Fall gezeigt, wie schwierig es ist, so gewaltige Spannungen und Probleme ohne Krieg aus der Welt zu schaffen. Denn noch hängen schwere Wolken über dem Mittelmeer, noch sind die Würfel mancher Entschlüsse offenbar nicht gefallen, noch ist das Bild der europäischen Neugruppierung nicht klar. Für keinen Staatsmann ist es leicht, sich gegen ein Volk oder für ein Volk zu entschließen, weder bequem, ein Bündnis zu schließen, noch ratsam, es abzulehnen. Sollte das nicht ein verheißungsvolles Anzeichen dafür sein, daß es auf die eine oder andere, aus dem Geist der Zeit zu erarbeitende Weise doch zu einer größeren, die europäischen Mächte umfassenden Übereinstimmung kommen könnte? Wird die nie abreißende Gefahr alle auf einen gemeinsamen, wenn auch sehr unbequemen Pfad zu lenken vermögen?

Man kommt zu qualvollen Erwägungen: soll man in der Annahme, daß der Krieg unvermeidbar ist, ihn bald wünschen, um bald in jene Epoche einzutreten, in der man um Frieden, um nichts als Frieden als dem größten Problem des künftigen Europa ringen muß? Soll man alles tun, um den Frieden zu wahren in der gerade im heutigen Deutschland gerechtfertigten Hoffnung, daß auch ohne Krieg jener überraschende, ganz neuartige geschichtliche Prozeß auftreten werde, der den Krieg ausschließt?

Es wäre Torheit und unfruchtbarer Leichtsinn, die Vorstellung vom Kriege einer baldigen Zukunft beiseiteschieben zu wollen. Man muß ihm ins Auge sehen, denn kein lebender Mensch, keine Gruppe von Politikern, kein Volk hat es allein in der Hand, ihn zu verhindern. Aber es ist weder Torheit noch sträflicher Leichtsinn, zu behaupten, daß inmitten dieser Gefahr die Idee des europäischen Friedens mehr als jemals in den Herzen der Völker lebt.

Die Karte des Monats

Die Zusammensetzung der Bevölkerung in der Tschechoslowakei
14,5 Millionen Einwohner, 48 % Tschechen, 16 % Slowaken, 3,5 Millionen Deutsche, 700 000 Magyaren, 500 000 Ruthenen, 82000 Polen, 200 000 Juden

WOLF GOETZE

Jenseits von Weltgeschichte

Vor einem Jahre haben wir an dieser Stelle das Problem der Weltgeschichtsschreibung an der Geschichtsphilosophie Spenglers dargelegt und zu zeigen versucht, daß Spengler in dem tiefempfundenen, unwiderruflichen Gegensatz der Außenwelt zur eigenen Innenwelt, d. h. dem Gewordenen, dem Vollendeten zum Werden, zum Möglichen die äußersten Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis für Geschichte erreicht hat. Aus diesem Gegensatze entsteht die Angst, die Weltangst; daß sie das Urgefühl einer jeden Kultur ist, das erkannt zu haben, ist das große und einmalige Verdienst Spenglers. Zugleich aber gewinnt Spengler aus diesem neuen Zeitbegriff „die eigentliche Daseinsart des Urphänomens", das die „Kultur... aller vergangenen und künftigen Weltgeschichte ist", das Schicksal. Hier aber ist die Grenze menschlicher Geschichtswissenschaft, die der Historiker nicht überschreiten darf, wenn er nicht ins Bodenlose fallen will. Spengler hat das Problem der Relativität in der Geschichtswissenschaft ausgeschöpft, indem er, wie wir sagten, mit nachtwandlerischer Sicherheit die beiden Urmaßstäbe: den der historischen Zeit und den Größenmaßstab, der uns durch die Stärke und Reichhaltigkeit der zu verwirklichenden Möglichkeiten gegeben ist, bestehen ließ. Mit seinem Begriff Schicksal drang er bis an die ewige Beharrlichkeit der Urphänomene und damit zu der absoluten Größe in allem Wandel – im Lebendigen.

Indem Spengler nur bis an die ewige Beharrlichkeit der Urphänomene gelangte, blieb er in der Welt der Tatsachen, im Diesseits: „Es gibt keine Brücke zwischen der gerichteten Zeit und dem Zeitlos-Ewigen, zwischen dem Gang der Geschichte und dem Bestehen einer göttlichen Weltordnung..." Alle menschliche Wirklichkeit, die „Geschichte des Menschen im ganzen" ist nur in der gerichteten Zeit erkennbar und damit ist zugleich die Grenze des menschlichen Erkenntnisvermögens gegeben. Einen ewigen Sinn, einen Sinn schlechthin in der Weltgeschichte zu erforschen, zu erkennen ist unmöglich, nur der rationalistische Geist der Spätzeiten glaubt durch alle möglichen Spekulationen weiter vordringen und mit Worten wie etwa Entwicklung, Darstellung des absoluten Geistes usw. den eigenen Schatten überspringen zu können. Im Diesseits gibt es nur Bedeutungen in den Erscheinungen und Ereignissen und letztens in dem Urphänomen Kultur, aber es sind vergängliche Bedeutungen, die mit der Vollendung des Möglichen zum Gewordenen vergehen.

Allein schon mit der Abgrenzung der Weltgeschichte, des Diesseits, gibt Spengler – zunächst rein begrifflich – ein „jenseits von Weltgeschichte" zu. Soweit ich sehe, ist diese Frage in der abendländischen Geistesgeschichte von zwei Männern nicht nur bis in ihre letzte Tiefe, sondern auch bis in ihre letzte Konsequenz durchdacht worden. Wir werden zum Schlusse unserer Betrachtung sehen, ob sich Spengler einem dieser beiden Männer, ohne ihn gerade zu nennen, zuwendet. Die beiden Männer sind Martin Luther und Friedrich Nietzsche, bei

ihnen wird die Zentralfrage alles menschlichen Forschens und Nachdenkens, die heute wieder brennender denn je geworden ist, nach den beiden grundverschiedenen Möglichkeiten offenbar. Beide haben sich dieser Frage: dem Problem der Transzendenz oder der jenseitigen Verankerung aller irdischen Wirklichkeit nicht nur denkerisch bemächtigt, sondern sich ihr in ihrer eigenen, ganzen Existenz gestellt, mit ihr gerungen bis zur völligen Klarheit. Der Gegenwart, die sich der beiden Männer zur Darlegung ihrer parteilichen Eintagsinteressen bedient, muß das verschlossen bleiben, weil sie auf der Flucht vor dieser Frage ist.

Luther und Nietzsche haben die Verlogenheit aller Menschheitsideale erkannt, die weiter nichts wie Götzen sind: für die einen zur Durchsetzung ihrer Privatinteressen, ihrer Herrschaftsgelüste, für die anderen, um sich über den Ernst und die Furchtbarkeit der Lage hinwegzutäuschen. Sie durchschauten das Geschehen und erkannten es als ungeheure Tragödie der Menschen, der gegenüber aller Optimismus nicht nur Widerspruch ist, sondern wie Hohn wirkt. Luther hat einmal gesagt: „Wenn du es ansiehst, ist die Welt ein wütender Hund, der eitel blutig Zähne hat", und in einer Predigt den höchst anstößigen Satz geprägt: „Vor der Welt mag ich fromm sein und alles tun, was ich soll – vor Gott aber ist es nichts als Sünde." Weder Luther noch Nietzsche ließen sich durch Hochziele, die das sittliche Streben der Menschen lehrten, noch durch irgendwelche „absolute" Werte täuschen. Sie haben beide – um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen – die Relativität der Erscheinungen und Ereignisse der Geschichte erkannt, waren in bezug auf die Schöpfungen des menschlichen Geistes mit Nietzsche gesprochen Nihilisten. Damit aber gerieten beide nicht nur bis an das Ende des Diesseits, sondern darüber hinaus in das „Niemandsland", zwischen die Linien Diesseits und Jenseits, in ein Gebiet also, aus dem es anscheinend keinen Ausweg gibt – denn hier ist nur Chaos, Tod und Verderben. Man lese nur einmal, was Martin Luther über die Macht und Gewalt des Satanischen, des Teufels schreibt, die erst hier ihre wahre Kraft beweist. Man vergleiche dann dazu etwa die Briefe Friedrich Nietzsches, in denen er von der Furchtbarkeit und Grausamkeit der Katastrophe, in die er hineingeraten ist, spricht, wie er sagt: „die sich mit mir vorbereitet". Alsdann wird man vielleicht ahnen, in welch auswegslose Verzweiflung beide geraten waren. Aber nun nahmen sie auch die Lage, in der sie waren, und die Aufgabe, die ihnen damit zugefallen war, viel zu ernst, unerbittlich ernst, als daß sie sich mit irgendwelchen billigen Phrasen oder Spiegelfechtereien daraus befreit hätten bzw. ihr aus dem Wege gegangen wären. War es nun Gnade dem Einen, dem Anderen Verhängnis, war es Fügung oder Zufall, was beiden auf ihrem weiteren Vordringen begegnete? Aus dem Diesseits, aus der Geschichte, werden wir hierauf niemals antworten können – nur wenn wir beiden in die „Todesregion", in das Reich restloser Illusionslosigkeit über das Leben, folgen, wird es uns aufgehen und innerlich gewiß werden. In dieser Region versagen alle Ideologien, mit denen sich die Menschen über die Wirklichkeit hinweglügen. Hier gibt es keine Seitenwege mit Hinterpförtchen zu irgendeiner Mystik oder Gottschau, die weiter nichts ist, wie das Jonglieren mit dem Worte „Gott". Wer bis hierher vordrang, der wird gewahr, daß die Weltgeschichte

eine Tragödie ungeheuren Ausmaßes ist, die einem Ende in rasendem Tempo entgegenstürmt, und daß alle gegenteiligen Meinungen Vogel-Strauß-Politik sind oder menschliche Hybris, die vermeint, das Geschehen selbst lenken zu können.

Martin Luther begegnet der Versöhnung Gottes in Jesu Christo – Friedrich Nietzsche der ewigen Wiederkunft. Martin Luther, an das Jenseits herangekommen, gelangte in die Sphäre des Glaubens, die ihn den grausamen Widerstreit des Diesseits ertragen ließ: Gott ist alles in allem, auch im Satanischen ist er der Alleinwirksame, aber andererseits trägt Gott für die Empörung des Menschen gegen ihn, dafür, daß der Mensch dem Satan folgt und in Schuld fällt, keinerlei Verantwortung oder, mit anderen Worten, die Vergänglichkeit ist die Ordnung des Schöpfers für diesen Äon, andererseits ist „der Tod der Sünde Sold". Friedrich Nietzsche, ebenfalls an das Jenseits gelangt, begegnet nicht der versöhnenden Liebe Christi – oder wollte er sich ihr nicht ausliefern? Denn wir wollen uns ja davor hüten, zu meinen, Nietzsche habe das Christentum schlechthin bekämpft. Wer das glaubt, hat ihn schlecht gelesen und gar nicht gehört. Er bekämpfte vielmehr jene Illusionisten, die sich mit dem „Christentum" über den Ernst ihrer Lage und die Tragik des Geschehens hinweghelfen, in irgend etwas hinüberretten wollten. Es fehlte Nietzsche nur die Vorurteilslosigkeit, der erforderliche Aus-Blick, um zu sehen, daß die von ihm bekämpfte „christliche" Ideologie die gleiche war, gegen die Luther kämpfte und die mit Jesus Christus rein gar nichts zu tun hat. Den Weg zurück hatte sich Nietzsche ebenso wie Luther unmöglich gemacht. Beide hatten alle Brücken abgebrochen, indem sie die Relativität des Geschehens erkannt hatten – man darf vielleicht besser „entlarvt" sagen. Und so blieb Nietzsche nur eins – wollte er nicht den Selbstmord wählen – auszuharren in diesem trostlosen, hoffnungslosen Niemandsland ohne Wahrheit, ohne Liebe, ohne Gott – ewig, immer. In der „Fröhlichen Wissenschaft", in dem Aphorismus 341 hören wir das erstemal von diesem Gedanken. Man muß diesen Aphorismus lesen, um das Dämonische, das Schillernde und zauberhaft Versucherische dieser Lehre in ihrem ersten Aufblitzen zu spüren – nachzufühlen. Uns interessiert jetzt nicht die theoretische Begründung der Lehre, sondern uns geht es vielmehr um die Haltung zum Leben, darunter verstehe ich die Auffassung vom Leben, die Welt-Anschauung, die aus dieser Lehre spricht, weil uns dadurch zugleich die Frage nach „jenseits von Weltgeschichte" deutlich wird. „Ewige Wiederkunft" sind die Kerkermauern, die am Ende aller Illusionen über Weltgeschichte: „so soll es sein, so möchte es werden" errichtet sind. Luther ließ sich von Jesus Christus aus dem Kerker führen. Ihm war Jesus, der durch seine Sündlosigkeit unangreifbar den Kampf mit dem Satan gewonnen hatte, Versöhner und damit Führer aus dem Diesseits ins Jenseits geworden: „Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde; du hast das Meine auf dich genommen und mir das Deine gegeben; du hast auf dich genommen, was du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war", so schreibt er 1516. Die ewige Wiederkunft dagegen ist die bedingungslose Auslieferung des Menschen an das Diesseits, ist der Verzicht auf den Weg zu jenseits von Geschichte, und damit letztens zu einem Jenseits. Ewige Wiederkunft ist der Verzicht auf einen Sinn dieses

Geschehens, vielmehr die Erkenntnis der Belanglosigkeit des irdischen Geschehens, in dem nur das Satanische ewig ist, ist der immerwährende Beginn der Tragödie Weltgeschichte am Ende des fünften Aktes, ist die Bejahung des Zufalls: der Hölle.

Martin Luther und Friedrich Nietzsche sind beide Männer wahrhaft heroischer Auffassung in der abendländischen Geistesgeschichte. Heroisch ist die Erkenntnis, daß die Verharmlosung der Wirklichkeit zu irgendeiner „Entwicklung", zum Fortschritt, zum „von Natur aus guten Menschen" Verlogenheit ist. Heroisch ist die Erkenntnis, daß der Mensch in jedem Augenblicke in der Entscheidung vor Gott steht als Sünder, als Empörer gegen Gott, bzw. daß das Leben ein Leben ewig gesteigerten Leides sei. Heroisch ist die Anschauung endlich, daß es nichts „An-sich" in der Weltgeschichte, der Geschichte des Menschen, gibt, keine absoluten Werte, keinen absoluten Standpunkt. Heroismus ist das Ringen Luthers, um einen gnädigen Gott und der Weg durch das Niemandsland zum Reiche Gottes und ebenso der Entschluß Nietzsches, deshalb gefährlich zu leben, d. h. ohne jenen lächelnden Optimismus der vielen, um in dieser Hölle Weltgeschichte ewig ausharren zu können. Er hat es selbst mit einer Hölle verglichen.

Wie ein Rätsel mutet es an, daß diese Einsichten und Ausblicke der beiden wahrlich großen Männer verlorengingen, ja verschüttet wurden von einer eudämonistischen Auffassung des Lebens sowohl, als auch von einer durchaus optimistischen Auffassung menschlichen Geistes, menschlichen Wirkens. Daher scheint es wahrlich nicht verwunderlich, daß der Mann, der die Ausblicke zu einem Überblick machte, der diese Erkenntnisse der beiden nicht nur geschichtlich untermauerte, sondern die Weltgeschichte mit diesen Fragestellungen durchschaute, auf fast restloses Nichtverstehen stieß und noch stößt: Oswald Spengler. Er stellte die Weltgeschichte dar, wie sie ist — und nicht, wie sie sein sollte, wie sie sein wird — und nicht, wie sie sein möchte. Wir haben seine Forschungsweise und Forschungsart einer Weltgeschichtsschreibung vor einem Jahre hier umrissen. Heute interessiert uns nur eine Frage; gibt es für ihn ein „jenseits von Geschichte"? Was wir darunter verstehen, wird im Verlaufe unserer Abhandlung klargeworden sein. Oder noch genauer auf unsere bisherige Erkenntnis angewandt: endet seine Geschichtsphilosophie bei Luther oder Nietzsche?

Wir stehen nun allerdings einem zunächst recht Zwiespältigen gegenüber. Auf der einen Seite erkennt Spengler die „Geschichte des Menschen im ganzen" als Tragödie, deren Thema die Empörung des Menschen gegen Gott, die Hybris des Prometheus ist. Der Mensch will Gott selbst sein. Das ist aber die Erbsünde des Menschen, die in ihrer ganzen Furchtbarkeit gesehen und auf die äußerste Spitze getrieben zu haben allein das Verdienst Martin Luthers ist. Die Erbsünde ist nicht nur das Fehlen der Gottes-Furcht und des Gottes-Glaubens, sondern die Begierde, Gott zu ersetzen, sich Gott gleichzusetzen und letztens Gott selbst zu sein und damit sich und seiner Hände Werk anzubeten. Die Auslegung der bekannten Sündenfallgeschichte in 1. Mos. 3 in diesem Sinne ist durchaus nur evangelisch. In der Erkenntnis dieses Themas der Weltgeschichte sehen wir den Protestanten Spengler. Auf der anderen Seite aber steht Spenglers scharfe Abgrenzung zur Religion, zur wahren Religion, zum Christentum und seine Fußnote dazu, daß

sich der Zwiespalt zwischen dem Gange der Geschichte, der Welt der Tatsachen, dem Diesseits und einer göttlichen Weltordnung, dem Reiche Gottes, nie überwinden lasse. Darin sehen wir den exakten Philosophen, der sich bescheidet bei dem, was Menschenvermögen leisten kann. Und doch löst er diesen Zwiespalt. Er löst ihn nicht auf der Ebene des Wissenschafters, des Historikers, denn da besteht er und wird ewig bestehen – höchstens für Phantasten und Schwätzer nicht. Er löst den Zwiespalt auf der Ebene der geistigen Führung und damit Vorausschau.

Spengler löst den Zwiespalt nicht im Sinne Nietzsches: Geschichte ist etwas Einmaliges. Das Drama beginnt nicht wieder am Ende des fünften Aktes von vorn, weder in der einzelnen Kultur noch in der Weltgeschichte, sondern der fünfte Akt ist das bittere Ende. Wir können aber auch nicht sagen, daß Spengler diesen Zwiespalt im Sinne Luthers *löst*, sondern er weist nur den Weg dorthin, wo allein die *Lösung* möglich ist: *jenseits von Geschichte in der Sphäre des Glaubens*; und zwar des Glaubens Martin Luthers. Spengler weist den Weg zum Christentum, und als Protestant zum evangelischen Bekenntnis. Du suchst den Weg jenseits von Geschichte, durchs Niemandsland, gut – „dann nimm dein Gesangbuch und gehe in die Kirche", schlage deine Bibel auf. Du meinst, es gibt kein jenseits von Geschichte, gut – aber dann sei nicht so feige und öffne dir mit irgendwelchem Religionsersatz oder dem „Konfuzius auf Büttenpapier" Hinterpförtchen, die nirgends hinführen, sondern nur zum Herumlügen über die tatsächliche Lage dienen. Und deshalb fordert Spengler für die Jugend, die sich durch überragende Beherrschung eines gründlichen Wissens und durch Können auszeichnen muß, falls sie in diesem Jahrhundert entscheiden will, daß „Religion ehrlich, ernst, stark... zu Worte kommen soll. Eine Anstalt, die von schlichter Frömmigkeit durchdrungen ist, wie es früher viele gab, ja – aber durch Halbheiten, ‚dogmenlosen Moralunterricht', ‚Weltanschauungslehre' oder wie man den Ersatz von Religion durch das Feuilleton sonst nennen will, sollten junge Menschen nicht zu Literaten erzogen werden". Die Worte erinnern an die tiefernste und mahnende „Predigt" Luthers, „daß man Kinder zur Schule halten sollte", vom Jahre 1530, in der Luther zum Schlusse sagt, wir hätten das Evangelium und Predigtamt, aber es würde verlästert, verdammt, und dann wörtlich: „Wenn's so soll in deutschen Landen gehen, so ist mir's leid, daß ich als Deutscher geboren bin und jedenfalls deutsch geredet oder geschrieben habe... Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und nicht sehen lasse den Jammer, so über Deutschland gehen muß."

Das Schicksal ist in der Welt-Geschichte *das* Urphänomen. Selbst nicht mehr wissenschaftlich erklärbar, ist es darum *die* Grenze menschlicher Geschichts-*Wissenschaft*, bis an die uns Spengler als Historiker heranführt. Mit seiner Wegweisung nach „jenseits von Weltgeschichte" – nicht in das Jenseits – er weist uns eben dorthin, wo wir den Herzschlag des Schicksales hören. Ob wir den Rhythmus dieses Schlages verstehen oder nicht, entscheidet über unsere Zukunft, ist Gnade oder Verhängnis: Luther oder Nietzsche!

Aus dem Alltag der Antike

Als Winckelmann, Goethe, Humboldt, Schiller die Griechen und Römer uns zu Vorbildern edlerer Menschlichkeit setzten, schien es ihnen, als hätten jene in einer Märchenwelt gelebt, wo die Pflege der Schönheit und Weisheit das Sinnen und Trachten aller ausschließlich beschäftigte. In diesem Geiste wurden wir hundert und mehr Jahre lang auf den gelehrten Schulen mit den Schriften und Werken der Alten bekanntgemacht. Je mehr wir Deutsche uns während des 19. Jahrhunderts vom Geist der Goethezeit entfernten, je mehr wir uns dem Alltag zuwandten als Gestalter des Staates und der Wirtschaft, als Entdecker, Erbauer und Erfinder auf dem Boden der Erde, desto weniger wußten wir mit einem Zeitalter anzufangen, das, wie es schien, uns nur lehrte, wie der Mensch aus philosophischer Erkenntnis und ästhetischer Schau zu sittlicher Reife gelangt.

Die Antike, einst als ragender Tempel in die Mitte der Welt gestellt, entschwand unseren Augen. Inzwischen waren Männer aufgetreten wie Niebuhr, Boeckh, Mommsen, Schliemann, die forschend und grabend uns ein anderes, das wahre Antlitz der Antike zeigten, das herber, gewaltiger und ergreifender ist als jenes idealisierende Abbild aus der Goethezeit. In fortgesetzten Forschungen traten die wahren Züge der Antike immer klarer ans Licht, und erst heute sind wir vielleicht so weit, daß wir das Einmalige, Unverwechselbare, die Realität ihrer seelisch-leiblichen Existenz spüren. Wir müssen die Antike heute neu für uns erobern. Dann werden wir überrascht zugeben, daß sie gerade uns als Kinder eines auf die Wirklichkeit gerichteten Sinnes in vielem verwandt berührt.

Die Antike ist nicht von unserer Welt wie durch einen Abgrund getrennt, sondern vom Altertum her haben allerhand Ströme des Geistes durch das lateinische Mittelalter oder von der neu belebenden Renaissance her bis zu uns ihren Weg gefunden. Auch haben die Alten auf vielen Gebieten bereits den Stand der Entdeckungen erreicht oder sind ihm nahegekommen, der die Neuzeit kennzeichnet. Neuzeit und Altertum sind z. B. die beiden Blütezeiten der Technik. Gegenwart und Antike stehen einander überhaupt in vielem näher als Gegenwart und Mittelalter. Vieles ist im Mittelalter verfallen, was das Altertum aufgebaut hatte und was erst die Neuzeit wieder entdeckt oder gestaltet hat, nicht selten oder fast immer an der leitenden Hand der Griechen und Römer. Tausend Jahre und länger sind manche Fäden liegengeblieben, ehe der suchende Geist der Menschheit sie wieder fand und an ihnen weiterspann*.

I.

Seit einigen Jahrzehnten steht Europa im „Zeichen des Verkehrs“. Bis dahin war es still, gemessen an der Bewegtheit der Antike, deren wißbegierige, geschäftseifrige und planvolle Menschen zweitausend Jahre vor uns einen regelrechten Weltverkehr ausgebaut hatten. Zwar in den Städten selber war nicht

* Die Zusammenstellung des Folgenden beruht u. a. auf dem Werk von Hans Lamer, „Wörterbuch der Antike mit Berücksichtigung ihres Fortwirkens“ (Kröner, Leipzig 1933), das jedem Freund der Geschichte warm empfohlen sei; ferner auf den verdienstvollen Veröffentlichungen des Verlages Ernst Heimeran in München über antike Technik, Heilkunde, Küche und Mode, über Buchhandel und Stenographie der Antike, über griechische Frauen, pompejanische Inschriften usw.; auf den lebendigen Schilderungen von Th. Birt, „Aus dem Leben der Antike“ (1918, u. a.), auf dem Buch von Poland, Reisinger, Wagner, „Die antike Kultur“ (1922), auf den einschlägigen Abschnitten in Geschichtswerken wie Mommsen und zahlreichen Sonderschriften.

viel Wagenlärm. Die Reichshauptstadt Rom war ein ruhiger Ort. In ihren Straßen durfte am Tage nicht gefahren werden. In Athen gab es noch 1830 nicht einen Wagen. Die Straße diente den Fußgängern. Auf dem Gehsteig klapperten die Sandalen. Selbst die Straßen kleinerer Provinzstädte, wie Timgad, waren gut gepflastert. Säulengänge oder Lauben mit Läden, die gleichzeitig Schatten und frische Luft spendeten, zogen sich an den Hauptstraßen entlang. Prächtig war vor allem der um 270 nach Chr. erbaute Boulevard von Palmyra (in der Syrischen Wüste) mit seinen Hunderten von Säulen, deren jede siebzehn Meter hoch war. Keine Weltstadt der Neuzeit hat etwas Ähnliches geschaffen. Glänzende Avenuen dieser Art gab es auch anderweit, so in Ephesus, Antiochia und Konstantinopel. Sie verliefen fünf bis sechs Kilometer lang in gerader Linie.

Die Menschen waren gut zu Fuß. Kaiser Hadrian und der Apostel Paulus haben das halbe Reich durchwandert. Eine römische Meile bedeutete tausend (milia) Schritte. Oft trappelte ein Bäuerlein auf seinem Esel durch die Gassen. Noch heute benutzen die Völker des Orients zur Beförderung von Menschen und Lasten lieber Tiere als Wagen. Im alten Rom und im alten Preußen galt Fahren als unmännlich. Cato und Marwitz zogen den Sattel der Kutsche vor. Aus dem Tragstuhl oder Tragbett, das schon Urvölker kennen, entstand die Sänfte. Der erste Europäer in einer Sänfte war Demosthenes. Als bekannter Advokat und Abgeordneter glaubte er, sich diesen Luxus erlauben zu müssen, den die Athener bewunderten. Der Kaiser wurde zu Rom in versilberter Sänfte aus edlem Holz durch die steilen Gassen und Treppen der Stadt herab von seinem Palais zum Rathaus und Gericht auf den Markt getragen. Die Sänfte des Augustus stand stets auf, damit er alles sehen und jeder mit ihm sprechen konnte. Die Sänfte war das Auto der Antike. Wenn durchs Marktgewühl eine elegante Sänfte kam, schauten alle auf. Gleichfarbige, gleichgekleidete Diener trugen sie: blonde Germanen oder braune Mohren.

Wer vom alten Rom aus verreisen wollte, schlug im Reichskursbuch nach. Da waren die Straßen, Posten und Schiffahrtslinien des Reichs verzeichnet. Man konnte sich auch im Reisebüro von Ostia, der Hafenstadt Roms, erkundigen. In all ihren Provinzen ums Mittelmeer haben die Römer prächtige Straßen erbaut, die chaussiert oder gepflastert auf geradestem Wege ihrem Ziel zustrebten. Dabei wurden Alpenpässe überschritten, durch Sümpfe Dämme gezogen, durch Berge Tunnel gebohrt. Durch Vespasians Passo di Furlo (vom Jahre 76 n. Chr.) fährt man noch heute. Der Anblick der erhaltenen Tunnel der Antike hat in den modernen Europäern den Gedanken geweckt, es den Römern darin gleichzutun. (1860 Beginn der Durchstechung des Monte Cenere). Tajo und Guadalquivir wurden von den Römern überbrückt. Cäsar schlug in zehn Tagen die erste Rheinbrücke. Die steinerne Moselbrücke von Trier ist noch im Gebrauch. Über tausend Meter lang war die Donaubrücke Trajans. Karl d. Gr. dagegen ist durch den Main gewatet; er nannte die Stelle „der Franken Furt".

Auf diesen „Heerstraßen" zogen die Regimenter in Gewaltmärschen dahin. Man warf sie von einer Grenze zur anderen, wo gerade Bedarf an Soldaten war. Vor Jerusalem hat 70 n. Chr. das Donaukorps gelegen. Über die Straßen

rollten die Eilwagen der Kaiserlichen Post. Sie hielt an den positae mansiones, an den „festgelegten Stationen". Daher stammt unser Wort „Post". An jeder Station wurden die Pferde gewechselt. Der Reisewagen- und Postgaul hieß paraveredus, daher unser „Pferd". Die Reichspost war in erster Linie für die Beamten bestimmt. Nur mit einem solchen „Reichsfuhrwesen" war die Welt zu regieren. Mit einem permesso durften auch andre Sterbliche die Post benutzen. Die Regierung richtete einen Weltverkehr ein. Mit guten Anschlüssen gelangte man in kurzer Zeit z. B. von Rom nach Wien oder von Paris über Ulm, Augsburg, Regensburg nach Konstantinopel und Bagdad. Der Generalpostmeister bekam jährlich zwanzigtausend Mark Gehalt.

Neben der Post sausten auf den Landstraßen vierspännige gedeckte Reisewagen dahin, gut gefedert, in denen man schlafen und speisen konnte, mit allem Komfort, mit Gepäck, Pagen und Sekretären, denen der Herr Konsul unterwegs seine Korrespondenz ins Stenogramm diktierte. Die schöne Cynthia lenkte selbst ihre zwei gestutzten Ponys, wenn sie aufs Land fuhr. Auch Kabrioletts gab es, flinke Zweiräder für Geschäftsreisende, mit Plandach, wie sie der Süden, der Orient und Norwegen noch heute kennen. Wer wissen wollte, wieviel Meilen er täglich zurücklegte, benutzte den von Heron erfundenen Taxameter, auf den unsere Zeit im Anschluß an Heron oder selbständig wieder verfallen ist.

Auch die Seeschiffe waren bequem eingerichtet und nicht immer klein und eng. Der Apostel Paulus fuhr zusammen mit 275 Passagieren. Der Dreimaster „Syrakosia" hatte sechzig Zimmer, Sportplätze, Garten, Baderäume und eine Bücherei an Bord. Die Griechen sind als erste darauf verfallen, den Schiffern das Fahrwasser zu erhellen. Der Leuchtturm von Alexandria ist das Vorbild aller Leuchttürme der Welt. Der römische Leuchtturm von La Coruña in Spanien ist seit 100 n. Chr. ununterbrochen im Gebrauch. Um die Fahrt von Italien nach Athen und Kleinasien abzukürzen, zog man die Schiffe auf Schienen über die Landenge von Korinth. Auch ein Schiffahrtskanal wurde dort von den Römern begonnen, wobei Seine Majestät – es war Nero – den ersten Spatenstich tat, aber erst in unseren Tagen ausgeführt (1881 – 1893).

Weil das Reich befriedet war, reiste jeder unbehelligt. Tauchten irgendwo Seeräuber auf, so riefen die Einwohner durch (optischen) Telegraphen das nächste Überfallkommando der Kaiserlichen Marine an. Längs der ganzen Küste Kleinasiens, Afrikas und Spaniens zogen sich Telegraphenlinien mit Signaltürmen. Man verständigte sich mit verabredeten Zeichen gemäß einem Signalbuch. Der Historiker Polybios war ein so erfinderischer Kopf, daß er ein Zeichenalphabet ersann, mit dem man auch Worte und Sätze übermitteln konnte.

Von den griechischen Städten an der Westküste Kleinasiens und von Konstantinopel aus führten alte Handelswege nach Indien und China. Die Eisenbahn nach Ankara und Bagdad läuft neben der noch begangenen Karawanenstraße her. Die Römer fuhren auch durch den Suezkanal, der von König Necho (609 bis 595) unter ungeheuren Menschenopfern begonnen, von Darijavausch I. (Dareios, 521 – 486) oder unter den Ptolemäern vollendet wurde und nach etwa tausendjährigem Bestehen erst zur Zeit der Araber im 8. Jahrhundert n. Chr.

verfiel. Der Seeweg nach Indien war für die Römer ebenso wichtig wie für die Briten. Den Landweg haben nur die Griechen und auch diese nur vorübergehend (unter Alexander und den Seleukiden) beherrscht. Später lag das Gebiet der feindlichen Iranier zwischen Indien und der Reichsgrenze. Nach den Rechnungen der Grenzzollämter veranschlagte Plinius die jährliche Einfuhr an Drogen, Edelsteinen, Seide und anderen Waren aus China, Indien und Arabien auf zehn bis zwanzig Millionen Mark. Das war der Einkaufspreis, der Verkaufspreis betrug oft das Hundertfache davon, so daß das Risiko einer Seehandelsreise sich lohnte. Es gab sogar ein leider verlorenes Handbuch für Reisende nach China.

Die Menschen reisten viel und gern unter so günstigen und aussichtsreichen Umständen. Nur wer wagte, gewann. Ein griechischer Fabrikbesitzer in Kleinasien erzählt uns selbst, er sei über siebenzigmal geschäftlich in Italien gewesen. Kaufleute, Offiziere, Soldaten aus Italien, ja aus dem fernen Orient ließen sich in den neuen Städten an Rhein und Mosel nieder. Köln war bekannt durch seine Erzeugung von Gläsern („Römern"). Auf den Gräbern der Pharaonen haben sich Touristen aus dem Norden verewigt. Eine Berlinerin namens Walburg, semnonischen Blutes, lebte zu Assuan in Ägypten, wo auch germanische Regimenter in Garnison standen. Weil Troja als „Metropole" oder Mutterstadt Roms galt, reisten gebildete Römer gern dorthin, wo Fremdenführer, die man später Ciceroni nannte (wegen ihrer Beredsamkeit), ihnen die „echte" Leier des Paris und andere Reliquien zeigten. Wer seinen „Pausanias", den altgriechischen Baedeker, mithatte, brauchte keinen Cicerone. Für das gesparte Trinkgeld konnte er sich Becher als Reiseandenken kaufen. Für Gasthöfe war nicht immer genügend gesorgt, doch hören wir von dem Kurhotel in Epidauros, das 180 Zimmer hatte. Sonst wurde man bei besseren Privatleuten gern aufgenommen. Wer es sich leisten konnte, verreiste im Wohnwagen mit Wohnzelten. Die Kaiser sollen deren hunderte für sich und ihr Gefolge mitgeführt haben. Auf den Riesenkongressen der alten Kirche, wie sie in diesem Ausmaße erst im 19. Jahrhundert wieder möglich waren, kamen Theologen aller Zungen aus dem Orient, Afrika, Spanien, Italien, Frankreich zusammen.

Als das Römerreich zerfallen war, fuhr man in den germanischen Ländern des Abendlandes überhaupt nicht mehr. Könige, Bischöfe, Frauen reisten zu Roß. Seit den Kreuzzügen fing der Kaufmann wieder an zu reisen. Aber wie? Die alten Straßen der Römer hatte man verfallen lassen. Auf kümmerlichen Wegen ächzten die Frachtwagen dahin, von Bewaffneten geleitet, weil der Staat ohnmächtig war gegen Räuber. Oft blieb die Fuhre im Schlamm stecken. Das Land gehörte hundert kleinen Herren. Alle paar Stunden sperrte ein Schlagbaum den Weg. Da mußte Zoll bezahlt werden, der die Ware verteuerte.

Nach Osten hin blieb das Abendland lange abgesperrt. In den Orient waren die römischen und griechischen Reisenden seiner Zeit weit hineingelangt. Rom hatte mit Peking in unmittelbarem Handelsverkehr gestanden. Später wurde die Welt wieder enger.

HARALD v. KOENIGSWALD

Der Schicksalskampf des Großen Kurfürsten

Einst, in der Zeit machtvollster Entfaltung des mittelalterlichen Kaisertums waren deutsche Kolonisatoren, Ritter und Mönche, Bauern und Bürger über die alte Nordostgrenze des Reiches vorgedrungen, um das schon einmal besessene, aber in dem großen Wendenaufstand von 983 wieder verlorengegangene Land jenseits der Elbe aufs neue in Besitz zu nehmen. Die Wiedereroberung gelang. Auf dem rechten Ufer der Elbe wuchsen nun christliche Dome empor, die schlichte feierliche Kirche von Jerichow mit ihren ragenden Türmen wurde von Mönchen erbaut, das Havelberger Bistum wieder gegründet, den Harlungerberg bei Brandenburg schmückte die auf wendischem Heiligtum errichtete Marienkirche. Die Askanier weiteten Generation um Generation ihren Besitz, bis sie den Raum zwischen Elbe und Oder beherrschten. Erst östlich der Oder brach sich die Welle des deutschen Siedlerstromes, erlahmte der Wille, weiter in das sumpfige Land der Netze und Warthe vorzudringen, um es zu roden und zu besitzen. Die am weitesten vorgeschobenen deutschen Siedlungen bestimmten die neue Grenze des Reiches im Osten.

Der Große Kurfürst. Maler unbekannt.
Berlin, Schloß Monbijou.

Im Süden erreichte die alte italische Sehnsucht der mittelalterlichen Kaiser zu eben dieser Zeit mit der apulischen Staatsgründung Friedrichs II. einen sehr stolzen, aber für die deutsche Krone so sehr unfruchtbaren Höhepunkt. Im Norden zerbrach das dänische Streben nach der Herrschaft über die Ostsee in der Bornhöveder Niederlage König Waldemars II. Den deutschen Siegern stand

Das Kurfürstenschloß. Ausschnitt aus dem Plan von Berlin von La Vigne. Berlin, Schloß Monbijou.

der weite Raum des baltischen Meeres offen. Während von Bremen und Hamburg aus mit der Gründung Rigas die erste deutsche Kolonie entstand, schlug ein paar Jahrzehnte später das Deutschtum im Osten noch an einer anderen Stelle feste Wurzel. Konrad von Massovien rief die aus dem Heiligen Land vertriebenen Brüder des Deutschen Ritterordens zur Hilfe gegen die heidnischen Pruzzen. Sie kamen, und vor den Grenzen des Reiches entstand der geistliche Staat des Ordens als festes Bollwerk gegen den Osten.

Beide Erwerbungen, die der Askanier in der Mark Brandenburg, wie die der Ordensritter in Preußen – kein volles Jahrhundert trennte ihren Beginn – wurzelten in der Kraft des Reiches. Aber die Kraft des Reiches zerfiel, und aus der sich lösenden Ordnung wuchs den einzelnen Teilen im Osten eine furchtbare Verantwortung aus der Verlassenheit vom Reiche zu. Brandenburg, noch von der Grenze des Reiches umschlossen, sank mit dem Aussterben der Askanier schnell herab. Den deutschen Auftrag, den die Askanier zu erfüllen gestrebt, verstanden die erbenden Wittelsbacher, die kaufenden Luxemburger nicht mehr. Erworbene Rechte gingen verloren, und das Land kam als verpfändeter Besitz, willkürlich zerrissen, aus einer Hand in die andere. Währenddessen stieg der

Staat der Ordensritter vor den Grenzen des Reiches leuchtend empor. Doch in seiner Blüte reifte auch schon der kommende Verfall. Macht und gesicherter Besitz erwiesen sich der Zucht des Ordens gefährlicher, als die bewaffneten Feinde in dem verklungenen kämpfereichen Beginn es je gewesen sein mochten.

Der Reichsgedanke lebte nur noch als mattes Schemen. Weder das Elend der Mark konnte das Reich wenden, noch die Entfaltung des Ordensstaates als den Ausfluß seiner Kraft für sich in Anspruch nehmen. Ein Jahr bevor der erste Hohenzoller als Statthalter Kaiser Sigismunds die Mark Brandenburg betrat, zerbrach die Blüte des Ordens in der Tannenberger Schlacht, und während die Mark sich unter den Hohenzollern, die nun die rechtmäßigen Herren des Landes geworden, allmählich aus Elend und Verwirrung erhob, sank des Ordens Herrschaft tiefer und tiefer, bis der Hochmeister im Thorner Frieden die Schmach auf sich nehmen mußte und vor dem polnischen König Kasimir kniend den arg verstümmelten Ordensbesitz als polnisches Lehn beschwor. Was galt noch das Reich für den Osten? Seitdem die Reichspolitik im Banne der habsburgischen Kaiser der österreichischen Hausmacht das Primat zugestand, traten die Grenzprobleme im Südosten gegen die Türken und im Westen gegen Frankreich so beherrschend in den Vordergrund, daß die Frage nach dem politischen Schicksal im Osten das Reich kaum noch bewegte. Die erlahmende Reichsgewalt ließ die Linien der innerdeutschen Entwicklung unaufhaltsam und seit der Spaltung durch Reformation und Gegenreformation immer entscheidender zu einer wachsenden Selbständigkeit der einzelnen Teile des Reiches drängen, ließ jenen Zustand sich vorbereiten, über den die zerstörende Gewalt des Glaubenskrieges hereinbrechen sollte, um mit der Vernichtung der Reichsgewalt durch den Westfälischen Frieden nur noch ein Zerrbild des einstmals so mächtigen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bestehen zu lassen. Das Schicksal im Osten aber hätte einer bewußten und starken Reichspolitik bedurft — da sie fehlte, entfernten sich fast mit zwingender Notwendigkeit die bodenständigen politischen Kräfte und Ziele des Deutschtums im Osten immer mehr und willkürlicher vom Reich, um nach eigenem Ermessen den Ausgleich mit den nicht mehr vom Reich abhängigen Kräften des Ostraumes zu suchen.

In dieser Zeit kamen die Mark Brandenburg und Preußen, das der Hochmeister Albrecht von Hohenzollern in ein weltliches Herzogtum verwandelt hatte, durch Erbschaft zusammen, nachdem der brandenburgische Kurfürst schon jahrzehntelang für den letzten, geisteskranken Herzog von Preußen Vormund gewesen. Es war die Frucht einer langen, ehrgeizigen Vertragspolitik, die im gleichen Jahrzehnt dem brandenburgischen Kurhause ein Anrecht auf die rheinischen Lande des ausgestorbenen Fürstenhauses von Jülich-Cleve-Berg errang. Nur dem rückschauenden Betrachter mag der Hausbesitz der brandenburgischen Kurfürsten am Ende des zweiten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts mit Jülich-Cleve im Westen, mit Preußen im Osten und der Kurmark Brandenburg in der Mitte als der vorgezeichnete Grundriß erscheinen, auf dem sich später der preußische Staat aufbauen sollte. Noch bildeten die drei Teile keine in sich geschlossene Einheit, und noch ehe die Erwerbung der rheinischen Lande die Verlagerung der branden-

Schloß Potsdam zur Zeit des Großen Kurfürsten. Von Kupferstecher Peter Schenk. Berlin, Plankammer.

burgischen Politik nach Westen bewirken oder die Preußens eine vermehrte Betonung der Ostpolitik hervorrufen konnte, glitt die brandenburgische Politik hilflos unter dem unglücklichen Kurfürsten Georg Wilhelm in die Not und die Verwirrung des großen Glaubenskrieges in Deutschland, drohte das junge, noch ungefestigte Staatswesen an seinen inneren Widersprüchen zu zerbrechen. Bis zur bittersten Neige kostete Brandenburg während dieses Krieges — unterbrochen nur durch die kurze Zeit des von Gustav Adolf erzwungenen Bündnisses mit Schweden — das ganze Verhängnis einer Treue aus, die der Leiter der brandenburgischen Politik, des Kurfürsten Günstling Graf Adam Schwarzenberg, dem Kaiser schuldig zu sein glaubte, und die doch nicht dem Reich, nur der fanatisch katholischen Hauspolitik Habsburgs dienen sollte. Alle Lebensnotwendigkeiten Brandenburgs verwirrten sich in diesem Verhältnis. Der Sieg des kaiserlichen Bundesgenossen mußte die Niederlage des lutherischen Brandenburg, die schlimmste Bedrohung des kalvinistischen Fürstenhauses der Hohenzollern in sich schließen. Die Besitzungen am Rhein konnte Brandenburg während des Krieges nicht mehr verteidigen. Kaiserliche und spanische Heere, wie die der Niederländer und Hessen, hausten als Feinde darin. Preußen drohte verlorenzugehen. Die größte Hoffnung aber, die der brandenburgischen Politik in diesen Jahren mit dem Aussterben der pommerschen Herzöge reifte, der Anspruch auf Pommern wurde zum Spielball der habsburgischen Politik, mit dem sie das verblutende Brandenburg immer fester in ihr Netz verlockte, tiefer in das Kriegsunglück

hineinriß und zur gleichen Zeit Brandenburg zu verraten gedachte, um mit dem Preis Pommerns den Frieden mit Schweden zu erkaufen. Für Brandenburg erlosch alle Hoffnung auf Habsburgs Hilfe und des Kaisers Gerechtigkeit in furchtbarstem Elend und grausiger Enttäuschung.

Der Kurfürst siechte dahin. Er erlosch matt und bedeutungslos wie sein Leben gewesen war. Drei Monate später folgte ihm sein Günstling in den Tod, noch ehe der junge Nachfolger Georg Wilhelms den Grafen wegen all des Unglücks, das er über das Land gebracht hatte, zur Rechenschaft ziehen konnte. Der Weg zu einer neuen Politik war nun frei. An die Stelle des Trugbildes, dem Schwarzenberg so lange, bittere Jahre nachgegangen, trat nun ein Gedanke, der Brandenburg eine stolzere Zukunft verhieß, der die unglückseligen Fesseln, die das Land bis zur tiefsten Erschöpfung mit betrogenem Glauben getragen, zu sprengen versuchte, der den Kaiser, der doch nicht Freund Brandenburgs sein konnte, zu verlassen und den bisherigen Feind, Schweden, zu versöhnen trachtete. Dort, wo Brandenburg-Preußen in mutigem Entschluß sich willensmäßig am weitesten von dem in dem langen Kriege zerschlissenen Reichsgedanken entfernt und sich zur gleichen Zeit unter schweren Opfern und harten Überwindungen schicksalhaft die Umkehr vollzieht, um von nun an immer stärker, immer fordernder Brandenburg-Preußen in das sterbende Reich zurückwachsen zu lassen, bis seine Kraft den Bau des alten Reiches zersprengt und über dessen Trümmern ein neues

Landgraf Friedrich II. von Homburg (Prinz von Homburg).
Büste von Andreas Schlüter. Schloß Homburg.

Teilszene aus dem Leichenbegängnis des Großen Kurfürsten.
Berlin, Hohenzollernmuseum.

errichtet, dort steht die geschichtliche Bedeutung Friedrich Wilhelms, den schon die Zeitgenossen mit dem Beinamen „der Große Kurfürst" ehrten.

Als die Geschichte zum erstenmal seinen Namen nennt, verbindet sich mit ihm ein Plan, der das Gesicht Europas hätte verwandeln können: die Heirat des jungen brandenburgischen Kurprinzen mit seiner Cousine Christine, der Erbin des schwedischen Reiches. Dem kühnen Geiste Gustav Adolfs von Schweden, der diesen Heiratsplan als erster durchdachte, als die beiden noch Kinder waren, mochte der künftige Zusammenschluß Kurbrandenburgs mit dem Königreich Schweden als die gewaltigste Bekrönung all seiner Taten erscheinen: ein Reich zu schaffen, das die Ostsee umschloß und tief hineinragte in das wunde Herz Europas, in die Trümmer des Heiligen Reiches, eine Zusammenballung von Energie und Kraft, wie sie unter protestantischen Staaten noch nie gewesen — mußte nicht ein solches Reich seine Macht weit ausstrahlen über Europa, ein neues Licht entzünden und gleich einem Magneten die schwächeren Staaten an seinen Grenzen an sich ziehen? War nicht vor einem Jahrhundert Habsburg auf eine ähnliche Weise zur Großmacht aufgestiegen?

Gustav Adolf starb den Schlachtentod bei Lützen, ehe der Heiratsplan über die ersten Verabredungen hinaus gediehen war. Zwölf Jahre lag der Plan verschüttet unter den Wandlungen des Krieges, die Brandenburg dem schwedischen Bündnis entfremdeten und zwischen die beiden Staaten groß und beherrschend den Streit um den Besitz Pommerns schoben. Wegen der pommerschen Frage griff der einundzwanzigjährige Kurfürst Friedrich Wilhelm bald nach seinem Regierungs-

antritt von neuem den Plan der schwedischen Heirat auf. Konnten die Schweden nicht das unbestreitbare Recht Brandenburgs auf das Herzogtum beruhigt anerkennen, wenn Schweden und Brandenburg doch eins werden sollten, war es dann nicht gleichgültig, wer das umstrittene Land in die Vereinigung einbrachte? Der Kampf um Pommern, den einst Georg Wilhelm als Bundesgenosse des Kaisers so unglücklich mit den Waffen geführt, nun lebte er in einer anderen Form wieder auf, nun wollte der Erbe die Lösung auf einem Wege versuchen, der zugleich den brandenburgischen Staat aus der Enge des ohnmächtigen Reiches deutscher Nation herausführen, ihm Kraft verleihen sollte, das Geschick Europas zu bewegen. Schon strebte der kühne Geist des fürstlichen Jünglings über die erkennbaren Grenzen eines möglichen schwedisch-brandenburgischen Reiches hinaus. Er hatte das Bild ungeheuren Reichtums während seines Aufenthaltes in den Niederlanden lebendig begriffen. Wie dort sich die Macht auf die Beherrschung der Meere gründete, so träumte er von reichen Häfen an der Küste seines Reiches. Nach Stettin würden Schiffe die Oder hinunter die Erzeugnisse Brandenburgs bringen, würden wieder stromaufwärts ziehen mit kostbarer Fracht aus fernen Ländern. Auch noch als der Gedanke der schwedischen Heirat gescheitert, als der große Krieg in Deutschland noch brannte, begann er Verhandlungen mit der Krone Dänemarks, um Kolonien an der Küste Indiens zu erwerben. Er scheiterte an der Trägheit und Armut derer, die er aus seinem Land zu Hilfe rief, damit sie mit ihm das Werk trügen. Aber durch das ganze Leben Friedrich Wilhelms zieht sich gleich einem dünnen, in dem Gewebe des übrigen Geschehens oft kaum sichtbaren Faden dieser Kolonialgedanke; großartige Entwürfe von zu gründenden Handelskompanien, die den Niederländern Reichtum und Macht an fernen Küsten streitig machen sollten. Als dann im letzten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms

Reichshelm.
Angefertigt zur Beisetzung des Großen Kurfürsten 1688.
Berlin, Hohenzollernmuseum.
Mit Genehmigung der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten

der Traum endlich Wirklichkeit wurde und brandenburgische Schiffe vor der afrikanischen Küste ankerten — wie dürftig war da diese Wirklichkeit geworden! Niemand verstand recht, sie zu nutzen. Es war mehr das Grab einer Idee als deren späte Bekrönung.

Mit erregender Wucht entrollte sich das Ringen um Pommern zwischen Schweden und Brandenburg vor dem immer farbloser werdenden Hintergrund der schwedisch-brandenburgischen Heirat. Schweden, auf einer neuen Höhe kriegerischen Triumphes, seitdem Dänemark gedemütigt den Frieden von Bremsebröe annehmen mußte und die schwedischen Waffen gefährlicher denn je Habsburg bedrohten, forderte bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück den Besitz ganz Pommerns. Brandenburg, vom Kriege mehr erschöpft als die meisten anderen deutschen Länder, von aller Macht entblößt, ohne Bundesgenossen, versuchte sein Recht auf die Erbschaft der pommerschen Herzöge zu behaupten. Es bot die Insel Rügen und zwei Ämter im westlichsten Vorpommern, um sich den Besitz des übrigen Pommerns zu erhalten. Die schwedischen Unterhändler schäumten auf und drohten. Habsburg machte sich zum Sekundanten der schwedischen Wünsche. Schritt für Schritt mußte Friedrich Wilhelm dem feindlichen Druck weichen. Bis zur Peene bot er jetzt Pommern an. Es genügte nicht. Bis zur Uckergrenze, aber auf Uckermünde wollte er nicht verzichten. Es genügte nicht. Er gab die Insel Wollin preis, noch hoffte er, Stettin für sich zu retten, aber auch Stettin entwanden ihm die Gegner und noch einen Streifen Land längs des rechten Oderufers, so daß die Mündung des Stromes, der die Ader des brandenburgischen Handels sein sollte, in fremden Händen blieb. Die Hoffnung, daß sich für Brandenburg das Tor zu den Weltmeeren öffne, erlosch. Habsburg bezahlte mit Pommern, daß Schweden von Forderungen an Habsburg abließ.

Was wog es für den Kurfürsten, daß sein zäher Widerstand ihm reiche Entschädigung in Mitteldeutschland eintrug: die geistlichen Stifte Halberstadt und Minden und die Anwartschaft auf das reiche Erzbistum Magdeburg, daß ihm mit dieser Entschädigung um die Hälfte mehr an Fläche zufiel, als er mit Vorpommern preisgeben mußte? Noch als die Verträge geschlossen und der Friede verkündigt ist, wäre er bereit gewesen, Halberstadt und Minden und Magdeburg wieder dahinzugeben und noch zwei Millionen Taler dazu, wenn er nur die vorpommersche Küste und Stettin hätte erlangen können. Das Schicksal entließ Brandenburg nicht aus dem Schicksal des Reiches. Aber Friedrich Wilhelm gab seinen Kampf um Pommern noch nicht auf. Er sah, zehn Jahre nachdem er zum Verzicht auf die vorpommersche Küste gezwungen, den Augenblick im schwedisch-polnischen Kriege reifen, um dem Gegner die Beute zu entreißen. Seine Heere brachen in Vorpommern ein, die Schweden wurden vertrieben, Stettin eingeschlossen, aber der sichere Sieg ging durch die Treulosigkeit seiner Bundesgenossen verloren. Die Souveränität über Preußen fiel dem Kurfürsten im Olivaer Frieden zu, aber erst sein Sohn mochte auf diese Souveränität die Königswürde des brandenburgischen Hauses begründen, ihm war sie kein Trost für das wiederverlorene Pommern.

Das Tor zu den Weltmeeren öffnete sich nicht.

Noch einmal stürmte Friedrich Wilhelm dagegen an. Die Fehrbelliner Schlacht leuchtet in der Geschichte auf. Vier nachfolgende Feldzüge beweisen, daß dieser Sieg, der am Anfang der brandenburg-preußischen Heeresgeschichte steht, kein Zufallsgeschenk eines launischen Geschickes war. Die brandenburgischen Waffen triumphieren auf den Kriegsschauplätzen in Pommern, über Stralsund und Rügen weht der brandenburgische Adler. Stettin öffnet nach monatelanger Belagerung seine Tore, und der Winterfeldzug in Preußen, jene rasende Jagd über das Eis der Kurischen Nehrung, um die letzten Schweden aus dem Lande zu treiben, scheint endlich den Sieger mit der Erwerbung Pommerns belohnen zu müssen. Aber wieder ist es nicht der Wille Habsburgs, dem brandenburgischen Kurfürsten die lockende Küste, die ersehnte Ferne zu gönnen. Wieder übt Habsburg Verrat. Der Sieger auf allen Kampfplätzen Pommerns und Preußens steht nicht anders da als ein Besiegter, der sich dem Diktat einer übermächtigen Politik beugen muß. Das geschlagene Schweden aber wappnet sich in Hoffnung, durch seinen französischen Bundesgenossen nicht nur alles Verlorene wiederzuerhalten, sondern auch noch neue Eroberungen von dem mattgesetzten Sieger zu erpressen. Das Friedensdiktat von St. Germain entwand Friedrich Wilhelm Vorpommern aufs neue.

Noch einmal hebt sich in späteren Jahren vom Hintergrund politischer Entwürfe der Plan ab, durch ein Bündnis mit den Niederlanden und Frankreich Schweden das ersehnte Land zu entreißen. Aber diese Linien bleiben Entwurf, es ist nichts mehr davon Wirklichkeit geworden. Vorpommern blieb für Brandenburg verloren, solange es für Brandenburg-Preußen begehrenswert war. Als Friedrich Wilhelm I. 1715 Stettin und das Land bis zur Peene, ein Jahrhundert später Friedrich Wilhelm III. das restliche Vorpommern nun fast mühelos erwarb, war die Ostsee in ihrer Bedeutung, die sie zu des Großen Kurfürsten Zeiten besessen, erstorben: ihre Häfen führten nicht mehr in die geheimnisvolle Ferne unendlich reicher, noch kaum erschlossener Küsten. England beherrschte die Meere.

In dem vergeblichen Kampf um die vorpommersche Küste liegt die innere Linie des Schicksals Friedrich Wilhelms beschlossen, weniger sichtbar vielleicht als die große staatsmännische Leistung, die er in achtundvierzigjähriger Regierung vollbracht, und die aus den drei auseinandergerissenen Länderteilen in Preußen, am Rhein und in der Mark Brandenburg eine geistige Einheit schuf. Aber vielleicht wird man alle Entscheidungen, die diese Schöpfung heraufführten, in Beziehung setzen dürfen zu dem vergeblichen Ringen um den Besitz der Küste. Daß ihm die Erfüllung versagt blieb, entschied die weitere Entwicklung Brandenburg-Preußens für immer. Der Staat, der aus dem Werk der deutschen Kolonisatoren im Osten hervorgewachsen war, sollte sich nicht aus dem Reich verlieren dürfen, sondern war vom Schicksal für eine Aufgabe bestimmt, für deren Lösung sich die nachfolgenden Generationen mühevoll kämpfend einsetzen mußten, ehe sie zweihundert Jahre später ihre Erfüllung fand.

Daß das Schicksal dem Kurfürsten das volle Recht seines rechtmäßigen Erbes versagte und ihm die Beute seines Kampfes immer wieder aus der Hand schlug, zwang den jungen Staat zu der Kraft innerer Einigung und zu der Kraft der

Auflehnung, die ihm vielleicht in der Erfüllung und dem gesicherten Genuß überkommener Rechte fremd geblieben wäre. Daß Friedrich Wilhelm an der Verweigerung seines größten Wunsches nicht zerbrach, daß er sich bezwang, das kleine, zerbrechliche Staatsschiff Brandenburg nicht zur erträumten, sondern zur möglichen Küste zu steuern, und dennoch kühn und entschlossen die Enge verließ und in den Sturm sich wagte, das ist die politische und die menschliche Größe Friedrich Wilhelms. Durch ihn erst wurden durch den verlorenen Kampf in Pommern die brandenburgischen Besitzungen am Rhein und in Preußen die Ecksteine des kommenden Staates, und indem seine schwedischen Kriege, nahe Hoffnungen begrabend, ersten Sieg an die Fahnen des jungen brandenburg-preußischen Heeres hefteten, entstand das mahnende Vorbild, indem sich die verpflichtende Idee des Staates in der Zukunft bewähren sollte.

Es ist müßig, zu fragen, ob das karge brandenburgische Hinterland der vorpommerschen Häfen zu ähnlichem Reichtum hätte aufsteigen und eine ähnliche Rolle hätte spielen können wie etwa die Niederlande im 17. Jahrhundert, und ob dann dieser Staat nach ein paar Generationen höchster Entfaltung wieder hätte herabsteigen müssen zu einem unbedeutenden Nichts im Kreis der Großmächte, als die Ostsee mit Englands Aufstieg nicht mehr das Zentrum des Nordens war, oder ob Brandenburg, mit Schweden vereinigt, sich seiner deutschen Aufgabe völlig entfremdet hätte — diese Frage ist müßig. Als die deutschen Kolonisatoren in der Frühzeit über die Elbe in den Ostraum einströmten, fanden sie keine von der Natur gesetzten Grenzen, in ihrer Kraft lag die Grenze, in ihrem Willen alle Möglichkeit beschlossen. Und bis in die Zeit des Großen Kurfürsten hinein blieb solche Freiheit bestehen, ruhte in dem brandenburgischen Schicksal noch nicht die innere Gesetzmäßigkeit, die den Staat zwang, sich nach dieser oder jener Richtung zu wenden, mit Preußen oder mit Schlesien, mit Sachsen oder mit Schweden zusammenzuwachsen. Wie in der Zeit der Kolonisatoren lag noch das Werden des brandenburg-preußischen Staates in dem politischen Können, in der Weisheit und der seelischen Kraft seines Fürsten. Erst unter Friedrich Wilhelm wuchs das Gesetz, er schuf es, indem er seine Kräfte in dem vergeblichen Kampf nicht zerbrechen, nicht verzehren ließ, wie sich des Vaters Kräfte um Pommern verzehrt hatten. Aus der Niederlage Friedrich Wilhelms in der pommerschen Frage wuchs und im Triumph seiner übrigen politischen Leistung erhärtete sich die Forderung, die den brandenburg-preußischen Staat bereitmachte, seine deutsche Aufgabe zu erfüllen. Es ist ein eigenartiger Gedanke, daß Habsburg, indem es Friedrich Wilhelm immer wieder den Zugang zum Meere verwehrte und so das Wachstum Brandenburg-Preußens in die Ost-West-Richtung der Norddeutschen Tiefebene drängte, selbst die Nemesis rief, selbst sich den Gegner heranbildete, der vom Schicksal berufen war, im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland über Habsburg obzusiegen. Das Gesetz dazu, auf dem sich die geschichtliche Bedeutung Brandenburg-Preußens innerhalb der Entwicklung und Verwandlung des deutschen Reichsgedankens gründet, ist aber aus der Selbstzucht und durch die geistige Kraft Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, lebendig geworden.

ERNST BERTRAM

Hrabanus

Aus der Michaelsberger Handschrift

Wir leben mehr vom Zukünftigen denn vom Vergangenen.
Geglaubte Zukunft ist das Brot der Seelen.

*

Wer sich erinnert, ist allmächtig über die, welche vergaßen.
Als er zuerst gedachte, da ward der Mensch.

*

„Wahr", das ist ein Augenblick – aber aus solchen Augenblicken speisen sich die Jahrhunderte.

*

Wir selber können die Wahrheit nicht erschließen, sondern die Türe springt auf.

*

Was über tausend Jahr geschieht, wüßtest du, blicktest du tief genug in dich hinein.

*

Bezeuge die Schau von deinem Berge. Niemand nach dir wird ihn mehr ersteigen.

*

Die heiligen Bücher sind schaffende Spiegel: sie erhöhen uns unser eignes Bild, wenn wir tief und lange genug hineinschauen.

*

Die Bilder siegen immer über die Klugheiten.

*

Dem Schreibenden wie dem Bildner kann niemand helfen. Als Er.

*

Wenn die Herzen beben, legt Gott den Grund.

*

Was die großen Meister schreiben werden, das weiß schon dieses Kind. Das weiß noch dieses Kind.

*

Wer die Welt erwanderte und erlitt, findet sie zuletzt in seiner ersten Schulfibel wieder.

*

Wo sich Wege kreuzen, da warten die Geister. Merke!

*

Wolle nicht in allen Kammern deiner Burg wohnen. Lasse du dem Gespenst seine Kammer.

*

Wäre unser Heiligtum nicht zugleich eine Burg, sie hätten schon siebenmal unsre Knaben gemordet. Heiliges will Mauer und Scharte.

*

Wehre dich gegen jedes Wort, alsdann bist du Gottes rechter Schreiber.

*

Der Herr der Geister wählt nur die Trotzigen zu seinen Kündern.

*

Das kleinste Wort kann ein Magnetberg werden. Alle lebendigen Worte wachsen hinauf, und alle ziehen ihr Verwandtes heran.

*

Was sind unsre Predigten, wenn wir nicht Korn säen?

*

Wir sind Bergleute unter Tage und ergraben Gott.

*

Blühende Bäume sind ehrliche Prediger.

*

Mut ist ein Boot durch jedes Meer. Auch durch das Meer unsres Wahns.

*

Unschuld ist der Heimathafen, in den wir zurückkehren, nachdem wir einen Erdball von Schuld umsegelt.

*

Betender Zorn wird erhört.

*

Unser überwundener Jammer stärkt die Künftigen.

*

Alles Eroberte erobert uns. Wir müssen nie etwas erobern wollen, das unter uns liegt, wenn wir für droben erobern wollen.

*

Wenn wir aus Treue leiden, dann wirken wir an Gottes Sterngewand.

*

Welches Land hat für Gottes höheres Bild gelitten wie das unsre?
Wenn Leiden für Gottes Bild heilig macht, so ist unser Land das Heilige Land.

*

Die Augen eines geliebten Menschen sind der höchste Gottesbeweis.

*

Zum Seligenland gibt es weder Schiff noch Pfad, wenn du nicht Schiff und Pfad bist.

*

Höre auf den dunklen Bruder in dir – aber laß ihn nicht herrschen.

*

Das wundersamste Schach spielt Gott mit dem Teufel.

*

In den Tod zu flüchten, ist die unsinnigste Rettung: wir versiebenfachen nur die Länge des Heimwegs.

*

Welche Gräber werden ewig bekränzt?
Die, welche in Wahrheit leer sind.

*

Liebe den Toren, wenn er jung ist.

*

Alle jungen Gebete waren zuerst Lästerungen.

*

Die Weisheit hält sich gut verborgen vor denen, die immer recht behalten.

*

Das Glück aller Rechtgläubigen ist das Verfolgen.
Sie sammeln die Irrtümer der andern fleißig und hüten diesen Schatz als ihren Mammon.

*

Wenn wir allein recht zu haben wähnen, sind wir schon beginnliche Mörder.

*

Wenn wir verfolgen, hetzt der Teufel uns.

*

Der Glaube, daß allein die andern schuld seien, ist immer Hexenwahn. Wir vor allem sind schuld – wenn auch nicht in dem Sinn, wie die andern es meinen und sagen.

*

Meine Brüder wähnen, all ihre guten Werke kämen in einen tönernen Sparapfel, den sie im Himmel zerbrechen dürften.

*

Auch auf dem Blocksberge siehst du nur den Teufel, der du bist.

*

Zum Paradiese gehört die Schlangenrede.

*

Wer könnte denn lästern?
Gott schuf den Lästernden und schuf die Lästerung.

*

Unser Meister wollte nicht, daß seine Jünger auf dem Gipfel der Verklärung Hütten bauen.

*

Diese Klugen bestellen Felsengrab und Wächter für jeden liebenden Gedanken, der zu uns kam.

Aber immer wird Ostermorgen.

*

Alles Geliebte lassen wir gen Himmel fahren.

*

Ihr müßt nicht glauben, daß der Himmel fest stehe: wenn die Erde bebt, dann bebt auch der Himmel. Denn alles lebt miteinander.

Wir können die Sterne quälen.

*

Die Sonnenwelt kommt in uns zur Reife: wir sind die Samenkörner zu vielen unsichtbaren Sternwelten.

Der Mensch ist das Ei eines Weltalls.

*

Des Menschen Geist ward so ungenügsam geschaffen, daß er auch im Himmel noch Ungenüge empfinden würde. Ursach dessen, daß Gott die Welt erschuf aus Ungenüge am bloßen Himmel. In solcher Ungenüge verrät sich der Mensch als Ebenbild seines Schöpfers.

*

Gott hat vielerlei Erden noch zu erlösen. Wehe seinem Sohn!
Wo mögen sie den Herrn heute kreuzigen?

*

Es werden noch mehr Lichtgötter sterben als Apollon und Helios.

*

Gott ist Jüngling. Und führt ewig die Welt als Jungfrau heim.

*

Wir sind Gottes Traum. Sorgen wir, daß ihm Gutes träume.

PAUL FECHTER

Vom Reiz des Neuen

Zwei Mächte ringen um den Menschen, ringen im Menschen: die Mächte des Beharrens, des Willens zum Bleibenden, Gewußten — und die Mächte des Erneuerns, des Veränderns, des Willens zum Unbekannten, Unerprobten. Auf der einen Seite steht, was man Tradition genannt hat, das Reich des von der Zeit bereits Bestätigten, das, was der Sehnsucht des Menschen nach Ewigkeit, der Illusion des Feststehend-Unerschütterlichen Erfüllung zu bringen scheint — auf der anderen das, was Entwicklung heißt, was seine Welt immer von neuem bald hierhin, bald dorthin erweitert, ihm die Illusion ihres Wachsens gibt und den Anschein immer neuen Anfangs. Der Urdualismus zwischen Sein und Werden spiegelt sich im Leben wie im Denken, Rätsel aufgebend, die drinnen wie draußen, in der Seele wie in ihrem Spiegel, der Realität, seltsame Lösungen und Aspekte ahnen lassen, die der Welt zuweilen eine sehr besondere Transparenz geben.

Es beginnt alles sehr einfach, wenn man zuerst einmal fragt, warum der Mensch überhaupt nach Neuem greift. Er tut es, sobald man auf die Anfänge zurückgeht, zuerst aus Not: er schnitzt den neuen Speer, knüpft das neue Netz, weil die alten verbraucht, abgenutzt, nicht mehr zu verwenden sind. Das Neue entsteht zunächst aus der Forderung des Daseins, wird Ersatz für das Alte, das seine Schuldigkeit getan hat, erneuert werden muß. Dieses Neue wird neu in bezug auf das Material, den eigentlichen Ersatz: es wird zunächst kaum neu sein in bezug auf die seit Generationen erprobte Form. Ein Speer ist ein Speer; schon die Ahnen haben festgestellt, wie lang, wie stark er sein muß, um die beste Wirkung zu üben. Ein Netz ist ein Netz: die Lösung ist endgültig — vergänglich ist nur das Material. Das wird neu — die Form bleibt durch die Jahrhunderte. Wo der Zweck herrscht, wo nicht Gefühl, freie Freude an einem Gegenstand investiert sind, sondern Intelligenz, wo das Objekt eine Funktion auszuüben hat, siegt immer das Alte, die Tradition; Neues kann sich hier nur durchsetzen, wenn es der einmal in das Werkzeug eingegangenen Intelligenz weitere hinzufügt — in Form neuer erweiterter Zweckmäßigkeit. Wenn die Erfahrung, die Erkenntnis feststellt, daß der schlankere, längere Speer, der gedrängtere, stärkere Pfeil weiter fliegen, sicherer treffen als die alte dickere und kürzere oder dünnere und schwächere Form, wird der neue Speer, der neue Pfeil seine Form ändern — wird er ganz neu werden und nun zu dem Reiz des neuen Materials den eines neuen Aussehens, einer veränderten Gestalt hinzubekommen. Und zum erstenmal wird der Mensch im Betrachten dieser neuen Dinge den seltsamen Reiz des Neuen empfinden, der unser ganzes Leben begleitet, der ihm wesentlichste Züge und Momente gibt, jenseits aller Zweckmäßigkeit sich verselbständigt hat und aus einem Reiz gesteigerter Intelligenz und Zweckmäßigkeit längst ein völlig freier, zweckentbundener reiner Formreiz geworden ist, eine Wirkung der Verwandlung, die nun nur noch die Verwandlung, die Veränderung will und den Reiz, den sie erzeugt. Vielleicht leben in diesem Vorgang alte Er-

innerungen an frühe Gefühlswirkungen des zweckbedingten Formwandels fort: vielleicht versuchen in diesen Gebieten zweckfreien Formwandels auch die gefühlsbedingten Kräfte der Seele zu ähnlichen, wenn auch verborgeneren Summierungen inneren Lebens im Äußeren, zu einem seelischen Erfahrungsniederschlag in dem Wandel von Formen zu kommen, wie ihn im Bereich der zweckbestimmten Dinge die Intelligenz, der Geist sich längst geschaffen hat.

Wie sehr der Reiz des Neuen in diesen Bereichen vom Glück der Erkenntnis gesteigerten geistigen Niederschlags getragen wird, erkennt man am deutlichsten vor der Welt der modernen Maschinen, sobald man von ihnen zurückblickt auf ihre Vorgänger und die Anfänge. Man muß schon zu modernen Maschinen gehen, weil nur sie, Zeitgenossen unseres Daseins, wirklich diesen seelisch-geistigen Reiz des Neuen ausstrahlen: das Neue von gestern ist nicht mehr neu, ist „unmodern", und das von vorgestern ist Geschichte, die auf diesem Gebiet der geistigen und seelischen Formen im Grunde sogar Geschichte der jeweiligen Reize des Neuen ist. Unmittelbar und lebendig läßt sich dieser Reiz des Neuen nur an wirklich Neuem erleben, und zwar sowohl im Gebiet des Zweckbestimmten wie der freien Dinge. Das Beglückende einer der großen modernen Schnellzugslokomotiven – vor allem etwa neben einer alten Maschine des Vorortbetriebes oder gar neben Museumsstücken aus der Anfangszeit der Eisenbahn – beruht in erster Linie auf dem ganz unmittelbar sprechenden Reiz der sichtbar und überschaubar in solche Gebilde eingegangenen und summierten Intelligenz, die für jeden Nachfolgenden Eigentum und Voraussetzung seiner neuen Zutat und Abwandlung ist. Für den Menschen, der ohne Vorstellung vom Sinn und Zweck der Hebel und Räder, Zylinder und Kolben solch einem Gebilde gegenübersteht, kann der ganze Reiz des Neuen gar nicht auffaßbar sein: er wird wahrscheinlich eine ebenso frisch lackierte alte Maschine, vor allem eine historische aus der Frühzeit, viel schöner finden. Der viel berufene Reiz der Zweckmäßigkeit im Formalen ist nur denen auffaßbar, die den Zweck auch im Einzelnen verfolgen können, im Kräfteablauf des Bewegungsvorgangs: das Gebilde an sich, diese Formation aus liegendem Kessel, Rädern, Achsen, Windblechen, Tender existiert abseits der Gebiete des Reizvollen im nur Daseienden. Es ergibt sich, daß das Neue als Reiz nicht nur an gewisse Kenntnisse des Alten, von dem es sich durch seine Neuheit unterscheidet, gebunden ist – sondern auch an gewisse Sachkenntnisse geistiger Art. Das Neue wirkt hier nicht unmittelbar an sich – sondern auf Grund von Bedingungen, die für die verschiedenen Gebiete merkwürdig verschieden auch in ganz verschiedenen seelisch-geistigen Voraussetzungen wurzeln.

Man könnte meinen, diese Tatsache gelte nur für die Gebiete, deren Gebilde, um überhaupt aufgefaßt werden zu können, bestimmte Kenntnisse technischer, physikalischer, wissenschaftlicher Art erfordern. Ein neues Haus, eine neue Kirche täten das nicht und wären infolgedessen ohne alle besonderen Voraussetzungen für jeden Einzelnen auffaßbar. – Auch das trifft nur mit gewissen Einschränkungen zu. Das neue Haus, die neue Kirche wirken zunächst neu, das heißt ungewohnt durch ihr neues Material. War das alte Haus, die alte Kirche aus Backstein, sind die neuen Bauten aus Haustein, so fällt diese Art Neuheit einem begrenzten Kreise auf.

Bleiben die Baumaterialien und die Abmessungen die gleichen, so wird für die meisten der Reiz des Neuen hinfällig. Ob die alte Kirche Spitzbogen, die neue Rundbogen hat, wird ebenso übersehen, wie ob das alte Haus große Fenster, das neue kleine gekuppelte hat. Was auffällt, ist das Material und die veränderte Raumbeanspruchung. Größer oder kleiner, höher oder weniger hoch — das wirkt auf jeden überraschend. Der Raum ist immer noch das allgemeinste Medium und der exakteste Spiegel der Seelen: sobald es aus ihm hinaus ins Einzelne geht, wird der Reiz des Neuen nur wirksam, wenn bestimmte Vorkenntnisse geistig-technischer oder stilmäßiger Art eine besondre Beziehung zum Gegenstand schaffen. Das Neue übt seine Reize tatsächlich nur auf Grund gewisser Vorbedingungen und durchaus nicht allgemein — ja es ist von hier aus gesehen auf unendlich vielen Gebieten für die meisten, selbst wenn sie unmittelbar mit ihm zusammenstoßen, überhaupt nicht vorhanden.

Von hier aus ist es nicht weit bis zu der Frage, wie denn das Neue am Ende überhaupt entsteht, wie es, nur wenigen auffaßbar, sich durchsetzt, um dann wiederum von noch Neuerem abgelöst zu werden. Auf dem Gebiet der zweckbedingten Objekte liegt die Antwort nahe: jede neue Einsicht in noch größere Zweckmäßigkeit, jeder neue verbessernde Gedanke ergibt eine Veränderung, eine Erneuerung der Form des Autos, der Lokomotive, des Schiffes. Wie aber verhält es sich im Gebiet des mehr oder weniger zweckfreien, im Bereich der nicht nur intellektuell, sondern vom Leben, vom seelisch Gefühlsmäßigen her bedingten oder mitbedingten Dinge? Was geht vor, wenn sich aus der Karolingischen Renaissance das Kämpferkapitell, aus dem Romanischen die Welt des Spitzbogens entwickelt? Wie setzt sich das Rokoko gegen das Barock durch — wer schafft, wer empfindet hier den Reiz des Neuen und hilft ihm zur Verwirklichung? Und was ist zuletzt das eigentlich Reizvolle an dem jeweils Neuen, zu welchen Bereichen des Seelisch-Sensuellen spricht es, welche fassen es in seinem Reiz und seiner Neuheit auf?

Die Antwort ist nicht ganz leicht; denn von den faktischen Vorgängen bei diesen Abwandlungen der Lebensformen wissen wir nichts. Die Kunsthistoriker umschreiben mit viel Scharfsinn und Wissen die einzelnen Stilphasen und jeweiligen gegenseitigen Ablösungen: über das Wie dieser Ablösungen sagen sie nichts. Es sind eben Stilwandlungen, also offenbar Darstellungen geheimer innerer Prozesse im Wesen der Völker, die sich in der Schaffung des jeweils Neuen auswirken, Befriedigung und Abwechslung von gestorbenem Alten im Veränderten suchen. Das klingt plausibel und ist es doch kaum: denn jede Erfahrung lehrt, daß Allgemeinheiten noch nie unmittelbar Sinn für das Neue und seine Notwendigkeit gehabt haben. Die Allgemeinheit sieht das Neue nicht und will es nicht; sie ist in allem Dinglichen konservativ und eigentlich unberührbar. Der Gedanke des Kämpferkapitells, der Ablösung der karolingischen Akanthusfülle durch den ganz geschlossenen Würfel mit dem genialen Übergang von der runden Säule in die eckige Welt des tragenden Gebälks ist Sache eines Einzelnen gewesen, den das Funktionsfremde, nur noch Dekorative des Blätterkapitells ärgerte; als er den Kämpfer, sagen wir ruhig erfunden hatte, stand das Ding vor den andern mit dem ganzen Reiz der Neuheit und siegte eben damit. Der erste, der den Bogenknick

aus dem Räumlichen des Kreuzgewölbes in die Wandebene des Fensters, eigentlich ohne konstruktiven Sinn, übertrug, war genau solch ein gelangweilter Neuerer, der das seit Jahrhunderten Gewohnte nicht mehr ertrug und einmal einen andern Linienablauf, wenn's sein mußte, sogar einen unzweckmäßigen sehen wollte. Der Reiz des Neuen, ja die Notwendigkeit des Neuen ist wohl immer zuerst und im wesentlichen Sache der Künstler gewesen, während die Mächte der Beharrung von den anderen, die Allgemeinheit, der Menge vertreten wurden. Die Künstler hatten längst die Renaissance, das Barock absolviert, da baute die Allgemeinheit in Münster und anderswo immer noch gotisch: aus dem Barock war das Rokoko, der neue Klassizismus erwachsen — da lebte im Lande der Spitzbogen immer noch fort. Das ganze große Gebiet des Neuen, soweit es die Bereiche des Bauens, des Malens — und in gleicher Weise die der Musik angeht, ist im wesentlichen genau wie bei der Lokomotive Sache zunächst derer, die das jeweils Neue schaffen — und dann derer, die mit einer gewissen Summe von Vorkenntnissen und Vorbedingungen herantreten, die es ihnen ermöglichen, das Neue als neu im Reiz seiner Neuheit aufzufassen und eventuell weiter zu nutzen. Die Allgemeinheit der beruflich und seelisch nicht Beteiligten bleibt hier wie dort unberührt.

Sie bleibt es zuletzt sogar, wenn man einmal nahe genug zusieht, auf dem Gebiet, von dem das Neue, das Moderne seinen Namen bezogen hat — auf dem Gebiet der Mode. Gewiß, heute wird jede Neuheit der Mode in Hüten, Blusen, Röcken, Mänteln von einer raschen Industrie überallhin verbreitet, um möglichst schnell von wieder Neuem abgelöst zu werden, weil die Ablösung, das Neue auf diesem Gebiet ein wesentlicher Faktor auch des Wirtschaftlichen geworden ist. Aber neben den Tausenden, die die Abnehmerschar für die neuen Hüte, Mäntel, Blusen bilden, wandern ebenso viele und noch viel mehr Tausende, die für die Reize dieses jeweils Neuen unempfindlich eine eigene Welt der Kleidung haben, zeitlos, modelos, vom Neuen kaum berührt, in einer Tradition, die, obwohl nicht mehr Tracht geworden, eine ähnlich unbewegte, von ganz anderen Voraussetzungen lebende Welt, fast möchte man sagen, durch die Jahrhunderte erhalten hat. Heute sind die Röcke der Mädchen kurz und die Beine lang, morgen ist es umgekehrt: für das riesige Heer abseits von heute und morgen und Mode sind sie heute so und morgen so und bleiben sich gleich im Wandel des Auf und Ab. Heute sehen wir dies Nebeneinander von denen, die auf die Reize des Neuen reagieren und den anderen, für die sie nicht vorhanden sind; von heute können wir zurückschließen auf das Vergangene. Als Goethe im blauen Wertherfrack nach Sesenheim ritt, wird es genau so gewesen sein; als das Biedermeier sich ausbreitete, ebenfalls — und die geschlitzten Ärmel und Hosen der Zeit um den Dreißigjährigen Krieg hatten Neuheitsreiz auch nur für wenige. Die Mode und ihr Reiz schwimmen zuletzt genau so obenauf wie die Stile und ihre Wandlungen — obwohl an ihr das Neue noch am leichtesten und frühesten aufgefaßt und wahrgenommen werden kann.

Denn worauf beruht zuletzt der Reiz des jeweils modisch Neuen in der Tracht? Es ist wohl genau wie bei dem neuen Haus, der neuen Kirche eine schwer definier-

bare Variation des Räumlichen der Erſcheinung, das als das Neue empfunden wird. Heute iſt der Hut der Mädchen breitrandig und groß, ſchließt die Erſcheinung flächig eben ab: morgen ſteigt er ſchief, ſchmal am Kopf empor — verlängert ſeine Trägerin, gibt ihrem räumlichen Daſein eine völlig andere Krönung. Heute flattern die Röcke zierlich leicht und lang in tauſend Falten um ſchlanke Beine; morgen umfaßt die ein knappes, enges, kurzes Gebilde. Die Geſtalten wandeln ſich von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag — wandeln ſich in ihrer räumlichen Exiſtenz, ihrem Verhältnis zum Raum — ſind jeweils neu und im Neuen reizvoll. Das heißt aber nichts anderes, als daß ſie wie die Werke der Architektur Seeliſches im Raum ſpiegeln, daß ſie im Neuen, durch den neuen Aſpekt, in der neuen Kombination des Räumlichen und Linearen jeweils Neues an ſich ſelber ſichtbar werden laſſen und ſo von Menſch zu Menſch neue Verbindungen ſchaffen, indem ſie Neues von ſich, von ihrem Weſen im Bilde der Erſcheinung erkennbar machen. Der Reiz des jeweils Neuen, die Suche nach ihm, ſei es in den großen, ſich wandelnden Stilen der Menſchheit, ſei es in dem ſcheinbar belangloſen ewigen Spiel der Mode, enthüllt ſich zu guter Letzt als ein geheimnisvoller Faktor des inneren Lebens, als ein Hilfsmittel der Menſchen im Ringen um die Seelen und ihre Erkenntnis. Drüben bei den Speeren, den Lokomotiven, den Maſchinen iſt es leicht, hinter die jeweiligen Reize des Neuen zu kommen und ſie eindeutig zu begründen: hier im ſcheinbar unweſentlichen Drum und Dran des Lebens zeigt ſich, daß all dieſe oft mißachteten Äußerlichkeiten des Daſeins, wofern man nur ſcharf genug zuſieht, wichtigſte Hilfskonſtruktionen zur Bewältigung des innerlichſten Lebens ſind. Der Reiz des Neuen greift weit über die Bezirke des Senſuellen, des Auges, des Ohrs, hinaus in die Bereiche des fragenden, erkennenden Gefühls, dem das Neue, in dem es ihm die Welt und die Menſchen in immer anderen Aſpekten vorführt, helfen will, unter der ſchützenden Hülle des bergenden Alten das zeitlos Wirkliche und ſeine Untergründe zu erkennen.

Rundschau

Europa in Gärung. Die europäische Politik ist in bemerkenswerter und zum Teil nicht unbedenklicher Weise aus der Erstarrung in lebhafte Bewegung geraten. Der Staatsbesuch des Führers und Reichskanzlers in Italien hat die Festigkeit der Achse Rom—Berlin erneut unter Beweis gestellt, und gab Mussolini die Möglichkeit, dem befreundeten Deutschen Reiche in eindrucksvoller Weise einen Begriff von der militärischen Kraft Italiens zu Lande, zu Wasser und in der Luft zu geben. Die gemeinsamen Fragen sind bereinigt: Österreichs Anschluß ist von Italien als unumstößliche Tatsache angenommen, wie das Deutsche Reich die Alpengrenze als eine naturgegebene ewige ansehen zu wollen erklärte. Der Besuch fand zu einer Zeit statt, als das englisch-italienische Abkommen abgeschlossen war, so können sich nach ihm organisch englisch-deutsche Besprechungen ergeben, da der englische Premier entschlossen zu sein scheint, in kühlem realpolitischem Denken sich von wesenlos gewordenen Begriffen wie Völkerbund und kollektiver Sicherheit, an denen England wohl als einem Ideal festhält, in der Praxis freizumachen und Berührungspunkte mit dem Deutschen Reich da zu suchen, wo sie in Wahrheit liegen: in der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Es ist möglich, daß Schwierigkeiten wie die Frage der deutschen Kolonien, der Autarkie, der starken Luftrüstung in diesem Klima einer Lösung nähergebracht werden können, da die Ruhe Europas allen schon einige Opfer wert ist. Chamberlain kann an diese Fragen wohl um so leichter herangehen, als England nur im Westen Europas unmittelbar, im Osten jedoch nur mittelbar interessiert ist. -- Die 101. Tagung des Genfer Verbandes stand unter keinem glücklichen Zeichen: geheiligte Beschlüsse wurden preisgegeben, der Kleinglaube an das Instrument deutlich zum Ausdruck gebracht: des Negus' und Chinas Klagen blieben ungehört, die Schweiz und Finnland nahmen ihre Handlungsfreiheit gegenüber Sanktionsbeschlüssen zurück, und Chile verließ Genf. Auffallend stark ist die politische Initiative Englands. Das hat aber das französisch-englische Verhältnis in keiner Weise getrübt, wie die Abmachungen zwischen den französischen führenden Staatsmännern und der englischen Regierung in London beweisen. — England zeigt heute endlich ein Verständnis für mitteleuropäische Fragen auf der Grundlage des Volkstums, wie es in den schweren Jahren nach dem Kriege niemals zu spüren war, und sieht in der Regelung der sudetendeutschen Forderungen eine europäische Frage. Aber hier bleiben schwerste Probleme zu lösen, für die auch Frankreich Verständnis aufzubringen beginnt, um den europäischen Frieden zu sichern. Zu einer befreienden Lösung aber muß Prag das Stichwort geben; bisher erscheint es nicht so, als ob dort schon die Erkenntnis von der Größe und dem Ernst der Aufgabe sich ganz durchgesetzt hat.

Der Krieg in Spanien geht weiter, mit einem schnellen Ende zu rechnen wäre trotz der großen Erfolge Francos ganz verfehlt — ebenso wie in Ostasien durch die letzten Erfolge der Japaner keinerlei baldige Entscheidung zu erwarten ist. Die Chinesen bringen eine sehr viel stärkere Widerstandskraft auf, als die japanischen Militärs beim Beginn der Operationen gegen

China in Rechnung gestellt haben. Und nach wie vor bleibt die Frage des Verhaltens von Sowjetrußland in diesem Konflikt ungeklärt. Die europäischen Probleme sind zu verwickelt und zu schwierig, als daß sie leicht gelöst werden könnten. Deshalb bleibt es zu begrüßen, daß die große Politik in so starke Bewegung geraten ist, denn mit bloßem Zuwarten ist der Friede nicht mehr zu retten. Im Interesse des unruhigen Erdteils liegt es, daß noch mehr Regierungen als bisher erkennen, daß man den Fragen von heute und morgen nicht mit den Methoden von gestern gerecht werden kann.

Gottähnlich oder Gottgleich. Goethe hat, wie ein inzwischen geflügelt gewordenes Wort es aussagt, bekanntlich auch zuweilen „geirrt". Gerade diese Feststellung der Nachwelt, die ganz ohne hämischen Akzent ist und nur ein wenig auch das größte Individuum wiederum unter das Gesetz der Gemeinschaft und des allgemeinen Geistes beugt, dient aber bei ihm ähnlich wie die Entdeckung der Griechen vom „zuweilen schlafenden Homer" doch nur auf direktem Umwege zum höheren Ruhme seiner Weisheit. Es gibt nun aber eine sehr seltsame Äußerung des alten Goethe, die nicht mehr in dieser Weise als nur „irrig" ausgelegt und „verziehen" werden kann. In dem Gespräch mit Eckermann am 4. Januar 1824 heißt es: „Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei; das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele..." Die Äußerung richtet sich unmittelbar gegen das damals immerhin über eineinhalb Jahrtausende alte Grunddogma des christlichen Glaubens von der Dreieinigkeit Gottes. Sie wird, was dem Tone der Äußerung deutlich anzumerken ist, auch vom alten Goethe noch voll aufrechterhalten. Man kann es nun gewiß als das faszinierend Moderne in Goethe bezeichnen, wenn er in dieser Weise den gesunden Menschenverstand gegen die Spekulation ausspielt. Die Haltung schaufelt aber am Grabe des Christentumes mit einem so krassen geistesgeschichtlichen, wie unmittelbar geistigem Mißverständnis, daß sie eigentlich nicht nur unter seinem eigenen Range, sondern auch unter dem Range des ihm zeitgenössischen philosophischen Denkens, insbesondere der Hegelschen Philosophie liegt. — Die folgende Zeit bis zur Gegenwart hin ist nun in der Linie jener Äußerung frisch fröhlich weitergewandert; so weit, daß uns heute die Trinitätsfragen, vollends aber die geringfügigeren „Haarspaltereien" der christlichen Dogmatik, völlig verstaubt und erledigt vorkommen. So haben wir z. B. irgendwann auf der Schule einmal von einem Konzil von Nizäa gehört, wo sich Arianer und Athanasianer um die Frage der Gottesgleichheit oder Gottesähnlichkeit Christi stritten. Wer würde auch nur auf den entfernten Gedanken kommen, daß dieser Streit unmittelbar über die Zeiten hinweg auflebt, wenn überhaupt über Christentum und seine Grundüberzeugungen gesprochen wird?

Nun, es wird zur Zeit faktisch über diese Fragen viel gedacht und gesprochen. Die „Dogmatik" mag lange tot sein und nur für Theologen noch Interesse haben; der Glaube selber wird aber etwas ihr Entsprechendes immer wieder aufleben

lassen, wenn er sich irgendwie um seinen inneren Besitz und seine Klärung kümmert. Arius oder Athanasius, das ist ungefähr dasselbe, als ob wir heute sagen: ist Christus ein „großer, über alles andere bekannte Maß hinausgehender" Mensch, ein „Religionsstifter", ein Genius der Genien gewesen, oder war er Gottes eingeborener Sohn, die volle, nur in der Trinität gegliederte Gottheit selber? Man wird angesichts dieser Übersetzung alter dogmatischer Streitfragen in moderne Begriffe kaum zweifeln können, daß nicht nur Goethe, sondern die crême des gesamten modernen Geistes „arianische" Christen gewesen sind, daß überhaupt eine Abart arianischen Christentums die Gegenwart und die Zukunft zu bestimmen scheint. In der Sammlung der Christophorus-Bücher des Verlages Jakob Hegner, Leipzig, ist unlängst ein Bändchen „Athanasius. Die Menschwerdung Gottes" erschienen, das Ludwig A. Winterswyl eingeleitet, ausgewählt und übersetzt hat. Dies Büchlein bietet nun nicht nur den Stoff für die hier von uns aufgeworfenen Fragen; es vermag auch nicht zuletzt durch seine vorzügliche Einleitung uns ein Leitseil durch ähnlich gelagerte Probleme, wie sie die Gegenwart akut gemacht hat, zu bieten. Denn ein leiser Unterschied besteht freilich doch zwischen dem Streit Arius-Athanasius und den Formen, welche die Christusauslegung heute angenommen hat. Arius betonte zwar einerseits die Kluft zwischen der eigentlichen Gottheit und jedem Geschöpf, auch dem größten, dem Gottessohne Christus. Er fand aber, eben aus der damaligen Übermächtigkeit des Christuserlebnisses, noch nicht den Weg, Christus andererseits für den Glauben und die Liebe zum vollen Menschen zu machen. Christus schwebte im Arianismus beiderseits unterschieden zwischen Gott und dem Menschen. Heute ist es nun so, daß uns in Christus nur das erlesen Menschliche noch völlig selbstverständlich ist. Wir sind also in diesem Sinne nur halbe Arianer, und, so merkwürdig es klingen mag, auf Umwegen doch wiederum schon halbe Athanasianer. Denn die Haltung des Athanasius, welche in der Kirche danach den vollen Sieg erfuhr und sich durch Jahrtausende festigte, lief ja darauf hinaus, Christus volle Menschlichkeit einerseits, volle Gottheit andererseits zu sichern. Mit anderen Worten: der reine Arianismus, der Glaube an Christus in Gestalt etwa eines übermenschlichen Erlösungsdemiurgen wird niemals so wieder auferstehen können. Wenn das Christentum überhaupt die Krisen der neuen Welt besteht — und wer glaubt dies nicht? — dann nur auf der Linie, die ihm von Athanasius vor nunmehr rund sechzehnhundert Jahren vorgezeichnet und in dem freilich immer geheimnisvollen „Dogma" von der Gottesgleichheit und dennoch restlosen Menschlichkeit des Erlösers besiegelt wurde.

Des Sängers Segen. Im Mai beging der bekannte Gesangspädagoge Robert Spörry seinen 60. Geburtstag. Er ist unseren Lesern nicht fremd. Denn sein Aufsatz „Vom Ur-Sprung des Singens", der im September 1929 in der „Deutschen Rundschau" erschien, hat viele Kreise, auch bei den Menschen, die nicht unmittelbar für sich selber am Gesang interessiert sind, gezogen. Aber das allein würde noch nicht rechtfertigen, bei dem Jubiläumstage zu verweilen, wenn wir nicht eben in Robert Spörry eine Persönlichkeit ganz besonderer Art

vor uns sähen. Dieser in Winterthur 1878 geborene Schweizer, der seine Schweizer Eigenart und den festen Charakter seines Stammes treu bewahrt hat, in dem viele künstlerische Neigungen miteinander stritten (er hat interessante Bilder in den Hochbergen seiner Heimat gemalt und spielt hervorragend Geige), fand seine eigentliche Bestimmung im Gesang als Schüler von Stockhausen, Johannes Meschaert und im vielleicht entscheidenden Anstoß bei Paul Bruns. Spörry, der seit den ersten Jahren des Jahrhunderts nach Aufenthalten in anderen Ländern in Deutschland lebt und mit der deutschen Musik und Kunst auf das innigste verwachsen ist, ohne sich dadurch irgendwie von der Weltenweite der Kunst abzuschließen, hat dem Lande seines Aufenthalts auch in den schwersten Zeiten deutscher Not und wahrlich nicht ohne Opfer für sich selbst die Treue bewahrt. Seine Bedeutung als Gesangspädagoge auszuschöpfen in dem hier gegebenen Rahmen ist unmöglich; zu sagen aber ist, daß hier ein Mensch aus einer zentralen Einstellung zum organischen Geschehen und aus einem einheitlichen Lebensgefühl heraus mit genialem Blick den wahren Untergrund und die Quellen des Singens gefühlt und dies Gefühl zu einer kristallklaren Erkenntnis und Lehre gestaltet hat. Dadurch, daß Spörry um die tiefe Wahrheit weiß, daß Einfachheit wahre Größe ist, hat er das Geheimnis des wirklichen Singens ergriffen, wodurch freilich dieses Geheimnis nichts von seinem magischen Reiz verliert. Wie zu einem großen Arzt sind zu ihm Musikbeflissene gekommen, die aus innerer Verkrampfung oder unzureichender Belehrung an ihren Stimmen verzweifelten, und wie ein guter Arzt hat er ihnen durch Lösung des Krampfes geholfen und den Weg zu rechtem Singen freigemacht. Damit aber, daß er in Fortsetzung der Lehren seines Meisters Bruns, die er wesentlich ausbaute, eine gesangspädagogische Tätigkeit von hoher Wirksamkeit und Bedeutung entfaltete, ist seine Reichweite nicht begrenzt. Er ist auch musikschöpferisch tätig, hat viele Lieder und zwei Opern, die noch der Aufführung harren, komponiert und ist selber einer der feinsinnigsten und feingebildetsten Interpreten der großen Meister. Die noble Bescheidenheit seiner Art, die jedes laute Sich-selbst-in-Szene-Setzen verschmäht, seine liebenswerte Persönlichkeit, die von letzter menschlicher Zuverlässigkeit ist, seine Aufgeschlossenheit gegenüber dem Leben und allem Menschlichen in jeder Erscheinungsform und seine Fähigkeit, Freundschaft und Treue zu halten, haben ihn auch in den Herzen vieler deutscher Menschen eine Heimat finden lassen, die sich seiner Art und seines im besten Sinne musikantischen Wesens von Herzen freuen und wünschten, es wüßten viel mehr im Deutschen Reiche von diesem seltenen Schweizer Gast.

Johanna Schopenhauer. Wenige Monate nach der 150. Wiederkehr von Arthur Schopenhauers Geburtstag jährt sich der Todestag seiner Mutter zum hundertsten Male. Kaum jemand erinnert sich heute der Frau, die in ihrer Gegenwart so berühmt war wie ihr großer Sohn unbekannt. Und die grobe Antwort, die Schopenhauer seiner Mutter einst gegeben hat, als sie spöttelnd angesichts seiner Dissertation über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde meinte, „das sei wohl etwas für Apotheker", hat über ein Jahr-

hundert hinweg ihr Recht behalten: Arthur Schopenhauer wird studiert und ergriffen, während von den Schriften Johannas „kaum ein Exemplar mehr in einer Rumpelkammer steckt". Die Erinnerung an Johanna Schopenhauer soll keiner Renaissance ihrer vielen, allzu vielen weitschweifigen Romane gelten; was diese Repräsentantin einer billigen „Frauenliteratur" geschrieben hat, interessiert heute nur mehr unter geschichtlichen Gesichtspunkten, es ist ein für die Erkenntnis des Geschmacks breiter Leserschichten vor hundert Jahren aufschlußreiches, aus Empfindsamkeit und den Elementen des alten Trivialromans bestehendes Erzählungsgefüge, in dem edle, von strengen Eltern geknechtete Töchter, gütige Beraterinnen liebender Paare, Bösewichter und plötzlich auftretende leuchtende Rittergestalten ihr Wesen und Unwesen treiben. Und auch die Lebensschicksale der Johanna Schopenhauer sind nur soweit des Erinnerns wert, als sie Aufschluß über manche Eigenheit des großen Sohnes einer Frau des Mittelmaßes geben. Daß Johanna Trosiener als blutjunges schwärmerisches Mädchen eine Vernunftehe einging und mit einem um Jahre älteren, ernsten und in seinen letzten Lebensjahren beinahe krankhaft engen Manne in einer wenn nicht unglücklichen, so doch freudlosen Ehe zusammenlebte, daß sie als junge Witwe in ihrem Weimarer Salon eine ihr gemäße Lebensform an der Seite eines Freundes fand und daß sie durch späte Geldnot gezwungen aus der Liebhaberei des Schriftstellerns als Alternde einen Brotberuf machte – all das wird dem Biographen Schopenhauers bedeutsam, sobald ihm die Spannung zwischen Mutter und Sohn Ausgangspunkt für weitergreifende Untersuchungen wird. Das bissige Urteil aber, in dem sie beide über ihre gegenseitigen literarischen Leistungen sprachen, läßt einen Augenblick verweilen. In ihm spricht ja nicht nur Unverständnis, Aversion oder familiärer Zwist aus, sondern der Gegensatz zweier allgemeiner Verhaltungsweisen. Die erfolgreiche Autorin vielgelesener Unterhaltungsromane spottet angesichts der philosophischen Dissertation ihres Sohnes über die ihr unverständliche Fachsprache – der Sohn erwidert mit dem Hinweis auf Wert und Dauer seiner Arbeit; so stellt sich die Anekdote als bündiger Ausdruck des Gegensatzes von Ruhm und Erfolg dar. Wer um Erfolg bemüht ist, wirkt in der Zeit, doch weil er die allgemeine Meinung für sich gewinnen muß, gelingt es ihm nicht, den Besten seiner Zeit genug zu tun. So war es mehr als die Ungezogenheit eines gegen seine Mutter eingenommenen Sohnes, die Arthur Schopenhauer zu seinem eindeutigen Urteil bewog: er wußte um den wahren Ruhm, den der Erfolg nicht bestätigt, sondern dem der Erfolg des Wendigen widerspricht. – Pietätvolle Menschen haben das Grab der Mutter Schopenhauers bis in unsere Tage erhalten und gepflegt; sie haben kaum der Schriftstellerin ein ehrendes Andenken bewahrt als vielmehr der Mutter des Philosophen. Und die nahe Folge zweier Gedenktage, die Feiern der Dankbarkeit für den großen Denker und das Schweigen um die einst berühmte Verfasserin gängiger Romane dünkt uns eine erwähnenswerte Arabeske der Zeitgeschichte, die manchen Gedanken über Echtheit und Schein ausspinnen läßt, wenn man beginnt darüber nachzudenken.

EDITH EBERS

Gedanken über das harmonische Landschaftsbild

Wollen wir uns mit dem tieferen Wesen des harmonischen Landschaftsbildes beschäftigen, das mehr erfühlt als erklärt werden kann, so wenden wir uns wohl zunächst der heimatlichen K u l t u r l a n d s c h a f t zu. Aus ihr vor allen anderen strömt uns ein für unser Ohr harmonischer Klang entgegen. Denn in ihr vereint sich der unserem Volke vom Schicksal gegebene Anteil an natürlichen Reichtümern und Naturschönheit der Erdoberfläche mit den noch sicht- oder fühlbaren Gestaltungen aus den Wirkwelten unserer Voreltern. Bodengebundene Handwerker-Arbeit, welche auf den Landschafts- und Stammesunterschieden fußt und alte Überlieferungen weiter entwickelt, landschaftsgebundene Baustoffe, eine Zusammensetzung des Kulturpflanzenkleides nach den örtlichen Gesetzen des Bodens und des Klimas: dies und manches andere führt zu einem charaktervollen Flurbild, das auf Allerweltsgeschmack aller Art Verzicht leistet.

Schöpft diese Kulturlandschaft ihre Harmonie aus der Gestaltung einmaliger Landschaftswerte durch die stammesmäßige Begabung des ihr eingeborenen Menschen, so ist das seelische, als Harmonie empfundene Erlebnis, welches die N a t u r l a n d s c h a f t uns vermittelt, auf den Zusammenklang der sich in ihr verwirklichenden erdkosmischen Kräfte aufgebaut. In ihr werden wir hineingestellt in die Jahrhunderttausende, in welchen die erdgeschichtliche Entwicklung, aber auch die nicht minder ehrwürdige der Lebenswelten unsere Umwelt schufen. Im Betrachten wird Urwissen und Urerinnerung in uns geweckt, die uns zurücknimmt in den irdisch-ewigen Raum der mütterlichen Natur als ein Bestandteil von ihr.

Diese beiden Landschaftserlebnisse, dasjenige des harmonischen Kultur-, aber auch das des Naturlandschaftsbildes sind es, deren wir als Volk, aber auch als Einzelmenschen immer wieder bedürfen als einer Quelle seelischer Ernährung und Läuterung. Im Raume der Kulturlandschaft west das durch den Menschen Gestaltete, Gebaute, und lebt auch die durch ihn angepaßte Tier- und Pflanzenwelt in einem im biologischen und auch im künstlerischen Sinne harmonischen Gleichgewicht. In dieser durch sein Bemühen erzielten Harmonie besteht die eigentliche Kulturtat des Menschen. Was die drei unteren Naturreiche beisteuerten an Stein, Pflanze und Tier stimmt in der Naturlandschaft zusammen und verbindet sich zu einer übergeordneten Einheit, zu einem neuen innerlich Ganzen, welches trotz, ja durch Kampf als natürlichen Ausgleich Harmonie bringt. In der Kulturlandschaft verwandelt der Mensch die Urnatur. Aber jener Zusammenklang bleibt erhalten, ebenso wie die Beziehungen zwischen den Naturreichen lebendig bleiben. Sie gerade werden vom Menschen gepflegt und aller Ansporn gilt nur der Entfaltung ihnen bereits innewohnender, keimhafter Anlagen.

In dieser selbst geschaffenen Umwelt findet der Mensch seine Heimat, und alles Lebendige darin ist ihm freund und Sinnbild seines eigenen Wesens.

Ein solches Sinnbild für das Verwachsensein und die Gegenseitigkeitsbeziehung von Natur und Mensch ist der Baum in der Kulturlandschaft. Aus den in der Erde ruhenden Wurzeln hervorgehend, ragt er, fruchttragend und beschützend, in den Luft- und Lichtraum hinein, wie wenn er Stoffliches mit

Marienburg
Von mittelalterlichem Herrentum gestaltetes deutsches Kulturlandschaftsbild

Geistigem zu verbinden hätte. Er zeigt seinem Freunde, dem Menschen, wie ein Leben aus der Verwurzelung heraus in naturgegebenen Entwicklungsstufen folgerichtig in die Vollendung hinein sich aufbaut. Dies fromme Durch- und Zu-Ende-Erleben aller erdkosmisch bedingten Abläufe ist in den Landschaftshintergründen alter deutscher und holländischer Meister durch die fast nie fehlenden abgestorbenen Bäume oder doch mindestens Äste von solchen angedeutet. Es fällt auf, daß in einer der ausgeglichenen schönsten Kulturlandschaften der Welt, der traditionsgebundenen englischen, neben den edelwüchsigen lebenden Baumriesen häufig abgestorbene Bäume sichtbar sind, über deren Vorhandensein wir uns zwar wundern, die wir aber dort doch nicht missen möchten. Denn es sind Ausdrücke des Ewigen, die wir unbewußt im harmonischen Landschaftsbilde suchen und die beitragen zu der einordnenden und erhebenden Empfindung, die es in uns hervorruft.

Eugen Diesel, der Träger eines berühmten Namens als Sohn eines der größten Förderer unseres zivilisatorischen Fortschrittes, hat als erster erkannt, daß eben dieser Fortschritt die Völker der Erde auf den Weg führt zu einer dritten Form des Landschaftsbildes, der von Diesel so bezeichneten „Maschinenlandschaft". Was Diesel mit dem in dieser Bezeichnung heraufbeschworenen Bilde vorahnend erschaut, bedarf wenig weiterer Worte. Denn

Voralpenland. Bäuerliches bayrisches Kulturlandschaftsbild

nur allzu klar ist für jede gesunde Empfindung, daß es zwischen der Maschine von heute und organisch gebauter Landschaft keine selbständige Versöhnung gibt, es sei denn, der lebendige Mensch schalte sich und seine künstlerisch-schöpferischen Kräfte noch einmal zwischen beide.

Ist alles Werden im Raume der älteren Kulturlandschaft ein Werden durch Entwicklung, ein Wachsenlassen und Lebenweitergeben, so hat die technische Veränderung – immer von der ewigen Gesamtnatur und nicht dem augenblicklichen Interesse des Menschen aus gesehen – etwas Katastrophenhaftes. Denn ihr folgt im biologischen, ja sogar im anorganischen Naturreiche sehr häufig die Unterbindung des Lebens und der Entwicklung, Erstarrung und Tod. Die von der Maschine gebrochene, anders wie die vom lebendigen Bilden des Menschen „gebrochene" Natur geht ihres eigensten Wesens verlustig; sie bekommt etwas Golemhaftes. Ein harmonisches Landschaftsbild, wie es die Naturlandschaft immer darstellt und wie es die durch das Werkzeug gestaltete ältere Kultur-

landschaft aller Länder, aller Zeiten und aller Völker darbietet, vermag die Maschine in den meisten Fällen nicht zu schaffen.

Wie der Baum zum Sinnbild für die Einordnung des Lebendigen und seiner Gesetze in den Rahmen der Kulturlandschaft, so wird die technisch genützte „Wasserkraft" zum Sinnbild für die Zerstörung körperlichen und seelischen Lebens in der Maschinenlandschaft. Will man es technisch nützen, so muß man vergessen, daß das Wasser im Naturganzen noch andere Fähigkeiten und Aufgaben besitzt als die durch Rechnung erfaßbaren. Denn riesengroß und überbetont stellen sich mathematische Formeln über die lebendigen Beziehungen des Wassers zu den übrigen Naturreichen und drücken sie auf die Stufe bedeutungsloser Anhängsel herab. In seinen natürlichen Ansammlungen als See oder Fluß das lebenspendende Element und der landschaftliche Mittelpunkt für Pflanze, Tier und Mensch wird das Wasser in der Maschinenlandschaft seiner biologischen Eigenschaften großenteils beraubt und seine Geschöpfe geschädigt, wenn nicht dahingemordet.

Nicht minder einschneidend ist aber auch die Störung der inneren Beziehung zwischen Mensch und Landschaft. Auch für ihn ist das Wasser ein Lebenselement und gehört zum harmonischen Landschaftsbilde. Wird das Wasser zur Wasserkraft, so wird auch das, was vormals für ihn zum „Ewigen" gehörte, endlich. Der

River Avon. Harmonisch in mittelenglische Parklandschaft eingebetteter Fluß

gestaute Fluß verliert sein von der Gesamtheit der Naturkräfte gesteuertes Fließen, welches den Rhythmus des Klimas und der Jahreszeiten spiegelte. Nun erinnert er eben noch an die wechselnden Bedürfnisse der Elektrizitätsversorgung. Die menschliche Seele aber bedarf der dauernden Berührung mit zeitlosen Seinsformen, an denen allein sie sich erneuern und wachsen kann. Hieraus entsteht das im Bewußten fast unerklärliche Gefühl von Erstarrung und Verödung, das uns selbst angesichts der architektonisch schönsten Lösungen eines technisch ausgebauten Flusses, wie wir sie in Deutschland schon besitzen, niemals verläßt. Wenn das harmonische Landschaftsbild Erdkosmos und Mensch als einiges Ganzes darzustellen vermag, so wird hier — im Maschinenlandschaftsbilde — die schicksalhafte Entzweiung des Menschen mit diesem selben Erdkosmos zutiefst sichtbar. Wenn eine kraftvolle Selbstbesinnung heute im deutschen Wasserbau vor demjenigen aller andern Länder einsetzt, so ist sie auf ein derartiges, untergründiges und erlebnishaftes Erkennen zurückzuführen, vor dessen Härte es heute kein Zurückschrecken mehr gibt.

Schon mehrfach wurde im Laufe der Geschichte harmonische Landschaft zur Raublandschaft des Menschen, um dann, wenn sie — nur allzubald — ausgebeutet war, ihn selbst aus sich auszustoßen. Ihn trafen Entartungsvorgänge, während sie selbst zurückfiel ins Vegetative, ja ins Anorganische, in einen

Kentmere. Nordenglische Hirtenlandschaft

todähnlichen Erstarrungsschlaf von Jahrhunderten. Die im Grün versinkende Kulturlandschaft der Inka-Reiche, die entwaldeten Mittelmeerküsten, die wüstenhaft versteppenden Landstriche des amerikanischen Kontinents sind Mahnmale auf solchem Wege und zeigen, wie der Erdkosmos seine vom Menschen ihrer harmonischen Ganzheit und Gesundheit beraubten Glieder zu sich zurücknimmt. Eine

Kurische Nehrung. Das Zusammenleben von Baum und Fischerhaus

völlig neue Einstellung solchem, vom Menschen zu verantwortenden Geschehen gegenüber bricht sich in den Vereinigten Staaten bereits Bahn. (Siehe Februar-Heft 1938 der „Deutschen Rundschau": Adolf Reichwein, Amerikanischer Horizont, Tennessy Valley Authority, Mississippi Valley Committee und Mittelwesten.) Das Kennzeichen einer räuberischen Behandlung der Landschaft durch den Menschen ist ihre einseitige Ausbeutung, die Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen oder der Lebewesen selbst, die sie bewohnen. Daß es aber auch seelische Wüstenlandschaften gibt, das zeigen die Zivilisationswohnsteppen im Umkreis der großen Städte, in welchen die seelische Entartung ihre Wohnstätte besitzt.

Wenn wir nun auf das unserem Herzen am nächsten stehende deutsche Vaterland zurückkommen, so müssen wir bei der Vertiefung in die Landschaftsmalerei der romantischen und der Biedermeier-Meister feststellen, daß Deutschland noch vor 60 bis 80 Jahren ein Blütenstrauß harmonischer Landschaftsbilder der ver-

schiedensten und farbigsten Ausprägung war. Durch die Entwicklung jener sechs bis acht Jahrzehnte aber, die angesichts des inneren Erlebnisses, welches uns jene Bilder vermitteln, nur als eine seelische Erkrankung angesehen werden kann, die alle Wertmaßstäbe des menschlichen Daseins verschob, indem sie überall das

Deutsche Alpenstraße. Neue Saalachbrücke.
Die Bögen scheinen das großzügige Bergmotiv wieder aufzunehmen
Photos: Dr. Edith Ebers

Irdische über das Ewige setzte, sind weiteste Bereiche unserer Landschaft heute ihrer Harmonie beraubt. Es ist dies nicht die Stelle, um im Einzelnen zu untersuchen, was alles zusammenwirken mußte, um unsere Landschaft und damit uns selbst dies Schicksal zu bereiten. Diese Zerstörung ist sicherlich keineswegs allein auf Rechnung technischer Ausbeutung der Landschaft zu setzen. Viele andere Verhaltensweisen, wie diejenigen der mechanistischen Forstwirtschaft und Flurbereinigung, des Wasser- und Kulturbaus, ebenso wie materialistisch eingestellte Landwirtschaft, welche das natürlicherweise vielgestaltige Pflanzenkleid zur Uniform machte, sind ebenso sehr daran schuld. Aber auch der Verlust natürlicher Bindungen bei der Gewinnung der Baustoffe durch den ungeheuer erleichterten Verkehr, die teilweise Zerstörung der natürlichen Oberflächenformen, die Verdrahtung der Landschaft und vieles andere mehr wirkten mit. Am bedenklichsten aber und ausschlaggebend ist der Verfall gestalterischer Kräfte im ein-

zelnen Menschen, der sich zugleich mit dem des Sinnes für weises Maßhalten vollzog.

Sind solche Erkenntnisse auch da und dort schon vorhanden, wird auch deutsche Landschaft heute schon wieder bewußt „gestaltet" – wie seit einigen Jahren mit großem Erfolge im Straßenbau – oder das Kulturpflanzenkleid nach organischen Gesichtspunkten neu umgearbeitet, wie in unserer heutigen Forstwirtschaft, so stecken wir doch noch in unserer Beziehung zur Landschaft auf vielen anderen Gebieten weitgehend in der Begriffswelt der materialistischen Jahrzehnte. Heute dürfen wir nicht mehr nur erhaltenden, sondern wir müssen im weitesten Sinne auch gestaltenden Naturschutz treiben. Für kein Volk Europas sind dessen Probleme brennender als für das großdeutsche, das seine übervölkerte Landschaft infolge seiner hohen Technisierung und seiner geballten Aufstiegskräfte am intensivsten umgestaltet.

Geben wir aber dabei unserer Sehnsucht nach dem harmonischen Landschaftsbilde Raum! Denn in das Ringen um ein neues harmonisches Weltbild ist unzweifelhaft auch das um ein harmonisches deutsches Landschaftsbild mit eingeschlossen. Es vermöchte zuallererst ein neu erworbenes Gleichgewicht geistiger und stofflicher Werte zu spiegeln. In welcher Richtung Technik und Zivilisation dabei weiterschreiten müssen, zeigt die aufs höchste entwickelte exakte Naturwissenschaft unserer Tage, die Physik, welche sich selbst mehr und mehr als ein Sondergebiet der Biologie erkennt. Alle Aufbau- und Regenerationskräfte strömen einem Volke aus dem Wohlbehagen und der seelischen Einordnung und Entspannung zu, die es in seiner harmonischen Heimatlandschaft findet.

WALTER v. GULAT-WELLENBURG

Theorien und Hypothesen im Okkultismus*

Theorien und Hypothesen sind unentbehrliche Bestandteile der wissenschaftlichen Forschung; die Theorien als zusammenfassende Erklärung des Seins und Geschehens, deren Einzeltatsachen ohne Theorien ein Haufe lebloser Gebeine bleiben würden. Unerläßlich sind auch die Hypothesen als Unterlagen, Voraussetzungen, Bedingungen der Forschung. Oft bestehen sie in reinen Annahmen, Mutmaßungen über Sachverhalte, die begrifflich-spekulativen Quellen entstammen. Häufig auch verdichten sie sich in ein Prinzip, zum Zweck der Erklärung vorläufig unbewiesener Annahmen, auf Grund der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit, in der Hoffnung auf spätere Bestätigung durch weitere Erfahrungen. Jedenfalls kann keine Forschung bei den Tatsachen stehenbleiben, sie bedarf vielmehr als Antrieb der von glücklichen Einfällen geförderten methodischen Voraussetzungen und Arbeitshypothesen, solange sie sich nicht auf feste, schon bestätigte Theorien zu stützen vermag. Namentlich in den Naturwissenschaften eilen fruchtbringende Hypothesen als Schrittmacher und Wegweiser der Forschung voraus: z. B. die antike Atomlehre, deren Gerüst sich bis in die neueste Zeit erhielt, das periodische System der Elemente, das zur Entdeckung einer ganzen Anzahl vorher unbekannter Elemente führte, die Proutsche Lehre, daß alle Elemente sich aus dem Urelement – dem Wasserstoff – zusammensetzen und viele andere.

Natürlich schwanken die Grenzen dieser Hilfsmittel, und damit bietet sich für unklare Köpfe eine prächtige Gelegenheit, ihre Hypothesen und Fiktionen für bestätigte Theorien, und ihre Postulate für Axiome zu halten oder wenigstens dafür auszugeben.

Häufig treten umgekehrt Ergebnisse ein, ohne in einer bereits vorhandenen Theorie Platz zu finden. Ich erinnere etwa an den Fermatschen Satz, dessen Gültigkeit zwar feststeht, dessen Beweis aber ungeachtet verlockender Belohnungen bis jetzt niemandem gelungen ist, so daß die Herkunft dieses mathematischen Sorgenkindes vorläufig ungeklärt bleibt. Die Naturwissenschaften stecken voller Theorien, die den Anspruch erheben, unbezweifelbare Tatsachen zu erklären und die doch hinter ihnen einherhinken. „Eine gut gebaute Nerventheorie", so pflegte ein berühmter Anatom zu sagen, „lebt im günstigsten Falle fünf Jahre, nicht selten stirbt sie schon im Säuglingsalter." Wie wenig ist es uns gelungen, in das fast unheimliche Rätsel der dem Rundfunk zugrunde liegenden Naturkraft einzudringen, obwohl uns jeder Tag die Tatsache der Übertragung vor Augen führt und wir ihre praktische Anwendung jederzeit betätigen. Nicht viel anders steht es um die Erscheinungen im Bereiche der Suggestion und Hypnose.

* Siehe „Deutsche Rundschau", April- und Mai-Heft 1938.

Auf der einen Seite also leisten Theorien und Hypothesen Pionierarbeit für neue Forschung, auf der andern Seite ruft man nach ihnen, um die bereits bekannten Tatsachen in einen Zusammenhang einzuordnen. Es kann daher niemandem einfallen, dem Okkultismus das Recht streitig zu machen, diese Beihilfen ebenso zu seiner Arbeit heranzuziehen, wie es in anderen Forschungsgebieten geschieht. Nur muß man uns gestatten, die Art, wie er es tut, näher ins Auge zu fassen. Nicht nur Okkultisten, sondern auch Forscher auf anderen Gebieten haben sich im Rausch ihrer Hypothesen, die zu Wahnideen wurden, und unter der quälenden Angst, daß sonst die Arbeit von Jahrzehnten vergeblich gewesen sei, dazu verleiten lassen, die Tatsachen zu verstümmeln, umzugestalten oder umzudeuten, um sie in das Prokrustesbett ihrer Theorien und Hypothesen hineinpressen zu können. Dies gilt sowohl positiv wie negativ. So weiß die Geschichte der Medizin von mitunter tragischem Ringen zu erzählen, welches neue Lehren, z. B. die der Asepsis und der Erregung von Krankheiten durch Mikro-Organismen, um ihre Geltung gegenüber eingefrorenen Irrtümern zu bestehen hatten. Ein berühmter, noch gar nicht lange verstorbener Pathologe glaubte z. B. bis an sein Lebensende nicht an die Übertragung der Malaria durch die Anopheles-Fliege.

Die Behauptung: Okkultismus ist unmöglich, weil er den Naturgesetzen widerspricht, hat daher, wie die Okkultisten mit Recht einwenden, zur Voraussetzung, daß wir alle Naturgesetze schon kennen. Eine Voraussetzung, der die Bestätigung doch fehlt.

Umgekehrt lautet die okkultistische Behauptung: es gibt okkulte Erscheinungen. Dagegen ist so lange nichts zu sagen, als diese Behauptung bleibt, was sie ist: eine Hypothese oder auch eine vorläufig als wahrscheinlich angenommene Vermutung. Längst aber hat diese Hypothese im Okkultismus den Charakter eines Glaubenssatzes angenommen, den seine Vertreter mit fanatischer Hartnäckigkeit verfechten und mit dem sie wie mit einer gegebenen Größe verfahren, ohne den exakten Beweis geliefert zu haben, der aus ihm erst eine wirkliche Erkenntnis machen würde. Auch der Naturwissenschaftler darf von der Stichhaltigkeit seiner Hypothesen persönlich fest überzeugt sein, ehe er sie durch Tatsachen zu bestätigen vermag. Bergson hat einmal darauf verwiesen, daß das Wesentliche immer in einer intuitiven Erleuchtung gefunden werde, die Schwierigkeiten entstünden dann erst, wenn man daran gehe, es durch Nachweise fest zu unterbauen. Während indessen der ernste Naturforscher zugibt, daß selbst unerschütterlichste Überzeugung den exakten Nachweis des Anspruches, als Erkenntnis zu gelten, nicht ersetzt, und ohne Widerspruch bereit ist, sich den dahingehenden Forderungen zu fügen, versuchen die Okkultisten immer wieder, diesen auszuweichen. Ein System von Hypothesen, Theorien und verführerischen Argumenten wird errichtet, das keineswegs von Widersprüchen frei ist und in dessen Gespinst sich Unvorsichtige gar leicht verstricken.

Die allzu persönlichen Unterstellungen, mit denen die okkultistischen Tempelwächter den Ungläubigen so freigebig bedenken: Mangel an gutem Willen, an objektiver Einstellung, Befangenheit in materialistisch-mechanistischer Weltanschauung u. dgl. m. übergehe ich, weil ich sie einer Widerlegung, soweit meine Person und andere ernsthafte Gegner in Betracht kommen, nicht für würdig

erachte. Tiefer in das Gewirr der okkultistischen Theorien und Hypothesen führen andere Anwürfe. Man hält den Gegnern hohnvoll entgegen, sie seien vom „Exaktheitswahn" besessen und stellten darum an den Okkultisten Beweisforderungen, die sie sonst nicht erheben. Man weist auf die Astronomie hin, deren Ergebnisse man einfach hinnehme, ohne daß es jemand einfalle, das Verlangen persönlichen Erlebens zu stellen. Eine absolute Sicherheit der Beweise zu beanspruchen, sei unzulässig, es genügten einige gut verbürgte Fälle. Gehe man derartig vor, so müsse man folgerichtig die Ergebnisse fast der gesamten geisteswissenschaftlichen — in erster Linie der historischen Forschung als zweifelhaft ansehen. Der Okkultismus sei nicht irrationaler als andere Wissenschaften und bewege sich nicht mehr in „affektivem Denken" als diese auch. Dazu tritt noch die Wahrscheinlichkeitshypothese, wonach die Echtheit eines von zahlreichen Zeugen bestätigten Phänomens zum mindesten wahrscheinlich sei.

Da nun die Okkultisten unzählige Male laut verkündet haben, daß eine Reihe von Phänomenen unter exaktesten Versuchsbedingungen (die jeden Irrtum ausschlössen), gesichert feststehe, so hätten sie das, was als „Exaktheitswahn" ihren Grimm erweckt, ja eigentlich nicht zu fürchten. Man versteht daher nicht recht, warum sie mit solchem Aufwand an Gegenüberstellungen beweglich für mildernde Umstände plädieren. Ich erinnere mich jedenfalls nicht, daß ernsthafte Forscher ähnliche Klagen geführt oder sich Einwänden gegenüber darauf berufen hätten, anderswo arbeite man auch nicht zuverlässiger. Darum erweckt das Verfahren der Okkultisten den Verdacht, daß sie bei ihren emphatischen Versicherungen, alle Ansprüche stichfester Beweiskraft erfüllt zu haben, sich selbst unsicher fühlen und leise Skepsis spürbar ihre Seele durchströmt. Dann greifen sie wohl nach der Wahrscheinlichkeitshypothese, die ebenfalls zu ihren Ungunsten ausfällt. Unterstellen wir einmal die gewiß wohlwollende Meinung von Fanny Moser, wonach 2 Prozent der okkulten Phänomene echt seien, während 98 Prozent aus Trug und Gaukelei stammten, so ist der Wahrscheinlichkeitsschluß gerechtfertigt, daß die verbleibenden 2 Prozent zum mindesten größtes Mißtrauen verdienen.

Überdies werden von den Okkultisten aus falschen Argumenten falsche Schlüsse gezogen. Schon Goethe hat auf die Fragwürdigkeit der historischen Forschung aufmerksam gemacht, und jeder gewissenhafte Historiker gibt zu, daß die Brüchigkeit des Stoffes seinem Bestreben, nach besten Kräften ein widerstandsfähiges Gebäude zu zimmern, fast unübersteigbare Grenzen setzt. Was dem Historiker recht ist, ist aber dem Okkultisten noch lange nicht billig. Denn sie beharren ja darauf, daß ihre Ergebnisse jeder Prüfung auf Zuverlässigkeit standhalten.

Unter diesen Umständen ist es auffallend, daß um die wiederholt ausgesetzten hohen Preise (bis zu 40000.— Mark) für das Hervorbringen eines echten Phänomens sich bisher nur ein Medium beworben hat, dessen Leistungen von einer amerikanischen Kommission im Jahre 1923 als unzulänglich erklärt wurden. Ein weiteres Medium hat sich seither nicht gemeldet. Ich wäre nicht erstaunt, wenn ein Okkultist hier mit der Hypothese von der souveränen Geldverachtung der edlen Medien aufwarten würde; ich dagegen neige dazu, den Grund ihrer vornehmen Zurückhaltung in den scharfen Kontrollmethoden der Kommission zu sehen.

Auch der Versuch, okkultistische Phänomene in dieselbe Linie mit einmaligen Naturereignissen zu rücken, deren Beobachtung nur wenigen zugänglich sei und die dennoch nicht bezweifelt würden, verliert sich auf Abwege. Im Widerspruch dazu steht, daß die Versuche der Okkultisten doch darauf ausgingen, das Hervorbringen der „Phänomene" zu wiederholen und daß sie häufig dem Kritiker entgegenhalten, wer nicht einer großen Anzahl von Sitzungen beigewohnt habe, sei unzuständig. Man muß daraus entnehmen, daß die Zuständigkeit zwar für die Zustimmung anerkannt, für die Kritik jedoch bestritten wird. Neuerdings (1933) berichtet nun ein Frankfurter Arzt, Dr. O., er sei imstande, bestimmte Phänomene beliebig oft zu zeigen. Es handelt sich zunächst um die Lösung der Aufgabe, die Dessoir der Eusapia Paladino gestellt hatte: sie solle als Beweis ihrer mediumistischen Fähigkeiten ein vor sie hingelegtes Zündholz ohne Berührung, also telekinetisch bewegen. Eusapia gelang dies nicht; Dr. O. kann es jedoch. Ebenso kann er „aus der Ferne z. B. Glühlampen zum Aufleuchten bringen" und noch vieles andere. Doch nicht nur er kann das, sondern ich selbst, so oft, wo und wann ich will — nachdem er mir den „Trick" (Offenbar ist kein Taschenspieler-Trick gemeint. D. V.) gezeigt hat. Er ist so lächerlich einfach, daß schwer zu begreifen ist, wie die Wissenschaft so lange an der Tatsache vorbeigehen konnte, die offenbar dieser Seite des Okkultismus (der Fähigkeit des Willens, über unseren eigenen Körper hinaus Fernbewegungen hervorzurufen. D. V.) zugrunde liegt. (F. Moser, Der Okkultismus. München 1935.)

Diese sonach nun erst in ganz neuester Zeit und als sehr eindeutig auftretenden Eröffnungen entschleiern die verheißungsvolle Aussicht, endlich einmal ein „okkultes" Phänomen zur klaren Entscheidung zu bringen. Wie früher, so auch jetzt ist der als unbelehrbar verschriene Verfasser durchaus willig, sich durch Vorführung der erwähnten Experimente — zugleich mit von ihm bestimmten Beisitzern — überzeugen zu lassen, und erklärt sich ausdrücklich bereit, die dafür entstehenden Kosten zu übernehmen.

Dem exakt arbeitenden Wissenschaftler fällt es überaus schwer, gegen die eigene Erfahrung Sprechendes als gegeben hinzunehmen. Auf Grund des Vertrauens in die Aussage anerkannter Berufsgenossen hat er sich aber gewöhnt, für ihn selbst nicht Nachprüfbares anzuerkennen, wenn eine Mehrzahl oder eine Kommission angesehener wissenschaftlicher Autoritäten seines Fachs durch unumstößliche Beweise zu gleichlautenden Ergebnissen gelangen. Er verzichtet aber keinesfalls auf das Recht (und das wird ihm in diesen Kreisen auch nicht zugemutet), die Ergebnisse anzufechten, wenn er die Beweise für unzulänglich hält. Solche wissenschaftliche Kommissionen zur Untersuchung okkultistischer Fragen schlossen aber entweder rein negativ ab, oder sie mußten sich mangels überzeugender Sicherheit mit der Feststellung begnügen, daß die Frage weiterhin offen zu lassen sei. Um von diesen ihnen unbequemen Tatsachen abzulenken, komponieren die Okkultisten eine Symphonie von Theorien, Hypothesen, Gegenüberstellungen usw., als deren Leitmotiv wir leicht das Bemühen heraushören, den kritischen Geist einzuschläfern, indem man ihn beschwört, sich auch

mit Beweissurrogaten zufrieden zu geben, und ihn so zur gläubigen Hinnahme anfechtbarer Ergebnisse zu bestimmen. Man übersieht, daß namhafte Okkultisten, wie Richet u. a., entschieden den Standpunkt vertreten (den sie in der Praxis freilich verließen), daß der Okkultismus nur dann „seinen Zweck, zur Fundierung einer übersinnlichen erweiterten Weltanschauung beizutragen erfüllen kann, wenn er sich den naturwissenschaftlichen, d. h. den exakten Methoden unterwirft" (Maack). Wie es seiner Meinung nach damit im Bereich der Okkultisten bestellt ist, verrät uns Maack durch die aufschlußreiche Schilderung, die er im Programm der „Deutschen Gesellschaft für wissenschaftliche okkultistische Forschung" liefert: „Der Okkultismus der Gegenwart ist ein wüstes Durcheinander von Personen und Sachen, von Tatsachen und Theorien, von Phänomenen und Phantasien... Gelehrte und Ungelehrte, Schwärmer und Schwindler, Gauner und Betrüger, Kurpfuscher und Scharlatane, Wißbegierige und Geldschneider, Gesunde und Kranke, Hysteriker und Psychopathen, Theosophen und Anthroposophen, weiße und schwarze Magier, Spiritisten und Hypnotisten, Magnetopathen und Wahrsager, Graphologen und Astrologen, Alchimisten und Rosenkreuzer und unzählige andere Ritter des Geistes und der Materie geben sich im Okkultismus nach wie vor ein buntes Stelldichein, um hier ihre wissenschaftlichen, metaphysischen, geschäftlichen und schlimmeren Bedürfnisse zu befriedigen."

Eine geradezu ausschweifende Phantasie offenbaren die hemmungslosen Gedankengänge, mit denen die Okkultisten die Mängel ihrer Kontrollmethoden und die Echtheit der Phänomene zu begründen glauben. Wir hören da, um nur einiges herauszugreifen, man müsse vom Sitzungsteilnehmer Glauben verlangen, denn das Medium gleiche dem sensitiven Künstler und reagiere ebenso wie dieser auf unsympathische Menschen durch Herabsetzung seiner Leistungen; außerdem, je mehr man von Mißtrauen erfüllt sei (auch wenn man es nicht bekunde), desto mehr verleite man das Medium zum Betrug, ja, die Medien seien es ihrem Berufe schuldig, zu schwindeln. Man verbietet strengstens überraschende Aufhellung des Arbeitsraumes oder gar Dazwischengreifen, denn damit durchschneide man die „Kraftlinien" und verursache empfindliche Gesundheitsschädigungen. Noch stärkeres Geschütz fährt man auf, indem man den Zuwiderhandelnden mit moralischen Beschuldigungen: beleidigendes Vorurteil, Körperverletzung, Bruch des Gastrechts, Hausfriedensbruch, Vertrauensmißbrauch u. a. überhäuft. Es verschwinde auch in diesen Fällen das Materialisationsprodukt augenblicklich.

Die Wahrheit ist, daß bei den Entlarvungen das „Plasma" nicht verschwand, sondern sich als hereingeschmuggelte, banale Stoffetzen usw. entpuppte und daß die überraschten Medien zwar in Wutgeheul ausbrachen, indessen an ihrer Gesundheit keinerlei Schaden erlitten. Gesundheitsschädigungen durch okkultistische Betätigung sind freilich häufig vorgekommen — bei den Teilnehmern. Viele hervorragende Irrenärzte (Kräpelin, Winslow, Maudsley, le Grain Duhem, Charcot, v. Wagner u. a.) berichten, daß nicht nur die intensive Beschäftigung mit Okkultismus, sondern schon die Hinneigung dazu, häufig Geistes-

störungen auslöst. Psychopathisch minderwertige, verschrobene, exaltierte Personen sind besonders stark der Infektionsgefahr ausgesetzt. Sie geraten ganz aus dem Gleichgewicht. Hysterische Psychosen, Dämmerzustände und Schlimmeres bis zum Selbstmord sind die beobachteten Folgen. Dabei kommt nach Ansicht jener Sachkundigen nur eine Mindestzahl der Fälle von Schädigungen zu ihrer Kenntnis. Demgegenüber sei die Gefahr für die Medien wesentlich geringer.

Auch kritische Beobachter leugnen nicht, daß nach dem Augenschein in Sitzungen (im fast dunklen Zimmer) teils körperliche Gegenstände produziert werden, die vorher nicht da waren (Materialisationen), teils Bewegungen von Dingen erkennbar sind, die anscheinend ohne Berührung erfolgen (Telekinese). Der Okkultist in seiner unzerstörbaren Glaubensbereitschaft hält die Möglichkeit, daß der Augenschein trügt, für ausgeschlossen, sein ganzes Interesse gilt lediglich der Erklärung der Erscheinungen. Bald findet er sie in „magnetischen Kraftfeldern", die von dem Medium ausgingen, sich aber sonst in die Naturgesetze einfügten, bald belehrt ihn jedoch ein Glaubensgenosse, daß telekinetische Vorgänge sich durch Naturgesetze nicht erklären lassen. Besonders vorwitzige Beobachter erspähten nämlich, daß die Gegenstände doch von etwas erkennbar Körperlichem erfaßt und bewegt wurden. Für den Okkultisten folgt daraus die Entdeckung, daß Telekinese ohne Materialisation nicht möglich ist. Es sind dann materialisierte Hände, Füße, Besenstiele und ähnliche Apparate, auch Fäden, die aus dem Körper des Mediums „herauswachsen". Es hat sogar die Fähigkeit, wie aus den Fußspuren ersichtlich wird, bestrumpfte Füße hervorzubringen. In gleicher Weise ergibt die „theoretische Durchdringung" der Beobachtungen seitens der Okkultisten, daß, als ein rotgefärbter Klingelstiel von einem „materialisierten" Greiforgan erfaßt wurde, dann die an der Hose des Mediums haftende rote Farbe genau die Stelle anzeigte, an welcher die materialisierte „ektoplastische Hand" wieder in den Körper zurückschlüpfte. Ganz bis in den Kern des Okkulten Vorgedrungene wissen uns sogar den Vorgang genau zu beschreiben: „Eine Art Nabelschnur verbindet Medium und Gebilde", darum spürt es ein Dazwischengreifen. Die Materialisationen entstehen „aus einer Primarsubstanz, zunächst meist unsichtbar", „leuchtenden Gaswolken vergleichbar" bzw. als „nebelartige Masse". Im zweiten Stadium sind sie „stark verdichtet", im dritten „substanziell". Sie besitzen „biologische und physikalische Eigenschaften" „zunächst innerhalb des Körpers", unter bestimmten Bedingungen „auch außerhalb desselben". Sie zeigen Scheu vor Licht und Berührung wie z. B. Keimvorgänge und photographische Platten auch, „entstehen und verschwinden äußerst rasch". In Aussehen und Form sind die „teleplastischen Glieder" verschieden und besitzen „bedeutende Kraft", die sie den Teilnehmern „abzapfen" usw. usw. Es macht sich im Körper das „Spalt-Ich", welches das Medium beherrscht, als „besonderer Stoff" frei, „dessen Kraft zielgerecht gelenkt" wird, und zwar nicht nur vom Medium, sondern gelegentlich auch vom Versuchsleiter. Es handelt sich um ein „biologisches Geschehen", um „Lebensprozesse", wodurch die „fundamentale Bedeutung der Lichtwirkung" verständlich wird.

Oder man deutet, wie Geley, einer der Fürsten des Okkultismus, die telekinetischen Vorgänge – mit einem ehrfurchtheischenden Aufwand von Kunstausdrücken, deren Herkunft für den Uneingeweihten „okkult" bleibt – als „magisch objektivierte Traumvorstellungen des Mediums", d. h. „die Idee des Phänomens, lebendig im somnambulen Unterbewußtsein, mit dem sich übrigens dasjenige der Anwesenden vermischt, wird mit Hilfe psychophysischer Energie durch eine biophysische Projektion ektoplastisch auf eine gewisse Entfernung hin umgesetzt und ausgeprägt, d. h. objektiviert. Man ruft, mit anderen Worten, eine unerforschte ideoplastische Fähigkeit der medialen Konstitution zu Hilfe". In unser geliebtes Deutsch übertragen heißt dies: das Medium bzw. sein innerer Doppelgänger verfertigt sich aus seiner Seelensubstanz „fluidale" Werkzeuge vom dünnen Faden bis zum „rutenähnlichen Glied" und künstliche Gliedmaßen, mit welchen es Gegenstände hebt, senkt, stößt, schleudert, Kurbeln dreht, Schellen läutet und an Kummer gewöhnten Opfern der Wissenschaft Fußtritte und Ohrfeigen versetzt. Über alle Maßen Schlaue haben mit heißem Bemühen herausgefunden, daß es sich bei diesen Vorgängen um eine „künstliche Nebengeburt" handelt, denn der Mensch hat „neben seiner Gebärmutter auch eine zweite Gebärmutter zur Erzeugung von homunculis und homunculoiden (menschenähnlichen) Gebilden. Nicht umsonst sind die meisten Medien weiblich". Woraus sich wiederum, da männliche Personen in der Regel nicht über eine Gebärmutter verfügen, die Seltenheit der m ä n n l i c h e n Medien zufriedenstellend erklärt. Daher ist nur „für den oberflächlich urteilenden sogenannten gesunden Menschenverstand" – denn schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort – das Medium des Betruges überführt, wenn man an seinen Händen Fäden bemerkt, die z. B. das Heben einer Waagschale bewirken; für den tiefer bohrenden okkultischen Geist sind die Ausstrahlungen von der Seele des Mediums geschaffene, körperliche Gebilde eine Ausgeburt dieser zweiten Gebärmutter.

Steigen wir aus der atemraubenden okkultistischen Stratosphäre in den nüchternen Alltag bewährter, menschlicher Logik herab, so wird offenbar, daß die Okkultisten gerade das voraussetzen, was sie begründen sollen, m. a. W., sie sollen den Beweis liefern, daß es Materialisationen gibt, und glauben, ihn zu erbringen, indem sie das zu Beweisende als Bestandteil des Beweises verwenden! Auf diese Weise schützt sich der Okkultismus vor Widerlegung, denn nach einem alten philosophischen Satz teilt das Sinnlose mit der Wahrheit den Vorzug, daß es nicht widerlegt werden kann.

Nach alledem kann ich es dem Leser nachfühlen, wenn er sich aus der tropischen Wildnis dieses üppig wuchernden, geistig-seelischen Urwaldes nach der bescheidenen Landschaft der gemäßigten Zone sehnt. Ich hoffe, daß er es mit mir vorzieht, „seinen oberflächlich urteilenden, sogenannten, gesunden Menschenverstand" in dem „Exaktheitswahn" zu belassen, und wie ich, sich unerbittlich darauf festzulegen, die „okkulten Phänomene" nicht eher als echt anzuerkennen, bis der gebieterisch sichere, lückenlose Nachweis vorliegt, den Dr. O. und Fanny Moser sich anheischig machen, „so lächerlich einfach" zu erbringen.

INA SEIDEL

Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias 1726

(1. Fortsetzung)

Recht wohl entsann sich Tobias Lennacker dieser seiner Worte heute, an diesem frühen, sonnigen Maimorgen, da er auf der Elbbrücke an der Brüstung lehnte und sich den Anschein gab, als beobachte er, ein müßiger Reisender, das bunte Treiben der Schaluppen und Lastkähne auf der breiten Wasserstraße des Stromes. Recht wohl entsann er sich alles dessen, was weiter gesprochen, weiter geschehen war. Aber so wenig wie in der vergangenen Nacht konnte er sich darüber klarwerden, ob diese Worte, ob diese Geschehnisse mehr Gewicht hätten, als Vogelrufe und Tautropfen, Blütenblätter und Schmetterlinge. Ob er am Ende ein Dichter sei, hatte der Knabe nach einer Pause schweigenden Dahinwanderns gefragt, und die unbefangene Keckheit seines Tons war von etwas wie Ehrerbietung gedämpft gewesen. Nun war es an ihm, Tobias, gewesen, verlegen zu lachen — zu fragen, wieso man denn darauf käme. Gewiß, er liebte die Poesie über alles und könnte sich nicht ersättigen an Versen in allen Sprachen, seien es deutsche, französische, englische, italienische oder lateinische. Aber wenn ihm auch hie und da ein Geburtstags- oder Hochzeitscarmen oder sonst ein Elaborat in Reimen geglückt sei, so dürfe er es doch nicht wagen, sich selbst mit dem hohen Namen eines Dichters zu schmücken. Und dann, hinweggleitend über neue Fragen des Kleinen, ob er also ein Gelehrter sei, da er in so vielen fremden Sprachen bewandert wäre, und ob er auf Reisen sei, oder auch in der Verbannung wie die Schwester und er — dies alles halb absichtlich überhörend, hatte er sich aus der Verlegenheit zu retten versucht, indem er begonnen hatte, die allerliebste „Beschreibung der Nachtigall" des Herrn Senators Barthold Henrich Brockes zu Hamburg zu rezitieren, nachdem er einleitend den Finger gehoben und verzückt gesagt hatte: „Hören Sie es, Mademoiselle? Hörst du es, kleiner Freund — die süße Philomele im Busche? —

Ich hörte die Siren' im Büsche,
Die wundersüße Nachtigall,
Wie sie mit klingendem Gezische
Erfüllte Wälder, Berg' und Tal;
Ich hörte sie bezaubernd streicheln
Mit holdem Gurgeln Luft und Ohr;
Es brachte ihrer Kehle Schmeicheln
Die Leiter der Musik hervor;

Sie machte Fugen, Pausen, Sprünge
Und Kontrapunkte, daß es ließ,
Ob sie mit tausend Zungen sänge
Und in viel hundert Rohre blies..."

Das Gedicht war so lang, daß er es sich gar nicht bewußt wurde, wie über dem Aufsagen der Bereich des Parkdunkels, der verhallenden Musik und der überschwenglich schluchzenden, jubelnden Vögel hinter ihnen zurückgeblieben war, daß sie schon eine Weile zwischen den Gartenzäunen der Vorstadt einhergingen und daß sie schließlich stehengeblieben waren. Er sprach die letzten Verse:

„Ich schloß nach Hin- und Widerwanken
Es sei was Göttliches darin..."

und kam zu sich, indem er kopfschüttelnd hinzufügte: „Diese letzten Zeilen wollen mir gar nicht immer gefallen. Auch wird mir durchwegs ein wenig zuviel räsoniert. Indessen hätte ich keine andre Poesie finden können, die sich so trefflich für unsre Situation geschickt hätte." Er bemerkte, daß seine Zuhörer stumm blieben und fühlte sich plötzlich wie ein aufs Trockene geratener Fisch. „Wenn ich Sie ennuyiert habe, Mademoiselle, so vergeben Sie mir!" stammelte er, „aber es war die einzige Manier, in der ich Ihnen meinen Dank abzustatten vermochte!"

So war es dann weitergegangen: beide, das junge Mädchen wie der Knabe, hatten sich beeilt, ihm zu versichern, daß sie nur aus Ergriffenheit und aus Bewunderung für seine Deklamation zunächst keine Worte gefunden hätten. Der Herr müsse ihnen aber nun erlauben, ihn in ihre bescheidene Wohnung einzuladen und ihn mit einem Gläschen Wein zu erfrischen, hatte Stephan stürmisch gefordert, und Seraphine, nachdem sie zwar zunächst den Bruder von neuem getadelt, hatte doch in unaufdringlicher Weise die Einladung wiederholt, als sie wahrnehmen konnte, daß Lennacker keineswegs widersprach, sondern nur aus Höflichkeit zu zaudern schien. Ja, hier wohnten sie, in diesem Gartenhäuschen, zu dem von der Pforte aus ein schmaler Pfad zwischen Rabatten hinführte, auf denen reihenweise Narzissen und Tulpen blühten, im Mondlicht mattschimmernd und ihren angenehmen Duft an die laue Nachtluft verschwendend. Die gleichen Blumen hatten in einem schönen geschliffenen Glase auf dem runden Tisch gestanden, in dem großen Zimmer, das Tobias nun freundlich genötigt ward, zu betreten. Eine einsame Kerze in einem zinnernen Leuchter brannte daneben, aber das Zimmer war leer gewesen. Oder hatte die Kerzenflamme so geflackert, weil eben jemand hastig zu einer Seitentüre hinausgehuscht war? Das Zimmer hatte vier Zugänge gehabt, entsann Lennacker sich: die Tür, durch die sie von einem engen Vorplatz aus hereingekommen waren — zur Rechten und zur Linken je eine schmale Tapetentür, und endlich eine zwischen den beiden Fenstern befindliche gläserne Doppeltür, hinter deren Scheiben der im Mondlicht schwimmende Garten undeutlich zu sehen war, bis Seraphine mit einer hastigen Bewegung die Mullvorhänge zusammengezogen hatte. Der Raum war so spärlich möbliert, daß

er kaum noch einem Wohnzimmer glich. Um den Tisch herum standen vier Stühle und an der Wand eine schön gearbeitete, mit Messing beschlagene Servante, die mit allen möglichen Gegenständen beladen war. Es waren Tassen und Porzellanfiguren darauf aufgebaut, aber es lagen dort auch ein Tamburin, ein Klöppelkissen und sogar ein Paar zierlicher Schuhe neben einem Perückenstock, endlich aber, was Lennackers Augen am meisten anzog und zugleich befremdete, stand etwas wie ein kleiner spitzenbedeckter Altar mit einer spannenhohen Kreuzigungsgruppe und bunten Seitenfiguren darauf. Es wirkte wie ein anstößiges Spielwerk auf ihn und doch vergaß er es gleich, so wie einer im Traum an Einzelheiten nicht haftet. An der gegenüberliegenden Wand ragte ein Spiegel vom Boden bis an die Decke. Seraphine war, nachdem sie auch die Fenster verhüllt hatte, durch eine der Seitentüren verschwunden. Lennacker meinte gedämpftes Gespräch hinter der Wand zu vernehmen. Er stand zwischen Tür und Tisch, den Hut in der Hand, und blickte ein wenig beklommen auf Stephan, der sich an der Servante mit Tellern und Gläsern zu tun machte. Er trug sie auf einem Teebrett zum Tisch, musterte alles, murmelte: „Zuviel!" und nahm ein Glas und einen Teller wieder fort. „Setzen Sie sich doch! Nehmen der Herr doch Platz!" bat er aufmunternd und holte nun eine Schale mit Gebäck und eine mit rosinfarbenem Wein gefüllte Karaffe herbei. Die Gläser füllend, indem er sorgfältig achtgab, daß kein Tropfen danebenginge, plauderte er: „In diesem Zimmer üben wir, darum können wir kein Ameublement darinnen gebrauchen. — Das ist gut, da wir auch gar keines haben", fügte er koboldmäßig kichernd hinzu. Wie lange sie denn schon in Sachsen wären, wollte Lennacker nun wieder wissen, und wo ihre Heimat in Böhmen gelegen hätte? Auch diesmal bekam er keine Antwort darauf. Sei es, daß der Knabe ihn hinhalten wollte oder daß die Frage ihm gleichgültig schien — er begnügte sich damit, Tobias nachdenklich forschend anzublicken und seinerseits in bedauerndem und fast zweifelndem Ton zu wiederholen: „Daß der Herr aber wirklich nicht auch von der Moldau ist..." und diese ungewisse Auskunft in böhmischen Worten zu geben, als murmelte er einen Zauberspruch. Tobias besann sich noch, um in der gleichen, ihm wohl vertrauten, aber nicht zu allen Stunden geläufigen Sprache zu antworten, als ebenso lautlos, wie sie entschwunden, Seraphine wieder ins Zimmer trat und sich ihm gegenübersetzte. Sie hatte den Umhang aus grauer Seide — den Schal, der ihr Köpfchen verhüllt hatte, abgelegt, und ihr Anblick berührte Tobias so, daß er sich vorerst auch auf deutsche Worte nicht zu besinnen vermochte. Zwar hatte er vollkommen vergessen, daß er dies Mädchen, das da in einem geblümten Seidenkleid vor ihm saß und ihn aus dunkelstrahlenden Augen demütig ansah, kurz zuvor in unbedenklicher Darbietung ihrer jungen Schönheit die Göttin hatte darstellen sehen. Dafür war ihm — bei welcher Gelegenheit geschah dies nicht? — seine Jugendgespielin Therese Verka eingefallen. Glich ihr die Fremde nicht? Und wenn nicht in den Zügen des gerundeten, nicht einmal regelmäßig geformten Gesichtes, so doch in der flaumigen Zartheit der bräunlichen und pfirsichfarbenen Haut, im Ansatz des Haares, dessen tiefes Braun der Puder nicht zu verdecken vermochte, ja, in den winzigen dunklen Flecken, von denen der eine unter dem linken Auge, der andre — wie bei Therese — im

Ausschnitt des Kleides über der zarten Rundung des Busens zu sehen war. Sie waren nicht etwa aufgeklebt wie bei der Dame, die er im Theater vor sich gehabt hatte, stellte er bei sich mit nachträglicher Entrüstung fest. „Ihr Bruder will, daß ich ein Landsmann von Ihnen sei", sagte er endlich, nur, um doch etwas zu sagen; „ich bin es nicht, und bin es vielleicht ein wenig doch. Aufgewachsen bin ich in einem Dorf in der Lausitz, und mein Vater ist deutschen Blutes, aber meine Mutter stammte aus einer böhmischen Familie und ebenso meines Vaters Mutter. Wir haben viele böhmische und mährische Familien im Dorf, und mein Vater predigt den Deutschen deutsch und den Böhmen in ihrer Sprache. Vielleicht kommt es daher, daß ich dem Stephan ein wenig – böhmisch vorkomme?"

Das Mädchen hatte die Ellbogen aufgestützt, die Hände zusammengelegt und ihre Wange daran gelehnt. „Ihr Vater ist Prediger – ach –", sagte sie und sah ihn versonnen an; vorübergehend war es, als wollten ihre Augen sich feuchten. „Auch unser Vater..."

Sie brach ab und zog mit heftiger Bewegung eins der Gläser zu sich heran und leerte es halb.

„Er ist lange tot", sagte sie dann mit künstlichem Gleichmut und ihre kindlich gerundete Hand fuhr über die Tischplatte, als wollte sie etwas ausstreichen. „Es ist über zwölf Jahre her. Er starb im Gefängnis – im Kerker zu Prag, Monsieur. Meine Mutter hatte sich mit uns in den Wäldern verborgen – sie brachte uns eben noch über die Grenze. Sie liegt in Zittau begraben. Fremde haben sich unsrer angenommen und haben uns auch wieder verlassen. Wir haben böse Tage gehabt und bessere – wie es eben traf. Jetzt können wir uns selber durchbringen – was will man mehr? Wollen Sie denn nichts trinken, Monsieur?"

Über den Rand ihres Glases lächelte sie Tobias an, der, fast ohne es zu wissen, ihrem Beispiel folgte und den süßen feurigen Wein kostete. Als sie gleich darauf gefragt hatte: „Ihr Herr Vater ist Prediger – und Sie? Oh, Sie sind doch ein Dichter, ich weiß es!" da war er so hastig darauf eingegangen, als wünschte er sich über den unerklärlich beunruhigenden Eindruck, den nicht so sehr der Inhalt ihrer Mitteilungen, als der ihm unbegreiflich herbe und hohnvolle Ton, in dem sie gemacht worden waren, in ihm hervorgerufen hatte, hinwegzureden.

Mademoiselle möge doch davon absehen, ihn als einen homme de lettres zu betrachten, hatte er fast beschwörend gesagt. Nichts als ein Amateur sei er, ein Liebhaber der Poesie, der Musik und – wie er heut erst entdeckt habe – auch des Tanzes. Aber nicht als ein Kenner, ach nein, nur so, wie er auch ein Liebhaber der Blumen sei, der wilden Feldblumen, wie auch der Gartenflora, der Schmetterlinge, der Bienen und aller von Gott, dem Vater, zur Freude des Menschen erschaffenen lieblichen, zierlichen, farbigen und beschwingten Geschöpfe – sonderlich auch der Singvögel! Was er von Berufs wegen sei, auch das wolle er seinen neuen Freunden nicht länger verschweigen: wie sein Vater und seit zweihundert Jahren alle seine Vorväter sei er zum Pastor bestimmt worden, habe zu Halle studiert und das Glück gehabt, des Unterrichts des großen Hermann August Francke teilhaftig geworden zu sein; habe auch alle Examina wohl bestanden und könne alle Tage ein Amt übernehmen... Da er hier, wie es den

Umständen nach nicht anders sein konnte, gestockt und sich überlegt hatte, wie er fortfahren sollte, hatte er plötzlich den schwer zu enträtselnden Blick bemerkt, mit dem Seraphine ihn jetzt betrachtete: es war ein Blick, in dem Enttäuschung, ja, Ungeduld, mit dem Ausdruck heimlich lockender Zuneigung und demütiger Aufmerksamkeit zu kämpfen schienen, und das Lächeln, in dem das alles einstweilen vereinigt war, lag auf einmal wie eine Maske über dem eben noch aufgeschlossenen und erwartungsvollen Gesicht. Lennackers Augen glitten zu Stephan hinüber und fanden den Jungen gesenkten Kopfes dasitzend, den Mund wie zum Pfeifen gespitzt und die Kuchenkrümel auf seinem Teller zu Figuren zusammenschiebend. Überstürzt, als würde er durch ein vollkommenes Erschließen seines Lebens und seines Herzens den Bann wieder zu brechen vermögen, den seine Worte unerklärlicherweise heraufbeschworen hatten, fuhr er fort: daß er noch nicht im Amt wäre, hätte seinen besonderen Grund, und er wünsche wohl, zu erfahren, ob Mademoiselle und Freund Stephan — erschrocken nahm er das Augenzwinkern und Mundverziehen wahr, mit dem der Knabe ohne aufzublicken diese Bezeichnung quittierte — ja, ob sie beide verstehen würden, warum er sich von allen Bemühungen und Bewerbungen um eine Pfarrstelle zurückhalte und lieber als seines Vaters Schreiber, als sein Gärtner, Ackersknecht und Imker daheim lebe und daneben ein Handwerk betreibe, als nach der Gunst der Herrn Patrone oder Stadträte zu rennen und zu jagen, um einen Platz zu ergattern. Es sei ihm, so sprach er nun leise, vorgebeugt und ohne jemand anzusehen, eine so heilige Sache um den Dienst an Wort und Sakrament, daß er es für Sünde achten würde, sich unter Berufung auf Gelehrsamkeit, die sich anzueignen jedermann freistünde, oder gar auf die Beziehungen, die er durch seinen Namen und seine Familie habe — mithin durch lauter weltliche Vorteile! — in den Besitz einer Kanzel zu bringen, auf die nur Gott allein den von Ihm Erwählten berufen könne. Ob es anders der Brauch sei, danach frage er nicht; er müsse hier allein seinem Herzen folgen und so handeln, wie er die Lehren seiner geistlichen Väter und Führer nun einmal verstanden habe. Darum dünkte ihn auch die Verfassung der mährischen Brüder so richtig und gut, da bei ihnen einzig der Geist die Prediger beriefe, die im übrigen ihrer Hände Arbeit lebten und auch darin den Aposteln nachfolgten.

Er blickte auf und fand die Augen der Geschwister aufmerksam auf sich gerichtet, aber der Ausdruck ihrer Gesichter erschien ihm befangen. Mit leisem Schmerz erkannte er jene an Mitleid grenzende Nachsicht darin, die er mehr als einmal von Menschen erfahren hatte, denen er sich zu offenbaren bemüht gewesen war. „Wenn Sie so denken", sagte Seraphine nun unsicher, „wäre es da nicht besser, Monsieur, Sie ergriffen einen andren Beruf, in dem Sie anwenden können, was Sie gelernt haben? Im Belles-Lettres-Fach tätig zu sein, kann Ehre, Ruhm und die Gunst hoher Herren einbringen, habe ich mir sagen lassen. Warum einen Ruf abwarten, der vielleicht niemals kommt? Oder — wenn Sie einmal meinen sollten, ihn vernommen zu haben: woran wollen Sie denn erkennen, daß es Gottes Ruf war?"

Lennacker hatte sie groß angesehen. „Oh, Mademoiselle", sagte er — „Made-

moiselle, aber ich glaube doch! Und darum weiß ich, daß Gott mich rufen wird, wenn die Zeit da ist. Und wie sollte ich nicht seine Stimme erkennen, da ich doch immer im Gespräch mit Ihm bin!" –

Hatte er diese Worte wirklich gesprochen oder war er nicht mehr dazu gekommen? Eine Antwort war ihnen jedenfalls nicht mehr geworden, denn ein Geräusch von draußen hatte erst Stephan aufhorchen und dann Seraphine schreckhaft zusammenfahren lassen. Sie hatte die Hand erhoben, den Finger auf den Mund gelegt: Ruhe! – und mit bangem Ausdruck gelauscht, während der Knabe zur Tür nach dem Vorplatz lief, einen Spalt breit öffnete und hinausspähte. Hatte die Gartenpforte geknarrt? War es das gewesen, was auch Tobias halb unbewußt vernommen zu haben glaubte? Und diese Männerstimmen – näherten sie sich der Haustür? Stephan hatte sich ins Zimmer zurückgewandt: „Du sagtest doch, er wollte heute nicht kommen", murmelte er verstört. Mit einemmal war alles verändert. Tobias starrte ratlos auf Seraphine, die aufgesprungen war und mit entsetzten Augen die alte Person ansah, die durch eine der Tapetentüren ins Zimmer gedrungen war. Lennacker meinte, noch niemals ein so bösartiges greises Geschöpf erblickt zu haben, sie war ihm in der Erinnerung sogleich mit der Vorstellung alles Hexenhaften verschmolzen, die irgendwo in ihm vorhanden gewesen war, er wußte nur noch, daß es hauptsächlich der Gegensatz zwischen dem goldgelben Seidenschal, in den das Wesen sich eingewickelt hatte, und seiner dürren, runzligen und zahnlosen Häßlichkeit, seinem verzerrten, keifenden Munde und der mit einer gewaltigen grünen Schleife befestigten Nachthaube gewesen sein mußte, der den Eindruck einer unterweltlichen Ausgeburt in ihm erweckt hatte. „Da habt ihr's – da habt ihr's!" zeterte sie; „ich habe es ja gewußt, daß ihr einmal alles verderben würdet! Morgen werdet ihr wieder auf der Straße sitzen – Seine Gnaden sind eifersüchtig comme un diable!"

Sie hatte jedoch noch nicht zu Ende gejammert, als Stephan schon lautlos und wirksam gehandelt hatte. Blitzschnell und gewandt wie ein Luftgeist hatte er nicht nur Lennackers Hut ergriffen, sondern auch sein Glas und seinen Teller vom Tisch gerafft – hatte die Glastür zum Garten, ohne die Vorhänge zurückzuziehen, so weit geöffnet, daß sich hinausschlüpfen ließ, und rief nun in beschwörendem Ton: „Allez, allez Monsieur! Vite, vite!" indem er mit dem in der Linken gehaltenen Hut unwiderstehlich auffordernde Bewegungen machte. Lennacker befand sich im Freien, ohne recht begriffen zu haben, was ihm geschah. Stephan drückte ihm den Hut in die Hand und flüsterte ihm zu, er möchte seinen Weg um das Haus herum zur Straße suchen, aber in Deckung bleiben, „bis vorn alles wieder ruhig sei", was sich wohl auf das einlaßbegehrende Klopfen an der vorderen Haustür bezog, währenddessen die heiteren Stimmen der späten Besucher ihre Unterhaltung keineswegs abgebrochen hatten. Tobias hörte ein zartes Klirren: der Junge hatte Teller und Glas in die Büsche geschleudert. Dann schloß die Türe sich wieder. Die Vorhänge wallten zusammen; einen Augenblick huschten Schattenbilder daran vorüber: unförmig das der Alten gleich dem einer riesigen, aufgeregt flatternden Fledermaus, und Seraphines – zart umrissen und deutlich, sie hatte die Hände erhoben und betastete ihre hohe Frisur.

Plötzlich ward es dunkel; Stephan mochte mit dem Leuchter zur Haustür gegangen sein.

Tobias wartete Weiteres nicht mehr ab. Er schlich sich ums Haus, hörte scherzendes Schelten und Stephans keck antwortende Stimme, hörte die Haustür wieder ins Schloß fallen und hatte eine Minute später die Gartenpforte hinter sich zugemacht.

Tobias Lennacker hatte die Brücke wieder verlassen und sich der Stadt zugewandt. Sein Gemüt war unverändert bekümmert, beunruhigt und von einer unklaren Betrübnis durchflutet; der sorgfältige und nachdenkliche Wiederaufbau seines Erlebnisses in der Erinnerung stellte ihn vor die Notwendigkeit einer Selbstprüfung, vor der er zurückscheute wie vor einem blendenden Spiegel. Er hatte sich gefragt, ob seine Traurigkeit nicht vielleicht einfach die Traurigkeit der Erleuchteten und Wiedergeborenen über die in Sünden verlorene und ihrer Verderbnis anheimgegebene Welt sei – über den Triumph des Fürsten der Finsternis, der ihm noch niemals so handgreiflich entgegengetreten war wie gestern abend, da ihm die heitere, wohlgeschaffene und liebliche Gestalt dieser Welt jählings ihre von Aussatz und Fäulnis zerfressene Kehrseite zugewandt hatte. Er hatte sich aber entschlossen, auf diese Erklärung Verzicht zu leisten, da er wohl fühlte, daß sie nicht aufrichtig war. Hätte er denn ein Recht zu dieser pharisäischen Haltung gehabt, da ihn doch das Vorhandensein dieser Welt des Scheins und der Lüge bisher immer ruhig hatte schlafen lassen, einfach, weil er es weislich verstanden hatte, nicht mit ihr in Berührung zu kommen? Weislich? Nun ja – er hatte keine Gelegenheit gehabt; er war bewahrt worden. Dennoch hatte sein im Bereich der Frömmigkeit und Dichtung bei fröhlichem Tagewerk mit Milch und Brot und Honig und Früchten zufriedenes Dasein recht deutliche Ahnungen von der Wirklichkeit jenes mit allen Tieren und allem Gewürm der Erde gedeckten Tisches, so wie er Petrus erschienen war, enthalten; er hatte es aber vorgezogen, solchen Ahnungen für seine Person nicht mehr Gewicht beizulegen, als Kinder es gewissen Drohungen vom Wolf und vom schwarzen Mann gegenüber tun. So hatte er wohl gewußt, daß dies Dresden ein Abgrund war, daß der Boden dort schwankte wie Moorboden und daß alles Leben im Umkreis des Hofes dem Reich des Antichrist angehörte, dem Gott in seinem Zorn Raum gegeben hatte auf Erden. Er hatte es gewußt; aber hatte es ihn jemals einen Seufzer, eine Träne gekostet? Er hatte es gewußt; hatte er es aber für nötig befunden, sich in Gebet und Einkehr auf diese Reise vorzubereiten, eingedenk der Gefahren, die hier auf ihn lauern würden – sich zu wappnen mit den Waffen des Lichtes, die einzig geeignet waren, den Anläufen des Bösen zu begegnen und aus Versuchungen siegreich hervorzugehen? Nichts von alle dem! Als ein Träumer war er dahingetändelt; unangefochten von allen warnenden Stimmen, an denen es ja nicht gefehlt hatte, hatte er sich gefeit gefühlt, wie immer und von jeher und gegen jegliches Wesen dieser Welt, ganz wie die mährischen Brüder, die als Kinder des Lichtes und erweckte Fremdlinge hier auf Erden den Kindern der Welt mit jener erhabenen Heiterkeit zu begegnen pflegten, die zwar von einer

gottgelaſſenen Teilnahmloſigkeit für die Verlockungen des Abgrundes, zugleich aber von einer ahnungsloſen Unwiſſenheit ſeiner ſaugenden Gewalt gegenüber zeugte, die vielleicht nur aufrechtzuerhalten war, wenn das ganze Leben in einer Gemeinſchaft verbracht wurde, die ſich gleich einer Schafherde bei Gewitter mit den Köpfen nach innen und mit den Rücken gegen das böſe Wetter zuſammendrängte. Ohne allen Spott, in reiner Bekümmernis und tief beunruhigt war Tobias auf dieſes Bild verfallen. Hatte nicht dieſer Geiſt paradieſiſcher Geborgenheit von Kindheit an über ſeiner Seele gewaltet und ihn niemals verlaſſen wollen, während die Geſpielen und Lerngefährten von einſt – die gräflich Verkaſchen Kinder ebenſo wie ſeine Schweſter Sibylle, die nun ſchon ſeit vier Jahren mit dem Vetter Jakob Immanuel verheiratet war und ſchon drei Buben über die Taufe gehalten hatte – ſich ihm mit der Zeit auf eine ihm nie ganz begreifliche Weiſe entzogen hatten? War er nicht ſchon – damals vierzehnjährig – durch und durch als ein kleiner „Bruder" nach Halle gekommen, freundlich, gelaſſen und ſeiner inneren Gottesnähe und Reinheit ſo ſicher, daß Francke ihn endlich halb unwillig die anima christiana naturalier zugebilligt und davon abgelaſſen hatte, ihm ſeine Gewißheit als Selbſttäuſchung enthüllen und ihn durch Meditation, Selbſtprüfung und Gebetsübungen zum Sündenbewußtſein und zur Bekehrung, zur Buße und Wiedergeburt treiben zu wollen? Dennoch hatte der Ehrwürdige ihn wieder und wieder warnen zu müſſen geglaubt, das Gnadenbewußtſein nicht durch eine allzu vertrauensſelige Unbefangenheit und Zuverſicht dem Weſen der Welt gegenüber in Gefahr zu bringen. Tobias erinnerte ſich jetzt ſolcher Warnungen; er glaubte ſie nun zu verſtehen. Aber er fand keinen Troſt in dem Gedanken, daß ſelbſt ein Francke ihn einmal als teilhaftig der Gnade angeſehen hatte. Dieſe Gedanken waren eher dazu angetan, ihn unmäßig zu zerknirſchen.

Denn: *dies* war der Kern ſeines Erlebniſſes – *dies* war die Erſchütterung, die er erfahren hatte – er gab ſich die Einſicht, gegen die er ſich geſträubt hatte, wie ein Fiſch, der den Haken ſchon im Kiemen ſpürt, ſich gegen die Angel ſträubt, in einem heftigen Entſchluß zur Wahrhaftigkeit jählings zu –: er hatte erleben müſſen, daß er *nicht* gefeit war, hatte erfahren, daß, den Teufel ignorieren, *nicht* das Ergebnis hat, ihn um ſeine Beute zu bringen! Augen und Ohren ergötzen und nicht danach fragen wollen, wer eigentlich die Inſtrumente handhabte, die ſo zauberiſch tönten und gaukelten – das hieß ſchon, ſich dem Verführer ſelber blindlings hinzugeben und von verbotenen Früchten zu eſſen, weil ſie lieblich und luſtig erſchienen. Denn fraglos war ihm, dem Zögling von Erziehern bewußt weltabgewandter Richtung und dem Theologen halliſcher Schulung, das Zweideutige, Anrüchige und Verwerfliche ſolcher Ergötzungen von früh an unverkennbar gedeutet worden, nicht einmal als zu den Mitteldingen, deren Gebrauch dem Gewiſſen des Einzelnen unterſtand, zu zählen, ſondern ſchlechthin als Ärgernis und dem HErrn ein Greuel! Nun – er hatte alles in den Wind geſchlagen, hatte ſich angemaßt, unverletzlich ſein zu können und hatte ſeinem vermeintlichen Gnadenſtand zum Vorwand genommen, ſeinen Sinnen ein Feſt zu bereiten. War es nicht ſo? Und war Gott nicht unfaßbar gnädig geweſen, daß er ihn noch zur rechten Zeit aus ſeinem Taumel geweckt und ihm gezeigt hatte,

in welcher Gefahr er war — daß er ihn durch einen Guß kalten Wassers geweckt hatte wie ein mit dem Feuer spielendes Kind, dessen Kleider schon in Flammen standen? Wohl! Aber — was ihn eigentlich ratlos und unglücklich machte, fing ja hier erst an: er brachte weder aufrichtigen Abscheu gegen Seraphine, noch Reue für seine eigene Leichtfertigkeit und — was das Schlimmste war — er brachte nicht einmal ehrliche Dankbarkeit für die eingreifende Gnade auf. Es war, als könnte er seine Kräfte nicht zu diesen heilsamen und notwendigen Übungen sammeln: zu dem kraftvollen Abscheu, der wahrhaftigen Reue, dem jauchzenden Lobpreis des wachsamen Heilandes. Alles, was er seit gestern abend zu empfinden vermochte, war heftiges Mitleid mit Seraphine und Stephan, Ratlosigkeit, wie ihnen zu helfen sei und vor allem eine sehnsüchtige, unruhige Zuneigung wie zu wiedergefundenen und gleich darauf wieder verlorengegangenen Geschwistern. Der Wunsch, zu ihnen zurückzukehren und ihnen seinen Beistand anzubieten wie ein älterer Bruder, die kindliche Zuversicht, daß sie das auch von ihm erwarteten und enttäuscht sein müßten, wenn er nicht käme, bedrängten ihn ganz unwiderstehlich, und daß „der andere" hierüber nicht seiner Meinung zu sein schien, das war der letzte Anlaß zu der quälenden Zerrissenheit seines Herzens. Gab er sich auch nicht zu, daß es letztlich die Anmut des Mädchens war, die ihn verzaubert hatte, so konnte er sich doch darüber nicht täuschen, daß die Natur, der er sich als Gottes Schöpfung gestern noch vertrauensvoll hinzugeben bereit gewesen war — denn wie sollte Gottes Werk böse sein können! — sich seit Stunden in ihm gebärdete wie ein von Hochwasser geschwollener Strom, der alle seine ihm von Gesetz und Maß bestimmten Dämme zu überfluten drohte. Er aber — hatte er nicht Gesetz und Maß einfältig für Eigenschaften dieser Natur an und für sich gehalten?

Daß er sich als denselben erkannte wie gestern und alle Tage, gewiß, guten Willens zu sein bis ins Mark seines Wesens, und sich d o c h gegen Gottes guten heilsamen Willen aufbäumte, sich ihm zu entziehen suchte gegen seine eigene bessere Einsicht — d a s erschien ihm als furchtbare Offenbarung nicht nur über die wahre Verfassung seiner selbst, sondern ebenso über den Zustand der ganzen, bisher so unbefangen und gutgläubig von ihm betrachteten Welt.

Er war längst weitergeschlendert, immer noch nicht in der Absicht, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sondern als wohnte den quälenden Erwägungen, die ihn bewegten, eine treibende Kraft inne, die ihn fast ohne sein Wissen weitertrug. So hatte er die Brücke überschritten, war ein Stück in die Neustadt hineingegangen und dann wieder umgekehrt, ohne recht wahrzunehmen, daß es ein ihm entgegenkommender, ständig anwachsender Strom von Menschen war, der ihn gleichsam zwang, die Richtung zu wechseln und sich lieber von ihm aufnehmen zu lassen, als zu versuchen, unter beständigem Ausweichen weiter gegen ihn anzuschwimmen. Gleichmütig blickte er um sich; das Straßenbild hatte sich völlig verändert, die zurückhaltende Stille des frühen Morgens war gewichen und um ihn her wimmelte es von demselben emsigen und heiteren Volk wie gestern nachmittag, mochte auch die Kleidung um diese Zeit weniger glänzend und farbenfroh, mochten die Unterhaltungen gedämpfter, mochte das ganze Bild von andrer Tönung, die

Begleitmusik mit andren Vorzeichen versehen sein. Indessen rollten auch wieder die prächtigen Equipagen, rannten die in blitzenden Livreen steckenden Läufer mit Sänften, und in den Equipagen und in den Sänften saßen jene Erscheinungen einer andren Welt, Traumgeschöpfe, umwogt von Azur und Silber, Purpur und Violett, Zobel und Hermelin – blumenzarte Gesichter unter den schimmernden Wolken der Haartrachten. Eine Abteilung zitronengelber Leibgrenadiere stampfte vorüber; Gemüseverkäufer schrien ihre Ware aus; Kinder boten Maiblumensträußchen feil und liefen bettelnd neben den Fußgängern her. In der bürgerlichen Menge, die sich auf den schmalen Gehsteigen aneinander vorüberdrängte, überwogen die Frauen und Mädchen, nicht nur mit Körben und Markttaschen ausgerüstet, sondern auch, wie Tobias zerstreut bemerkte, mit Büchern versehen – Gesangbüchern oder Gebetbüchern, wie es ihm schien. Ein Gottesdienst – heute, am Sonnabend? Er dachte es ohne besondre Verwunderung; sein Blick war nüchtern bis zur Gleichgültigkeit und das fremde bunte Treiben war alles Zaubers entkleidet – war, ach, eher wie die Spiegelung einer dämonischen Trugwelt in einem allzu scharfen Spiegel mit allen geheimen Verzerrungen kenntlich und von bösem blendendem Licht überzuckt. Die Sonne, die sich erst aus einem Dunstschleier hatte befreien müssen, war unbarmherzig und stechend; ein widerlicher Kloakengeruch kam mit den heißen Atemstößen eines staubaufwirbelnden Windes. Würgende Angst griff plötzlich nach Lennackers Herzen: welche Gefahr war es denn heute, die in der Verkleidung dieses festlichen Lebensspiels auf ihn lauerte – unter welcher Maske würde sie ihm heut in den Weg treten – würde er imstande sein, sie rechtzeitig zu erkennen, ihr auszuweichen? Gefahr! Das war es: Gefahr, was nicht nur diese Stadt, was auf einmal das Leben überhaupt und überall unter seiner Oberfläche zu bergen schien! Mitten im Getümmel fühlte er sich von einem Heimweh nach der Garten- und Wiesenstille von Reinerswaldau überfallen, wie niemals zuvor. Und: wenn man *sie* dorthin bringen könnte! dachte er – und gleich war er wieder inmitten seiner selbst und des um Seraphine und Stephan kreisenden Aufruhrs seiner Gefühle. Zwei böhmische Exulanten-Kinder, noch dazu Kinder eines Predigers, eines Glaubenszeugen und Märtyrers, der für das reine Evangelium sein Leben gelassen – wie sollten sie den Brüdern in Reinerswaldau nicht willkommen sein! Häuser und Herzen würden ihnen bereitwillig aufgetan werden! Die Frau des Zimmermanns Peschek würde, er konnte nicht daran zweifeln, Seraphine aufnehmen wie eine Tochter, und vielleicht willigte der Vater ein und ließ Stephan im Pfarrhaus wohnen, wo er selber, Tobias, sich seiner annehmen, ihn unterrichten würde. Der Junge war aufgeweckt und würde schnell nachholen, was er in frühen Jahren hatte versäumen müssen. In drei Jahren konnte er so weit kommen, daß er auf die Hochschule gehen könnte... In drei Jahren würde Seraphine vielleicht auf ihre Dresdener Jahre zurückblicken wie auf einen bösen Fiebertraum – würde sich Besseres nicht mehr wünschen, als eines bewährten Freundes geliebte Gattin zu werden...

Er wurde unversehens aus diesen Träumen gerissen. Die Brücke lag schon hinter ihm, er befand sich inmitten des weiträumigen festlichen Platzes, den die

Anlage des Zwingers, der Bau der Residenz beherrschten, und auf dem jedes andre Gebäude bemüht schien, nicht sich hervorzutun, aber sich einer heiteren Ordnung würdig anzupassen. Die vor ihm Gehenden stockten und zwangen auch ihn, stehenzubleiben; eine Gruppe von zehn, fünfzehn Menschen staute sich vor der Einfahrt eines stattlichen Hauses, deren Torflügel soeben von einem dunkel gekleideten Bedienten aufgetan wurden: er trat dann eilig zur Seite und sank zu Lennackers Befremden ins Knie und bekreuzigte sich. Gleich darauf bemerkte Tobias in tiefer Verwirrung, daß rings um ihn her und neben ihm Menschen ebenfalls nicht mehr standen. Männer und Frauen knieten im Staube der Straße und nun: ein Knabe, barhaupt, in weißem spitzenbesetztem Chorhemd über rotem Unterkleid trug in unnachahmlicher ernster Anmut ein hohes Kruzifix aus dem Portal vor der in grünem golddurchwirktem Brokat starrenden Erscheinung eines Priesters her, der unter dem von vier weiteren Knaben getragenen Baldachin majestätisch einherschritt. Ministranten mit geschwungenen Räucherfässern gingen zur Seite; der Mesner mit Weihwasserkessel und Wedel folgte. Tobias, der einen Augenblick lang geblendet die Lider gesenkt hatte, fühlte etwas wie Schwindel und stand noch da wie gelähmt, als der Strom der Straße schon nach einer Minute wieder über die Bresche hinflutete, als hätte ein mehr denn alltäglicher Vorgang sich hier vollzogen. Ein alter Mann in braunem Rock war auf seinen Stock gestützt neben ihm stehengeblieben und betrachtete ihn kopfnickend wie eine willkommene Bestätigung eigener Empfindungen. „Ja, ja, junger Herr", sagte er, „Er ist fremd hier und wundert sich! Wenn Er nu wieder nach Hause kommt, erzähl' Er nur: die Dresdner wundern sich selber und es gibt immer noch gute lutherische Christen in Dresden — nicht nur papistische Heiden!" Er stieß mit dem Stock auf den Boden und bot Lennacker gutmütig lachend eine Prise an. Tobias bewegte ablehnend den Kopf und ging weiter. Auch dies hatte er ja gewußt — auch dies hatte er ja nur nicht wahrhaben wollen. Was ihn aber erschüttert hatte, war weniger diese erste Begegnung seines Lebens mit einer Verkörperung des römischen Kults, als die Tatsache, daß der das Kruzifix tragende Chorknabe Stephan geglichen hatte, wie ein Wassertropfen dem anderen. Tobias versuchte, sich einzureden, daß eine zufällige Ähnlichkeit ihn genarrt hätte. Und — sollte er sich doch nicht getäuscht haben — konnte dies nicht ebensogut eine Rolle sein wie die gestrige in dem Tanzspiel, da doch der ganze Auftritt ihm so unmöglich theatralisch erschienen war? Diese armen Bemühungen, sein Traumbild zu retten, wurden mit einer Schroffheit vernichtet, deren Grausamkeit beinah an Barmherzigkeit grenzte.

Er hatte erkannt, daß das große Haus dort hinter dem kurfürstlichen Schloß nichts andres als eine Kirche darstellen müßte, obgleich es seiner Erscheinung nach ebensogut jedem weltlichen Zweck dienen konnte. Aber nicht nur war das im Erdgeschoß weit geöffnete Portal das Ziel aller Karossen und Sänften, die in langem Zuge schrittweise daran vorüberfuhren und nur so lange anhielten, als nötig war, um ihre Insassen mit Hilfe der Lakaien und Läufer aussteigen zu lassen, sondern auch die Fußgänger eilten vielfach dorthin, und mochten sich manche nur zum Gaffen aufreihen, so traten die meisten doch ein und verschwan-

den in der dämmerigen Tiefe. Lennackers Schritt wurde zaudernd; dann siegte die ihm von Kindheit an eingeimpfte Abneigung gegen das, was er nie anders denn als Blendwerk und widerchristlichen Mummenschanz hatte bezeichnen hören, über die schwache Neugier, die sich in ihm geregt hatte, und er war im Begriff, einen Umweg einzuschlagen, als zwei Frauen ihn überholten. Es war ihm, als verspürte er einen sanften Schlag gegen sein Herz: er hatte einen geblümten Taftrock erkannt, eine kleine dunkle Locke, die sich hinter dem linken Ohr widerspenstig aus der strengen Frisur hervorstahl — einen dahingleitenden Schritt, der den unbeweglichen Erdboden kaum zu berühren und dennoch zu liebkosen schien. Seraphine, die Tänzerin, wandelte vor ihm her. Die leichte Spitzenmantille, die den Ausschnitt des Kleides verhüllte, das blumengeschmückte flache Strohhütchen gaben ihr die Erscheinung einer Tochter aus gutem wohlhabendem Bürgerhause, und dieser Eindruck ward noch gesteigert durch die ganz in graue Seide gekleidete neben ihr trippelnde Alte. Dennoch schien die Luft um sie her von einem sehr unbürgerlichen Zauber erfüllt zu sein: man wich aus, nur um stehenzubleiben und ihr nachzublicken: eine Gruppe junger Stutzer, die plaudernd beisammenstanden und die Vorübergehenden kritisch abschätzten, bildete bei ihrer Annäherung geradezu Spalier und ließ ihr eine ernsthafte Huldigung zuteil werden; ältere Männer, die ihr entgegenkamen, sahen auf sie wie auf die Verkörperung eines Jugendtraumes und lächelten selbstvergessen. Lennacker nahm das alles wohl wahr, und es erhöhte das Fiebern seines verstörten Gemütes. Bemüht, ihr zu folgen, ohne den Anschein zu erwecken, daß er es täte, also in ziemlich großer Entfernung — verzweifelt darüber, daß sie ihn im Vorüberwandeln nicht wiedererkannt zu haben schien, denn hätte sie sich dann nicht nach ihm umwenden, ihm Gelegenheit zu einer Begrüßung geben müssen? — beobachtete er erregt die Zielrichtung ihres Weges und bewegte in seinem Herzen als ein flehentliches Gebet die Worte: „Nur das nicht, Herr! Nur dies eine nicht!“ Nichts aber antwortete diesem törichten, diesem kindischen und angstvollen Stammeln. Alles vollzog sich, wie es sich nach unerforschlichem Rat und Beschluß zu vollziehen bestimmt war, sei es, um Tobias Lennacker — wie er es sich später in endlosen Grübeleien auszudeuten versuchte — durch Entsagung zur Läuterung — sei es, um Seraphine Horawitz durch Entziehung einer letzten ihr zur Umkehr gebotenen Möglichkeit endgültig auf den Weg der Anfechtung und — vielleicht — der Bewährung zu führen. Seraphine, eines evangelischen Predigers aus Böhmen und standhaften Blutzeugen für das reine Evangelium einzige Tochter — Seraphine, zugleich eine Tänzerin im Ballett Seiner Majestät des Königs August von Polen, Kurfürsten von Sachsen — sie schritt vor Tobias Lennackers Augen unaufhaltsam auf das offene Portal der katholischen Hofkirche zu und betrat den Vorraum, als sei ihre geistliche Heimat niemals wo anders gewesen. Tobias, der, nun alle Zurückhaltung außer acht lassend, seinen Schritt beschleunigt hatte, und ihr nachgeeilt war, als könnte es doch noch möglich sein, ihr den Weg abzuschneiden, kam noch eben zurecht, um zu sehen, wie sie ihre zierliche Hand in das Weihwasserbecken tauchte, Stirn und Busen benetzte und dann zu einer tiefen Verneigung vor dem goldstarrenden Aufbau des Altars

ins Knie sank. Er sah es, warf einen Blick in die mit Stuckarbeit, weißen Heiligenstatuen und Altarbildern überladene Kirche, die von einer in ständigem Kommen und Gehen begriffenen Gemeinde rauschend erfüllt war — lauschte einen Atemzug lang verstört auf das eintönige Psalmodieren des schimmernden Priesters vor dem Hochaltar und atmete beklommen den schweren Duft des Weihrauchs ein. Als er sich wieder nach dem Mädchen und seiner Begleiterin umsah, waren sie in der Menge verschwunden. Er ließ den Kopf sinken und ging taumelnd wie ein Betäubter ins Freie.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Zur Stahlversorgung Deutschlands

Die Gründung der Reichswerke Hermann Göring, die bei Salzgitter (nahe bei Braunschweig) die schon lange bekannten Erzvorkommen aufschließen und zur teilweisen Verarbeitung der Erze ein großes Hütten- und Stahlwerk dem Bergbaubetriebe anschließen sollen, die jetzt auch an die Errichtung eines solchen Hütten- und Stahlwerks in Linz zwecks gesteigerter Ausnutzung des steiermärkischen Erzberges herangehen — dieser bedeutsame Vorgang hat die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur auf die elementarwichtige Frage der Eisenerzversorgung Deutschlands, darüber hinaus vielmehr auch auf das Wie der Erzgewinnung und der Erzverarbeitung gelenkt. Der breiten Öffentlichkeit ist bewußt geworden, welch maßgebliche Bedeutung für unsere politische Selbständigkeit immer der Eisen- und Stahlindustrie beizumessen ist. Auch in Laienkreisen möchte man daher weithin von den Unterlagen und dem Aufbau dieser Industrie ein klares, allgemeinverständliches Bild erhalten.

Einem solchen Bedürfnis kommt das soeben neu erschienene Buch entgegen: „Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens" (Düsseldorf, 1937, Verlag Stahleisen. X und 591 Seiten, gebunden RM 15,—). Für seine Güte und Geeignetheit spricht schon die Tatsache, daß es sich um die 14. Auflage handelt. Auch diesmal, wie in ununterbrochener Folge seit 1889, wird der neueste Stand der Technik und das Ganze der wirtschaftlichen Verhältnisse in einer Form dargestellt, die dem Laien einen vollständigen und alles Wesentliche umfassenden Einblick in das Getriebe der eisenschaffenden Industrie gewährt, namentlich auch die Zusammenhänge zwischen den Erfordernissen der Technik und dem eigenartigen Aufbau der Unternehmungen klar herausstellt.

Aus dem ersten, technischen Teil des Werkes, der in acht Abschnitten Wesen und Geschichte des Eisens — Rohstoffe der Eisenindustrie — den Hochofen und seine Erzeugnisse — die Erzeugung des Stahles — die Formgebungsarbeiten — die Prüfung der Werkstoffe — die maschinentechnischen Betriebseinrichtungen und schließlich die Ausbildung der Eisenhütteningenieure und Betriebsbeamten sowie eine Schriftenauswahl behandelt, sei hier nur die große Fülle von neuen Verfahrensweisen herausgehoben, die seit dem Weltkrieg in allen Stadien der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung durchgeführt worden sind. Ihnen ist es zu verdanken, daß mannigfache Erzvorkommen, die vordem dank ihrem geringen Eisengehalt oder dank der Beimengung störender Stoffe den Abbau nicht lohnten oder gar eine Verarbeitung unmöglich erscheinen ließen, jetzt zu wichtigen Quellen der deutschen Eisenversorgung gemacht werden können. Keine Rede kann davon sein, daß die Zeit grundlegender technischer Umwälzungen etwa vorüber sei — wie nach dem Kriege vielfach erklärt worden ist (natürlich nur in Kreisen technischer Laien).

Man gewinnt vielmehr sehr ausgeprägt den Eindruck, daß auch in diesem Wirtschaftszweige die Technik keineswegs nur in dieser oder jener Einzelheit einmal eine Vervollkommnung erfährt, daß sie vielmehr in ihrer ganzen Breite und Tiefe in dauerndem Fluß sich befindet. Was hat nicht allein die weitgehende und vielfach völlig neuartige Anwendung des elektrischen Stromes im Hochofen, im Stahl- und Walzwerk, in allen Zweigen der Gießerei die Leistungen differenziert und so die Qualitätsansprüche immer höher zu schrauben erlaubt, die von den letzten Stahlfabrikaten etwa im Maschinen- und Kraftwagenbau, in der Waffen- und Munitionsherstellung befriedigt werden sollen. Wie ist nicht der technisch-wissenschaftliche Unterbau der ganzen Eisen- und Stahlindustrie von eben diesen Qualitätsansprüchen aus verfeinert worden; bis in die untersten Stufen reicht viel stärker als früher das dauernde Prüfen der Beschaffenheiten, die Anpassung schon der Halbstoffe an höchst anspruchsvolle Letztfabrikate. Sogar in die Kohlen- und vollends in die Koksgewinnung haben die technischen Neuerungen der Stahlprozesse neue Anregungen von großer Tragweite hineingebracht.

Der zweite Teil ist der wirtschaftlichen Bedeutung des Eisengewerbes gewidmet. Hier wird die statistische Lage in breitester internationaler Aufmachung nicht nur ziffernmäßig aufgedeckt, sondern in eingehender Analyse der Ziffern ausgewertet. Mit der Entwicklung und dem Aufbau der deutschen Industrie vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an verbindet sich eine Darstellung der technisch-wissenschaftlichen und der wirtschaftspolitischen Verbände. Land für Land wird auch die Verbandsbildung des Auslandes sowie der Bestand an internationalen Kartellen behandelt. Weitere Abschnitte beschäftigen sich mit der Handelsorganisation, mit der Preisbildung und Preisbewegung, mit der Bedeutung der Transportmittel, mit der neu aufgebauten Selbstverwaltung und sehr ausführlich mit den sozialen Verhältnissen. Immer wird auf dem Tatsachenmaterial die Erörterung aufgebaut und so die Bildung eines eigenen Urteils ermöglicht. Man erfährt alles Wichtige von den großen Konzernen; warum sie entstanden sind und was sie bedeuten. Ein internationaler Preisvergleich zeigt, wie Deutschland zu dem Weltmarkt steht. Und was der Einzelheiten wirtschaftlicher und sozialer Natur mehr sind, die heutzutage kennen muß, wer nicht von vorgefaßter Meinung, sondern vom Tatsachenwissen her die Eisen- und Stahlindustrie will beurteilen können.

Ein Verzeichnis aller Hochofen-, Stahl- und Walzwerke und aller Gießereien, worin die Zusammensetzung der einzelnen Unternehmungen wiedergegeben ist, beschließt die sehr wertvolle Veröffentlichung. Hier wird unmittelbar plastisch, wie mannigfaltig die sogenannten gemischten Werke und die Konzerne in der Wirklichkeit aufgebaut sind, welch gewaltige Verschiedenheiten — vom Riesenkonzern bis zum reinen Werk einer einzigen Fabrikationsstufe — innerhalb der Eisen- und Stahlindustrie bestehen; wie falsch es also ist, auch nur für diesen einen Wirtschaftszweig eine einheitliche Organisations- oder gar Monopoltendenz in Anspruch zu nehmen. Es ist ja ein Verhängnis, daß die großen statistischen Erhebungen naturnotwendig nur die großen Ziffern zu Worte kommen lassen. Hier zeigt sich deutlich, daß erst ein tiefes Eindringen in die Einzelheiten jene Ziffern in die richtige Beleuchtung setzt. K. Wiedenfeld.

Diltheys Nachlese

Die große Ausgabe der „Gesammelten Schriften" von Wilhelm Dilthey, die im Verlage B. G. Teubner, Leipzig, seit Jahren in stetiger Abfolge erscheint, hat durch zwei Bände Jugendschriften einen wesentlichen Fortschritt erfahren. Sie sind den bisher erschienenen Bänden 1 bis 9 in gleicher Ausstattung und gleichem Druckbild als Band 11 und 12 angegliedert worden, können aber auch unter den vom Herausgeber Erich Weniger geprägten Titeln „Vom Aufgang des geschichtlichen Bewußtseins" und „Zur preußischen Geschichte" gesondert bezogen werden (272 bzw. 212 Seiten. RM 11,50 bzw. RM 9,—). Aus der unübersehbaren und im ganzen auch wohl unnachdruckbaren Fülle der frühen Schriftstellerei Diltheys vom Jahre 1857 ab bis etwa in die achtziger Jahre sind hier die für die Zeitgeschichte wie auch für die persönliche Entwicklung Diltheys wichtigsten Arbeiten ausgewählt worden; Arbeiten, die fast durchweg teils anonym, teils pseudonym, teils unter vollem Namen in Zeitschriften (neben Westermanns Monatsheften später zur

Hauptsache in den Preußischen Jahrbüchern und der Deutschen Rundschau) erschienen waren. So findet man in Band 11 u. a. die auch heute noch grundlegenden Aufsätze über Johann Georg Hamann und Carl Immanuel Nitzsch, die zeitgeschichtlich reizvollen Rezensionen von Jakob Burckhardts Kultur der Renaissance und Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, ferner die prachtvollen Porträts deutscher Historiker von Johannes von Müller bis Friedrich von Raumer. Den Jugendarbeiten des Bandes ist ein Abschnitt – freilich sehr wenig memorialer Art – „Erinnerungen" aus der letzten Zeit Diltheys beigegeben worden, die ebenfalls deutsche Geschichtsschreiber und Gelehrte behandeln und die Entwicklungslinie des Diltheyschen Denkens vom Ende her beleuchten. Handelt es sich beim elften Bande mehr um Diltheys Denken über Geschichte und Geistesgeschichte, so tritt er im 12. Bande selber als produktiver Historiker auf. Dieser enthält die bewußt auf politische Wirkung hin verfaßten Lebensabrisse Steins, Hardenbergs, Wilhelm von Humboldts, Gneisenaus, Scharnhorsts sowie den bedeutsamen Aufsatz über Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit. Als Ergänzung zu diesen Arbeiten des Dreißigers ist dem Bande dann wiederum ein Nachlaßwerk des Greises beigesellt worden, die Studien über „Das Allgemeine Landrecht", welche die Krönung seiner späten friderizianischen Geschichtsforschung bilden sollten. Im übrigen wird man den reichen Gehalt der beiden Bände kaum auf einen Nenner bringen können. Verhältnismäßig am raschesten vermag der Historiker durch das umfängliche Quellenmaterial zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts auf seine Kosten zu kommen, während die späteren philosophischen Aspekte der Dilthey-Richtung noch relativ undurchsichtig bleiben. Dagegen offenbart sich der glänzende, temperamentvolle Schriftsteller Dilthey auf dieser frühen Stufe bereits mit einer Deutlichkeit, die teilweise an die berühmten späteren Charakteristiken in „Dichtung und Erlebnis" gemahnt. Wir hoffen nunmehr zur Vervollständigung des Gesamtwerkes nur noch auf den zehnten Band über „die große Phantasiekunst", womit dann die würdige Dilthey-Ausgabe ihren Abschluß finden soll.

Joachim Günther.

Erzähltes

Als eine geborene Erzählerin zeigt sich die junge Amerikanerin Margaret Mitchell in ihrem Roman „Vom Winde verweht", der in seiner amerikanischen Ausgabe „Gone with wind" einen ganz großen Erfolg in Amerika hatte (Hamburg, G. Goverts Verlag. RM 12,50). Auch hier offenbart sich das erwachte lebhafte Interesse der Amerikaner an ihrer eignen Geschichte. Der Roman spielt in den Jahren 1861 bis 1865, als in den wohl- und festgeordneten großbürgerlichen Süden Amerikas die Yankees mit vernichtender Kraft einbrachen. In zwei Ehepaaren stößt die neue Zeit mit ihrer harten Geschäftsgier und ihrer Skrupellosigkeit auf die alte Wertordnung des Bürgertums. Margaret Mitchell schildert mit langem Atem und dramatischer Kraft den Menschentypus, der entstehen mußte, um sich in dieser neuen, auf den Kopf gestellten Welt siegreich zu behaupten und dem neuen Amerika sein Gepräge zu geben. Dieser Roman kann auch in Deutschland des größten Interesses sicher sein.

Charles Sealsfields Roman „Tokeah or the white rose" ist jetzt unter dem Titel „Die weiße Rose" neu herausgegeben worden in einer Bearbeitung, die auf die ursprüngliche Fassung gegenüber der erweiterten und verwässerten zweiten zurückgreift (Braunschweig, Vieweg-Verlag. 240 Seiten), und bewährt erneut seine abenteuerliche Kraft. Mit ihm verglichen verblaßt in etwas der Reiz des Wildwest-Romans von J. L. Hecker „Das Blockhaus am Yadkin", obgleich er an aufregenden und blutigen Ereignissen reich genug ist, die in Einklang mit der Wahrscheinlichkeit zu bringen kaum versucht wird (Berlin, Aufwärts-Verlag. RM 2,80). Im gleichen Verlag erschien der Abenteuerroman von George S. King „Das letzte Sklavenschiff" (RM 2,80), in der deutschen Übertragung von Karl Göhring. Bekanntlich wurde nach diesem Roman der gleichnamige Film mit Wallace Beery in der Hauptrolle gedreht. Hier streiten mit dem Endsieg des Guten und im härtesten Aufeinanderprallen von Roheit und Kraft Männer gegeneinander, die in der wildbewegten Zeit des Sklavenhandels das Schicksal zusammenführt. Der Roman ist fesselnd und lebendig geschrieben. Das gilt in

erhöhtem Maße von dem neuen Roman von Hans Tolten „Mit uns wandert die Heimat" (Potsdam, Rütten & Loening. 351 Seiten), in dem er die Schicksale eines im Vorkriegsdeutschland gestrandeten preußischen Reiteroffiziers in Paraguay erzählt, der mit seinem letzten Besitztum, einem prachtvollen Hengst, sich gegen alle Widerstände in härtester Kraftanspannung und Zucht ein neues Leben aufbaut und grade draußen ein rechter deutscher Mann wird. Das alles ist mit der Meisterschaft und der Spannung erzählt, die Hans Tolten in allen seinen Werken zeigt. — Ein besonders edles Tier ist der Held des Romanes von Ditha Holesch „Der schwarze Hengst Bento" (Berlin, Deutscher Verlag. 64 Aufnahmen. 151 S.). Dieses sehr gut ausgestattete Buch gibt ohne jede falsche Vermenschlichung von Tiergefühlen in spannender Erzählung die Geschichte eines Trakehner Hengstes, der, von seinem Besitzer nach Brasilien verkauft, dort von der Roheit seiner neuen Pfleger wild gemacht, ausbricht und nun Führer einer Herde von Wildpferden wird. Das ganze Buch ist ein Hymnus auf die Freiheit in der großen Natur. Es ist bewundernswert, wie eine Frau mit feinster Einfühlung grade dieses Hohelied auf Freiheit und Kraft gestalten konnte.

Die außerordentliche Vorliebe des lesenden Publikums für biographische Romane wird durch die Tatsache bestätigt, daß der Roman von Alexandra Rachmanowa „Tragödie einer Liebe" (Salzburg, Otto Müller. 576 Seiten, mit vielen Abbildungen) jetzt schon in 6. Auflage im 30. Tausend vorliegt. Er erzählt bekanntlich die Geschichte der furchtbaren Ehe Leo Tolstois.

Phyllis Bentleys Roman „Inheritance" ist unter dem Titel „Das Erbe der Oldroyds", in der deutschen Übertragung von Julie Mathieu, erschienen (Berlin, Propyläen-Verlag. 552 Seiten). Er gibt das Schicksal einer englischen Tuchweberfamilie in Yorkshire durch sechs Generationen, das die Familie aus kleinen Anfängen hinaufführt zu großen Tuchfabrikanten vom Beginn im Jahre 1812 bis zum scheinbaren Absinken der Kraft im neuen Jahrhundert, bis dann endlich wieder ein junger Sproß des Geschlechtes, in dessen Adern das Blut auch einfacher Weber fließt, mit Mut darangeht, in der alten Heimat des Geschlechtes es zu neuer Blüte zu bringen. In dem Rahmen dieser Familiengeschichte ersteht ein kulturelles und politisches Zeitgemälde von großer Kraft, und wir erleben die Kämpfe zwischen Menschenkraft und Maschine, die Luddittenbewegung und die Kämpfe der Gewerkschaften mit. Die Verfasserin verfügt über eine große darstellende Kraft, die sie befähigt, mit harter Wahrheit ganz unsentimental Menschen und Zeiten dem Leser eindringlichst nahezubringen. — „Neu-Amerika" heißt eine Sammlung von 20 Geschichten von 20 Amerikanern, Männern und Frauen (Berlin, S. Fischer. RM 6,—). Der Herausgeber Kurt Ullrich, der die Sammlung mit einem Vorwort einleitet, hat die Auswahl so geschickt getroffen, daß man durch sie einen wirklichen Überblick über die Probleme, die das geistige Amerika von heute beschäftigen, und Kenntnis von dem Ringen, aber auch von dem Können des heutigen amerikanischen Schrifttums erhält. Neben den bekannten amerikanischen Schriftstellern wie Thomas Wolfe, William Faulkner, Sherwood Anderson treten viele von beachtlichem Können, die man in Deutschland noch nicht kannte. Vor jeder Erzählung gibt der Herausgeber eine kurze biographische und charakterisierende Einleitung. — Alexander Castell hat sich nach längerem Schweigen wieder mit einem Roman zum Worte gemeldet (Zürich, Humanitas Verlag. Fr. 6,—): „Drei Schwestern", und kehrt damit in gewissem Sinne zu den Anfängen seines Schaffens — wir denken an „Bernards Versuchung" — zurück. In diesem Erlebnis eines jungen Schweizers von Paris und der französischen Frau zeigt Castell seine alte Meisterschaft, die atmosphärischen Dinge einer Stadt und der Menschen mit letzter Feinheit festzuhalten und wiederzugeben. Es ist ein starkes Zeugnis für sein Können, daß bei der Lektüre jeden Liebhaber der einzigen Stadt ein heftiges Heimweh nach ihrer Luft befällt. —

Der Roman von Gert von Klaß „Das alte Haus" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 6,50) ist eine sehr preußische Angelegenheit. Mit dichterischer Kraft ist es Gert von Klaß gelungen, an dem äußeren Rahmen einer Familiengeschichte aus den herrschenden Gesellschaftsschichten ein sehr lebendiges und nachdenkliches Bild des Vorkriegsdeutschland in diesen führenden Kreisen zu geben, mit allen ihren Vorzügen und ihren bedenklichen Schwächen, über die doch endlich

nach allem Kampf und Krampf die Sicherheit des Familienmittelpunktes siegt. Die Gestalt der alten Generalin von Guse, der Hüterin der Familientradition, ist schlechthin prachtvoll. Das Buch zeigt eine starke Gestaltungskraft und eindringende psychologische Fähigkeiten. – Das letztere kann man nun dem Roman von Karoline Lorenz „Die bunte Wiege" (Wien, E. P. Tal. 386 S.) wirklich nicht nachrühmen. Was einem in dieser Erzählung von zwei in Sarajewo am Unglückstage der Ermordung des erzherzoglichen Paares vertauschten Kindern durch Weltkrieg und Nachkriegsgeschehen an Gutgläubigkeit zugemutet wird, das geht wirklich über die Hutschnur, so daß man das Buch bei aller Buntheit der Fabel schließlich mit einem ärgerlichen Lachen in die Ecke wirft. – Lily Hohenstein hat sich mit ihrem Roman „Manfred, ein Streiter fürs Reich" (Berlin, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 484 Seiten) mit Kraft und Gelingen an einen großen historischen Stoff gewagt. Vom bebenden Kyffhäuser führt der Weg in das von den Kämpfen um die Herrschaft der Staufer zerrissene Süditalien des 13. Jahrhunderts, um die Überlebenden endlich, auch in symbolischem Geschehen, in die Heimat zurückzuführen. Die tragische Gestalt des jungen Manfred ersteht in Leben und Farbigkeit ebenso eindringlich wie die ganze wilde und böse Zeit. Manfreds Gestalt wird ins Symbol erhoben, und der Roman kündet die ernste Lehre von der Verpflichtung zur Treue zu Heimat und Deutschtum, die in ihrer Vollendung das ewige Reich der Deutschen wiederbringen muß. – In ganz andere Luft führt der Roman von Agathe Lindner „Die Stimme Irgendwo" (Berlin, Bong & Co. 480 S.). Dieser Roman eines suchenden Herzens erzählt die Geschichte einer jungen italienischen Archäologin, deren Vater Italiener ist, ein bedeutender Altertumsforscher, deren verstorbene Mutter Schottin war. Sie glaubte, der Archäologie dienen zu sollen, weil sie dem Boden das verschüttete Geheimnis von Völkern und Kulturen abgewinnt. Aber ihr entschleiert sich in aufwühlenden Erlebnissen und mit schwerer Symbolkraft das Geheimnis der Erde, das mehr und tiefer ist als alles, was sie birgt. Ihr zu dienen, wird nun Ziel ihres Lebens. In der tripolitanischen Wüste, in Schottland und endlich in Nordfriesland spielt diese auch an äußerem Geschehen reiche Geschichte, deren letzter Sinn ist, ein irrendes Herz zu seiner eigentlichen Bestimmung, zum Dienst an der Erde, ihrem Gesetz der Fruchtbarkeit, in Liebe zurückzuführen. Es ist Magie in diesem Buche. – Georg Grabenhorst gibt in seiner Erzählung „Unbegreifliches Herz" (München, Langen/Müller. 235 Seiten) mit behutsamer Hand das Erleben eines jungen Assessors in einem Sommer von Ferienglück, das begnadet wird von der liebevollen Führung durch reife Frauen, die auch das Mittel des Schmerzes nicht scheuen, um dem umsorgten Mann seinen richtigen Weg zu weisen, auch wenn er ihn von ihnen fortführt. – Sehr fein ist die Erzählung von Paul Alverdes „Das Zwiegesicht" (München, Langen/Müller. RM 2,20), in der er das Liebeserlebnis einer Frau mit einem Kriegskameraden des eignen Mannes in der Nachkriegszeit zu zartester Wirklichkeit werden läßt, das eine glückliche Ehe zerstört haben würde, wenn nicht die kameradschaftliche Treue des Mannes der Frau helfen würde, mit herbem Verzicht in die höhere Pflicht zurückzufinden. – Olaf Gulbranson hat wunderbare Zeichnungen geschaffen zu dem Buch des Amerikaners Julian Street „Wochenend auf Schloß Denbeck" (München, Knorr & Hirth. RM 2,50), in dem ergötzlich genug das Erleben eines jungen amerikanischen Paares mit ihrer englischen Reisebekanntschaft in Oberbayern, einem Pfarrerehepaar, auf deren feudalem englischem Landsitz geschildert wird. Der Zusammenstoß zwischen englischer Konvention und amerikanischer Unbekümmertheit endet mit der Flucht des Amerikaners vor Seiner Majestät dem Lakai.

Die berühmten „Siebzig Geschichten des Papageien", die Märchensammlung „Tuti Nahme", hat jetzt Wilhelm Schmidtbonn nach dem Türkischen neu erzählt (Potsdam, Rütten & Loening. RM 4,80). Sie stammt aus dem Indischen und erfuhr im 14. Jahrhundert eine persische Nachbildung, nach der wiederum zwei Neubearbeitungen, eine persische und eine türkische, gemacht wurden. Die zweite persische Fassung, die aus dem 17. Jahrhundert stammt, hat Karl Jakob Ludwig Iken, die türkische Georg Rosen, der gründliche Kenner des Orients, ins Deutsche übersetzt. In England genießt das Papageien-

buch fast den gleichen Rang wie die Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht. Die taktvolle Eindeutschung durch Schmidtbonn, der ohne jede Künstelei in einer naturnahen Sprache den Sinn des Originals rein wiedergibt, kann ihr denselben Platz in Deutschland verschaffen. Bekanntlich bilden den Inhalt dieser köstlichen Sammlung die Geschichten, die ein kluger Papagei der schönen Mahi Scheker erzählt, um sie während der langen Abwesenheit ihres Mannes vor dem geplanten Ehebruch zu bewahren, was ihm durch die Anmut der spannenden, zum Teil ineinandergeschachtelten Erzählungen unter scheinbarem Zureden zur Vereinigung mit dem Geliebten so gut gelang, daß Mahi Scheker, als er endlich seine letzte Erzählung beendet hatte und sie nun zu ihrem Geliebten eilen wollte, an der Tür in die Arme ihres Mannes lief. — Wilhelm Schäfer hat als eine schöne Gabe zu seinem 70. Geburtstag einen „Wendekreis neuer Anekdoten" herausgegeben (München, Langen/Müller. 264 Seiten). Seine Meisterschaft in diesen kurzen Erzählungen, die bestes alemannisches Erbgut ist, kennen wir aus der früheren Sammlung „Anekdoten", die jetzt schon im 45. Tausend vorliegen. Ein feines Vorwort legt Rechenschaft ab, warum Schäfer sich sein Leben lang um diese kurzen Erzählungen bemüht hat: um der epischen Form in einer Zeit treu zu bleiben, die sich der Zustandschilderung bis zur Ausschweifung ergab. — Der Roman eines Lachses „Laikan" (München, Kösel-Pustet. RM 3,80), den wir bei seinem Erscheinen hier anzeigten, liegt in einer neuen billigen Sonderausgabe im 4. und 6. Tausend vor. Sein Verfasser Josef Wenter, der Südtiroler Dichter, der jede Förderung verdient, wird nun den Weg mit diesem lebendigen Tierbuch zu weitesten Kreisen finden.

Ein weiteres Tierbuch „Quilepp und Quila", mit dem Untertitel „Ein Reiher-Roman", von Johannes Heinrich Braach (Potsdam, Rütten & Loening. RM 3,80) ist von großem Reize. Man erlebt in dem Schicksal dieses Reiherpärchens in einem Naturschutzgebiet des Altrheins alles das mit, was diese edlen Tiere an Freuden und Leiden in Freiheit und Gefährdung durchzumachen haben, und wird zu tieferem Verständnis und zu größerer Liebe zu den Tieren geführt. Die 12 Tafeln nach Lichtbildern sind ganz ausgezeichnet aufgenommen.

Anna Hilaria von Eckhels Roman „Rings um ein Streichquartett" (Breslau, Bergstadt-Verlag. RM 3,25) erschien zunächst im Jahre 1924 und erlebt jetzt eine neue wohlfeile Ausgabe im 7. bis 9. Tausend. Das hat diese sehr musikalische Erzählung aus der Schubert-Zeit wohl verdient.

Auf die Frage „Wo ist Bernd Anders?" erteilt der Roman von Max Wild (Berlin, Mehdem-Verlag. 243 Seiten) die Antwort: „Nur die GPU. weiß es!" Um die Befreiung des jungen Deutschen Anders, der im Glauben an die kommunistische Irrlehre als Ingenieur nach Sowjetrußland ging, um bald ernüchtert in die Hände der Tscheka zu fallen und als Sklave mit Spezialkenntnissen Dienste zu leisten, dreht sich die oft abenteuerliche Handlung. Sie gelingt durch die Geschicklichkeit eines Deutschen, der sich unter schwerster persönlicher Gefährdung in die Höhle des Löwen begibt, weil er die Hilfe einer Geheimorganisation, Todfeinde der Sowjets, findet. Hier wird in spannender Form ein gut Teil erschütternde Wahrheit über das sowjetrussische Paradies an weite Kreise herangetragen.

Veit Bürkle, der Dichter der feinen Geschichte aus dem Zwischenreiche „Über die Schwelle", gibt in seinem neuen Buch „Bernardo Philippi oder Die Begegnung mit der wilden Erde" (Heilbronn, Eugen Salzer. 246 Seiten) ein ergreifendes Bild deutschen Schicksals in Übersee. Er schildert die Landnahme deutscher Menschen in Chile, die ein deutscher Seemann Bernardo Philippi nach drüben gerufen hatte, in den Jahren 1848/49, in denen der Ruf nach Draußen in Deutschland so viele willige Ohren fand. Das zähe Ringen um die Urbarmachung des wilden Landes, die schweren Kämpfe und Nöte und das siegreiche Durchhalten, bis hier ein Stück deutschen Lebens im fernen Lande entstand, wird ebenso ergreifende Wirklichkeit wie der tragische Tod Philippis, der der Blutrache der Wilden für die Sünden der Chilenen zum Opfer fiel.

Es ist sehr zu begrüßen, daß eine neue Auflage der deutschen Übersetzung des vielleicht stärksten europäischen Bauernromans erschienen ist, des nobelpreisgekrönten polnischen Romans „Die Bauern" von W. St.

Reymont (Jena, Eugen Diederichs. Übertragung von Jean Paul d'Ardeschah. 1287 Seiten. RM 9,50). Vor 25 Jahren erschien die erste Auflage, jetzt liegt dieses starke Buch im 20.—25. Tausend vor. Mit diesem Roman trat die polnische Dichtung in die Reihe der Weltliteratur. Von seinem Reiz hat die Zeit nichts genommen, die unübertrefflichen Vorzüge wirken heute wie einst, als in unseren jüngeren Jahren dieser Roman uns zum Erlebnis wurde. Von ihm selber braucht man nicht zu reden und kann nur jedem raten, ihn selbst zu lesen, zur eigenen Bereicherung. Aber der Weg dieses Buches ist interessant und nachdenklich genug, denn es hat lange Kämpfe und eines zähen Durchhaltens des Verlages bedurft, um seinen endgültigen Publikumserfolg — der Presseerfolg war von Anfang an da — durchzusetzen. Eigentlich brachte den Durchbruch erst die Verleihung des Nobelpreises an Reymont im Jahre 1924. Wir haben allen Grund, dem Verlag Diederichs zu danken, daß er diese neue Ausgabe in bester Ausstattung veranstaltet, denn dieses Stück Leben in Glück und Leid, im Himmel und im Inferno menschlicher Leidenschaften muß Allgemeinbesitz werden.

Sigrid Undset gibt eine feine und tiefe Weihnachtsgeschichte „Weihnachtsfrieden" (Graz, Styria. 56 Seiten) mit Holzschnitten von Ernst Dombrowski, ins Deutsche übertragen von Ernst Alker, erschienen als Band 24 der „Deutschen Bergbücherei", heraus. In der Gestalt einer prachtvollen alten Bäuerin wird die Erlösung und Aussöhnung ihrer Angehörigen mit Gott durch ihr opferwilliges Verhalten bewirkt. Christliche Elemente mischen sich hier mit altem Volksglauben zu einer harmonischen Vereinigung.

In Deutsch-Ostafrika spielt der Roman von Josef Viera „Maria in Petersland" (Breslau, Bergstadtverlag). Der Verfasser ist ein Mitkämpfer Lettow-Vorbecks gewesen und zeigt hier an dem Schicksal einer jungen Deutschen, die unter den schwierigsten persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, eigentlich durch einen Irrtum in die Kolonie geraten, ihren Platz erwirbt und in schwerster Zeit hält. Hier ist nichts von einer Verzeichnung afrikanischer Umwelt, sondern alles ist ebenso echt gesehen wie lebendig dargestellt.

Der Wandsbecker Bote

Hätte Matthias Claudius nichts weiter geschrieben als den wundervollen Brief an seinen Sohn Johannes vom Jahre 1799, so würde er schon den vollen Anspruch auf den Ehrenplatz als getreuer Eckart der deutschen Seele haben. Aber aus seinem Schaffen ist so vieles unvergänglich und unverlierbar, daß eine verständnisvolle Auswahl keinerlei Begründung bedarf. Jetzt sind in der Reihe der „Helios-Klassiker" (Leipzig, Philipp Reclam jun. RM 2,45) seine Ausgewählten Werke erschienen, eingeleitet und herausgegeben von Konrad Nußbächer. Die Anordnung ist nach der Urausgabe der gesammelten Werke vorgenommen, die sich bekanntlich nach der Erscheinungszeit im „Wandsbecker Boten" ausrichtete. So hat auch diese Ausgabe den Reiz des Unmittelbaren, weil in buntem Wechsel, wie der Tag und die Stunde der Eingebung es mit sich brachten, Matthias Claudius' Äußerungen in Lyrik und Prosa dargeboten werden. Die unverlierbaren Werte dieses im tiefsten Sinne dichterischen und lyrischen Menschen, der dazu von lauterstem Charakter war, sprechen für sich selbst. Nußbächer hat es verstanden, durch die Auswahl wie durch sein Lebensbild des Wandsbecker Boten ihn auf dem Hintergrunde seiner Zeit in seiner Bedingtheit, aber vor allem auch in seiner ständigen deutschen Wirkungsmöglichkeit für alle Zeiten gültig festzulegen.

Vorstoß zu den Sternen

In dem Buche „Das All und wir" gibt Robert Henseling eine Darstellung des Weltgefühls der Gegenwart und seiner Urgeschichte (Berlin, G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung. 208 Seiten, 159 Abbildungen auf 48 Tafeln und im Text). Der bekannte Verfasser versteht es auch hier, in fesselnder und packender Form in die großen Probleme der Stellung des Menschen zum All und der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten einzuführen. Hier werden wirkliche Erkenntnisse gegeben, gestützt auf uraltes Menschheitsgut, vor allem sei auf den Abschnitt „Die Maya als Astronomen" hingewiesen. Den Inhalt dieses Buches in seiner unendlichen Reichhaltigkeit und seinen großen Zusammenhängen kann keine Besprechung ausschöpfen. Man soll es lesen. Für Henselings Einstellung ist bestimmend, daß es nur eine Haltung des Menschen vor der Schöpfung und ihrer Seele gibt: stumme Ehrfurcht. Er nimmt die These des Astronomen W. Foerster an, daß die besondere Bedeutung der Astronomie für die Erziehung des Menschengeschlechts darauf beruhe, daß in ihrer Arbeit ein sittlicher Kern der Wahrhaftigkeit, des unerschütterlichen Vertrauens auf die Übereinstimmung reiner, stetiger Gesetzmäßigkeit unseres Denkens, Gestaltens und Wirkens mit der Gesetzmäßigkeit der großen Welt enthalten ist, eines Vertrauens, welches uns gegenüber dem so veränderlichen Mikrokosmos der Energieformen unseres Organismus auch die Stetigkeit der sittlichen Freiheit und der harmonischen Güte im Gemeinschaftsleben und damit Glück und Ruhe ohnegleichen verbürgt.

Ein Bekenntnisbuch

Das Buch von Cecil Lewis „Schütze im Aufstieg" (Berlin, Rowohlt. RM 6,50), in der deutschen Übertragung von Hans Reisiger, ist ein in jeder Beziehung ungewöhnliches und erregendes Buch. Cecil Lewis trat im Weltkriege mit 17 Jahren als Freiwilliger beim Königl. englischen Fliegerkorps ein und wurde bald dank seines hervorragend fliegerischen Könnens einer der besten englischen Kriegsflieger. Seine Erlebnisse im Kriege unterscheiden sich nicht wesentlich von denen anderer guter Flieger auf allen Seiten, aber ungewöhnlich ist die Art seiner Darstellung. Denn hier spricht ein blutjunger Mensch, der dem großen Erlebnis Krieg eigentlich ganz unvorbereitet gegenübergestellt wurde, und deshalb ist sein Bekenntnisbuch so wichtig, weil es für eine ganze Generation spricht. Durch die nüchterne und oft burschikose Darstellung seiner Fronterlebnisse bricht immer wieder eine große Nachdenklichkeit vor den ewigen Tatsachen menschlichen Lebens und ein in seiner Einfachheit oft rührendes Ringen mit den großen Problemen. Auch in diesem Buche offenbart sich die Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens der wahren Frontkämpfer. Es ist bei allem starken und mutigen Geschehen ein sehr nachdenkliches Buch, das man in den Händen vieler Soldaten und junger Menschen sehen möchte. Nach dem Kriege ging Lewis, dem der Krieg ja gar keine Vorbereitung für ein späteres Leben gelassen hatte, für zwei Jahre nach China als Fluglehrer, bis er dann seine fliegerische Tätigkeit für immer beendete. Über das Glück und den Rausch des Fliegenkönnens ist kaum je Hinreißenderes gesagt worden als hier, und zu gleicher Zeit wohl auch kaum Nachdenkliches gegen den Krieg als von diesem ehrlichen und mutigen jungen Menschen.

Das Reich der Tiere

Von dem glänzend ausgestatteten Standardwerk „Das Reich der Tiere" (Berlin, Deutscher Verlag. Je Band RM 25,–) ist jetzt der dritte Band erschienen: „Die Tiere der Steppen, Wüsten und

Gebirge". Herausgeber sind Artur Berger und Josef Schmid, als Mitarbeiter werden bekanntlich die besten Tierschilderer aus aller Welt herangezogen. Die Tiere der Steppen und Wüsten bearbeitet Rudolf Mell, die Tiere der Gebirge Franz Graf Zedtwitz, das Tierleben in der Kultursteppe Erich Heidenreich und Max Wolff, Inseltiere und Tierinseln Rudolf Mell, die Haustiere Max Wolff. Konrad Guenther behandelt das Tier in der Natur, Max Wolff gibt eine Übersicht des zoologischen Systems. Die Abbildungen, 412 im Text, dazu 36 Tafeln, sind schlechthin ausgezeichnet.

In zwei Bänden ist der „Volks-Brehm" erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut. Zusammen 640 Seiten Text, 64 bunte Tafeln, 403 einfarbige Abbildungen. Je Band RM 4,80). Diese beiden Bände, die auf Grund der Arbeit von Brehm Dr. Walter Rammner schrieb, bedeuten eine selbständige neue Arbeit, bei der nach dem Vorbild des klassischen Meisters der Tierbeschreibung alle Ergebnisse neuester Forschung berücksichtigt sind und in allgemeinverständlicher Form mit tiefem Verständnis für die Kreatur dem großen Publikum nahegebracht werden. Band 1 behandelt die Wirbellosen und die Fische, Band 2 die Lurche, die Kriechtiere, die Vögel und die Säugetiere.

Allbuch Band 3

Mit musterhafter Pünktlichkeit geht der „Neue Brockhaus" seiner Vollendung entgegen. Jetzt liegt der 3. Band, umfassend die Buchstaben von L–R vor, und das baldige Erscheinen des 4. Bandes ist angekündigt (Leipzig, F. A. Brockhaus. Je Band RM 11,50). Es heißt allmählich, Eulen nach Athen tragen, wenn man immer wieder die Vorzüge dieses Konversationslexikons bei jedem neuen Bande hervorhebt. So darf es genügen, wiederum darauf hinzuweisen, daß der praktische Gebrauchswert des „Allbuches" nicht zu übertreffen ist, denn neben den Vorzügen der anderen guten Konversationslexika gibt er auch über alle, aber wirklich über alle, auch die mundartlichen deutschen Wörter Auskunft und erzieht zu gleicher Zeit zum Gebrauch eines guten Deutsch. Seine Unentbehrlichkeit wird dadurch erhöht, daß auch im Bilde, z. B. bei Maschinen, die Bezeichnung für jeden einzelnen Teil, also auch hier auf der sprachlichen Basis, genau gegeben wird.

Rudolf Pechel.

Berichtigung

In dem Aufsatz von Hofrat Max von Millenkovich-Morold „Richard Wagner in Wien" (Maiheft 1938) ist auf Seite 129, 2. Absatz, Zeile 5–6, versehentlich ein Satz ausgelassen worden. Es mußte natürlich heißen: „Hans Richter, der Bayreuther Dirigent von 1876, ist der Statthalter Richard Wagners in Wien. Allerdings nur bis 1900. Aber die Verbindung Wien-Bayreuth wird dadurch kaum gelockert." Die Schriftleitung.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Wolf Goetze, Oelsnitz i. V. – Harald v. Koenigswald, Bornim-Potsdam. – Professor Dr. Ernst Bertram, Köln. – Dr. Edith Ebers, München. – Dr. Walter v. Gulat-Wellenburg, München. – Ina Seidel, Starnberg am See. – Geheimrat Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin. – Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirrmeister, Leipzig • DA. I. Vj. 1938: 3703 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.